
3 1761 05346112 5

Im Bannkreis Babels.

Panbabylonistische Konstruktionen
und Religionsgeschichtliche Tatsachen.

Von

F. X. Kugler, S. J.

Mit 7 Abbildungen.

213014
14. 6. 27

Münster i. W. 1910.
Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung.

Druck der Aschendorffschen Buchdruckerei.

Germany

Zur Aufklärung.

Die weltgeschichtliche Bedeutung der babylonischen Kultur ist im letzten Jahrzehnt der Gegenstand vielfacher, oft sehr lebhafter Erörterungen gewesen. Begreiflicherweise! Was selbst den führenden Geistern des klassischen Altertums eine terra incognita war oder hinter dem Nebelschleier von Mythus und Sage ihnen nur als ganz schattenhaftes Wesen erschien, das steht jetzt dank der erfolgreichen Ausgrabungen und rastlosen assyriologischen Forschung im hellen Lichte der Geschichte vor uns: eine materielle und geistige Kultur von ungeahntem Alter, bewunderungswürdiger Höhe der Entwicklung und außerordentlicher örtlicher Verbreitung. Die altbabylonischen (aus dem 3. Jahrtausend stammenden) Königsinschriften, die größtenteils in sumerischer (nicht semitischer) Sprache abgefaßt sind, bringen uns Kunde von zahlreichen blühenden Städten und einzelnen Königreichen, von den kriegerischen Unternehmungen und großartigen Bauwerken ihrer Fürsten, von sich einander ablösenden Dynastien, von einer überall hervortretenden Verehrung göttlicher Naturgewalten, einem systematisch gegliederten Pantheon und Priestertum, einem organisierten Kult. Zahlreiche Verwaltungsurkunden aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends bezeugen außerdem eine geradezu staunenswerte Entwicklung der Agrikultur und einen technischen und kommerziellen Betrieb, von dem das heutige Mesopotamien keine Ahnung hat. Unter den Königen Sargon von Agade (Akkad) und Narâm-Sin, die ein geistreicher Forscher noch vor 13 Jahren als „mythische Schwimmer in gurgite vasto“ ansah, vollzog

sich eine Verschmelzung der sumerischen (südbabylonischen) und der akkadischen (nordbabylonischen. semitischen) Kultur, die uns in den doppelsprachigen Inschriften der Ḫammurapi-Zeit anschaulich als vollendete Tatsache entgegentritt. Die gewaltige Ausdehnung des Reiches der erstgenannten Könige (von Elam bis zum Mittelländischen Meer) hatte naturgemäß auch eine weite Verbreitung der sumero-akkadischen Kultur und Religion im Gefolge. Was Sargon inauguriert, hat sich unter Ḫammurapi, dem Begründer der Vorherrschaft Babels, erneut und dauernd befestigt. Als Hüter einer doppelten Kultur blieb Babel anderthalb Jahrtausende hindurch, trotz zeitweiser politischer Ohnmacht, das geistige Zentrum Vorderasiens. In ihm lebte die Schriftsprache der Sumerer (der Erfinder der Keilschrift), ihre Rechtsanschauungen und religiösen Vorstellungen in ähnlicher Weise fort wie die Sprache, Rechtsinstitutionen und manche Gebräuche Roms im mittelalterlichen Europa. Die babylonische (semitische) Umgangssprache aber, die nach dem Zeugnis der El-Amarnatafeln im XV. Jahrhundert v. Chr. selbst in Kleinasien, Cypern und Ägypten, wenigstens an den Fürstenhöfen, wohlbekannt war, vermittelte jenen Ländern gewiss auch manche Elemente der sumero-akkadischen Kultur.

Angesichts dieser Tatsachen ist die Frage, inwieweit die zivilisierten Völker des Altertums ihren geistigen Besitzstand durch babylonische Spenden bereichert haben, nicht nur berechtigt, sondern auch für das volle Verständnis der antiken Welt unerläßlich.

Während nun einige Gelehrte ihr Interesse fast lediglich auf die etwaigen Abhängigkeitsbeziehungen des alttestamentlichen Judentums und des Neuen Testamentes konzentriert haben, gingen andere — die Panbabylonisten — weit über dieses Ziel hinaus. Ihr Spürsinn witterte überall: in Ostasien, Ägypten, Griechenland, bei den Römern und Germanen, ja sogar den zentralamerikanischen Völkern, vor allem aber auch

in der Bibel babylonische Einflüsse. Wie in dem bekannten Babel-Bibel-Streit kam es indes auch hier nicht auf Entlehnungen irgendwelcher Art, sondern lediglich auf solche an, die dem Gebiete der Religion angehören oder doch mit dieser in naher Beziehung stehen, d. h. auf ein in Babylonien heimisches System von kosmologisch-mythologischen Lehren, wie es sich durch lange und eifrige Pflege der Sternkunde und Kalenderwissenschaft herausgebildet haben soll. Je höher das Alter dieses Systems, um so günstiger waren natürlich auch die Vorbedingungen seiner allgemeinen Verbreitung über die ganze Welt. Und in der Tat soll es bereits in altbabylonischer Zeit eine vollendete Tatsache gewesen sein. So die von Winckler nach Stuckenschem Muster seit 1901 begründete panbabylonistische Lehre. Mit ihr werden wir uns eingehend zu befassen haben.

Handelte es sich dabei nur um die Zurückweisung eines in jeder Beziehung haltlosen Systems — in der Tat ist der ‚Panbabylonismus' nichts anderes —, so würde ich meine Bemühungen herzlich bereuen. Denn in diesem Falle hätte ich mir die Sache viel leichter machen können, indem ich an einigen grundlegenden Aufstellungen gezeigt hätte, daß die Panbabylonisten entweder nichts beweisen, oder bei ihren Argumentationen vollständig fehlgreifen. Ich glaubte es indes den wissenschaftlichen Kreisen, für welche diese Schrift in erster Linie bestimmt ist, schuldig zu sein, wo immer es nur wünschenswert ist, auf Grund der Texte auch den positiven Gegenbeweis zu erbringen.

Außerdem traten hierbei eine Reihe religionsgeschichtlicher Fragen auf, die ich nicht ungelöst lassen wollte. Diese positive Arbeit ist gewiß lohnender als die Niederlegung eines morschen Baus. Doch bedarf es keines Beweises, daß auch letztere mit Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit geboten ist. Denn, bilden die eigentlichen Panbabylonisten auch nur ein kleines Häuflein, so

ist doch die Zahl derer, die manchen ihrer Behauptungen noch ein gewisses Vertrauen entgegenbringen, nicht gering. Das kommt daher, daß zur Würdigung der hier einschlägigen Fragen nicht nur assyriologische sondern auch astronomische, chronologische und ethnologische Kenntnisse erfordert sind, eine Kombination von z. T. sehr weit auseinanderliegenden Disziplinen, die nur dem möglich ist, der viele Jahre hindurch seine ganze Kraft darangesetzt hat. Diesem Umstand ist es auch zuzuschreiben, daß der Panbabylonismus selbst nach der schwersten Niederlage sich von seiner Betäubung anscheinend rasch erholt und im Vertrauen auf die Unsicherheit des öffentlichen Urteils kecker das Haupt erhebt als je zuvor.

Wir sahen oben, daß der Panbabylonismus ein sehr hohes Alter der babylonischen Sternkunde und Kalenderwissenschaft fordert. Als ich nun in dem I. Buch von Sternkunde und Sterndienst in Babel (1907) darauf hinwies, daß erst im Laufe der letzten sieben Jahrhunderte v. Chr. eine eigentliche Astronomie sich entwickelte, und daß in früherer Zeit von einer auch nur annähernd richtigen Bestimmung der Stern-, Mond- und Sonnenpositionen, der Äquinoktien, des Planetenlaufs, des Verhältnisses von Sonnen- und Mondjahr nicht die Rede sein könne, daß insbesondere die Präzession der Äquinoktien erst durch Hipparch entdeckt worden sei, da geriet das panbabylonistische Lager in nicht geringe Aufregung. A. Jeremias schrieb mir alsbald, daß ich durch derartige Aufstellungen die babylonische Kultur zerstöre, und daß es zu ernsten Diskussionen kommen werde. 1908 erschien auch wirklich seine geharnischte Kampfschrift ‚Das Alter der babylonischen Astronomie‘, welche die drohende Gefahr beschwören sollte. Hatte ihm doch ein ‚süddeutscher Freund‘ geschrieben: „Es brennt an allen Ecken und Enden und überall wird siegesgewiß der Tod von Wincklers altorientalischer Weltanschauung verkündet“ (10[3]). Und mehrere Äußerungen von angesehenen Gelehrten ließen auch wirklich keinen Zweifel daran aufkommen. „Am

entscheidendsten zeigt sich die Wirkung der Kuglerschen Auffassung . . . in einem Vortrag, den der Historiker Ed. Meyer in der Berliner Akademie [1] der Wissenschaften kürzlich gehalten hat" (10). „Das hier wiedergegebene Bekenntnis Ed. Meyers ist offenbar wie das Urteil Bolls [2] durch Kuglers Buch veranlaßt . . ." (12). „Diese Opposition [P. W. Schmidts S. V. D.] [3] wird nun Schritt für Schritt mit den Thesen Kuglers begründet, die P. Schmidt für unerschütterlich hält" (17). „Vgl. vor allem Luzacs Oriental List 19 (1908) p. 16": [„If these assertions (Kuglers) based on astronomical calculations will prove to be correct, most of the theories forwarded by Stucken, Winckler and others, will fall to the ground"].

Damit war die Kriegserklärung motiviert. Der Ausgang des Kampfes ist bekannt. In meinem Aufsatz „Auf den Trümmern des Panbabylonismus" (Anthropos 1909, S. 477—499) wurde der dokumentarische Nachweis erbracht, daß der Wortführer des Panbabylonismus weder in der Himmelskunde und Kalenderwissenschaft der Babylonier noch in der elementaren Astronomie überhaupt sich auch nur einigermaßen auskennt, und daß ihm die einschlägige keilinschriftliche Literatur eine terra incognita ist. Als nicht viel besser erwiesen sich seine astralmythologischen Erklärungen, die er übrigens fast samt und sonders Winckler und andern entlehnte. Vor allem aber zeigte sich, daß die Behauptung vom hohen Alter der babylonischen Astronomie und Kalenderwissenschaft völlig aus der Luft gegriffen war [4]. Nur in einigen wenigen Punkten mußte ich

[1] Sitzungsbericht 1908, XXXII, S. 648 ff.

[2] Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. Februarheft 1908.

[3] Panbabylonismus und ethnologischer Elementargedanke, Mitteil. der Anthropol. Gesellsch. in Wien, 38. Bd. (der dritten Folge VIII. Bd.) II. Heft, 73 ff. (Diskussion S. 89 ff.). [Vgl. übrigens auch S. 78—87, wo P. Schmidt besonders hervorhebt, daß Jeremias für die Ausdehnung des Panbabylonismus auf die Naturvölker auch nicht einen einzigen Beweis beigebracht hat.] Anthropos III (1908) S. 156 ff.

[4] Vergebens hat man später den Sachverhalt dadurch zu verschleiern gesucht, daß man mir die Ansicht unterschob, der Panbabylo-

auf das damals im Druck befindliche II. Buch meiner Sternkunde verweisen, teils weil mir zu langen Ausführungen der Raum fehlte, teils weil ich nicht mein Hauptwerk durch Vorwegnahme des Stoffes schädigen wollte. Es war aber auch wahrlich nicht nötig, all den willkürlichen Behauptungen sofort mit inschriftlichen Argumenten zu begegnen; denn es waren der Gründe schon übergenug.

---

nismus setze bereits im 2. und 3. Jahrtausend v. Chr. einen wissenschaftlichen Betrieb der Himmelskunde im modernen Sinne voraus. Ich hielt mich vielmehr genau an das, was JEREMIAS behauptet hatte und z. T. noch behauptet. Nach ihm kannte man bereits in Altbabylonien eine geordnete Topographie des Himmels, die Lage der Sonnenbahn und des Äquators, den 8jährigen und 19jährigen Schaltzyklus (also das Verhältnis von Mond- und Sonnenlauf), die Finsternisperiode, die Umlaufszeiten der Planeten (wenigstens annähernd), die Lage der Äquinoktialpunkte, die Präzession der Äquinoktien, die Phasen der Venus u. a. m. Die alten Babylonier sollen sogar den ziemlich genauen Betrag der Präzession von 50″ pro Jahr gekannt haben! Wäre alledem wirklich so, dann müßten wir auch annehmen, daß man schon lange zuvor in Babylonien eine wirklich wissenschaftliche Himmelsbeobachtung (wenn auch nur genähert richtige Zeit- und Ortsbestimmungen) gepflegt hätte gleichviel, ob dieselben letztlich in den Dienst der Astrologie gestellt wurden oder nicht. Die Darstellung bei JEREMIAS, Das Alter der babyl. Astron.[2] p. 4, wonach die verschiedene Auffassung von „wissenschaftlicher Astronomie“ eine Hauptursache des Streites sei, ist also ganz und gar irreführend. Nicht um Definitionen drehte sich der Streit, sondern um eine Summe von Einzeltatsachen. (Übrigens habe ich wissenschaftliche Astronomie nicht in dem bewußten Streben nach Erkenntnis der „solaren“, sondern der stellaren Gesetzmäßigkeiten gesucht.) Wenn aber JEREMIAS (l. c.) nachträglich erklärt: „Astronomische Einzelheiten kommen für die mich interessierende Frage nicht in Betracht“, so muß man sich verwundert fragen, warum er eigentlich eine ganze Reihe von solchen Einzelheiten aufgestellt und mit allen nur erdenklichen Mitteln zu verteidigen gesucht hat. Das geschah doch offenbar — wie auch seine ganze Schrift ‚Das Alter d. babyl. Astronomie‘[1] bezeugt — aus Furcht für den Bestand der altorientalischen Weltanschauung der Panbabylonisten. Und unbegründet war diese Furcht gewiß nicht. Denn eine Himmelskunde, die sich auf primitivere Wahrnehmungen beschränkte, konnte jener Weltanschauung keine genügende Grundlage bieten.

Anfangs November 1909 erschien übrigens das II. Buch m. ‚Sternkunde‘, in welchem ich ausführlich auf die ältere babylonische Himmelskunde und Kalenderwissenschaft einging und u. a. auch mein — nur ein halbes Jahr zuvor — gegebenes Versprechen vollkommen einlöste. Damit war meine Aufgabe erledigt. Denn es war der Beweis erbracht, daß die Voraussetzungen der Panbabylonisten bezüglich des Alters der babylonischen Astronomie nicht zutreffen, und daß folglich auch die altorientalische Weltanschauung Wincklers, die auf jenen Voraussetzungen beruht, hinfällig ist. Deshalb glaubte ich mit Fug und Recht von ‚den Trümmern des Panbabylonismus‘ reden zu dürfen. Auf das Wincklersche System selbst einzugehen, hatte ich vor einem Jahre um so weniger Veranlassung, als auch Jeremias selbst in seiner gegen mich gerichteten Schrift sich auf die altbabylonische Astronomie als der Grundlage jenes Systems beschränkte. *Erst die neuesten Kundgebungen der Panbabylonisten ließen es wünschenswert, ja notwendig erscheinen, auch die willkürlichen ethnologischen Voraussetzungen und astralmythologischen Konstruktionen Wincklers einer eingehenden öffentlichen Kritik zu unterziehen.* Sollte daher letztere dem von mir wegen seiner *wirklichen* Verdienste um die Assyriologie hochgeschätzten Forscher eine herbe Enttäuschung bereiten, so hat er dies zunächst ganz und gar der Unklugheit seiner Freunde (A. Jeremias, Peiser und Erbt) zu verdanken, welche mir die Abfassung der vorliegenden Schrift gewissermaßen *aufgenötigt* haben.

Natürlich erschien wiederum A. Jeremias als tapferer Ritter zuerst auf dem Plan, indem er der ersten *Auflage* seiner Schrift ‚Das Alter der babylonischen Astronomie‘ schleunigst eine zweite folgen ließ. Die Natur derselben und die eigentümliche Taktik ihres Verfassers werden wir im Laufe der folgenden Darlegungen (S. 36[1] ff., 40[2] ff., 87[1] f., 95 f., 101) noch genugsam kennen lernen. Nicht minder lehrreich ist

das Verhalten seiner Freunde W. ERBT und F. E. PEISER, die beide in derselben Nummer der Orientalischen Literaturzeitung (1909, XII) recht seltsame persönliche Angriffe gegen mich gerichtet, sachliche Erwägungen dagegen entweder ganz vermieden oder von vornherein in irrige Bahnen geleitet haben. Am liebsten würde ich an derartigen literarischen Erscheinungen schweigend vorübergehen. Der Wahrheit wäre aber damit kein Dienst geleistet. Denn gerade das Verhalten der beiden Herren ist sehr geeignet, das Wesen der panbabylonistischen Bewegung von einer neuen Seite zu beleuchten.

Wer ist Herr WILH. ERBT?

Lizentiat, Dr. phil., Oberlehrer an dem Louisenstiftgymnasium zu Posen. Er soll dort Geschichte dozieren. Literarisch hat er sich durch eine Reihe kleinerer Schriften, besonders durch sein Buch ‚Die Hebräer' (1906) nicht gerade vorteilhaft bemerklich gemacht. Über letzteres urteilt der Exeget VOLZ [1], es sei ein „orakelhaftes Buch" und fährt fort: „ERBT ist ein Nachahmer WINCKLERS in der Geschichtskonstruktion, treibt aber im Unterschied von WINCKLER nicht Geschichtskonstruktion im großen Stil, sondern in Einzelheiten; wie sein Meister erklärt er all das wechselvolle Leben der Geschichte aus einer einzigen Wurzel; was nicht will, muß. Im einzelnen fehlt es nicht an geistreichen Bemerkungen; aber das Ganze ist verfehlt." ALFR. BERTHOLET [2] protestiert lebhaft gegen ERBTS „unerträgliche souveräne Verachtung der schlichten Aussagen der Quellen", dessen Darstellung auf einer „bis zur Phantastik kühnen" Kombination von Stellen beruhe, deren „zweifelhafter Wortlaut den wildesten Vermutungen freien Spielraum gewährt"; auch hofft BERTHOLET keine Verständigung mit einem Manne, der im Hochgefühl seiner »Feststellung großartiger, weitblickender, die Wirklichkeit voll erfassender Gesichtspunkte« — ERBTS eigene Worte! — auf andere herabschaut. Auch PRAŠEC [3], der sich der denkbar größten Milde befleißigt, urteilt nicht anders. „ERBT'S book — so beschließt er seine Kritik — inspite of all the diligence and acutenes is to be regarded rather as a warning example of how scientific investigation can lose its way, than as an enrichment of our knowledge." Ähnlich andere.

Und dieser Mann sitzt in der Oriental. Literaturz. fortwährend zu Gericht über religions- und kultur-

[1] Theol. Jahresber. 1908, 160.

[2] Theol. Literaturz. 1907, Sp. 497 ff.

[3] Expository times 1906, 550 ff. Vgl. u. a. auch ÖTTLI, Beweis d. Glaubens, 1906, 274.

geschichtliche Arbeiten ernster Forscher! Noch mehr! Er maßt sich dort selbst ein Urteil über babylonische Archäologie und über babylonische Astronomie [!] an, obwohl er weder Assyriologe noch Astronom ist. Ist es nötig, dem noch ein Wort beizufügen? Ich glaube nicht.

Und nun zu Herrn F. E. PEISER, Prof. a. d. Universität Königsberg, Redakteur der Orientalischen Literaturzeitung. Hier haben wir doch wenigstens einen Assyriologen vor uns. Es ist nur zu bedauern, daß eine handgreifliche Parteipolitik seinen Blick für objektive Wahrheit nicht wenig getrübt hat und ihm infolgedessen auch jene vornehme und leidenschaftslose Behandlung von Streitfragen abgeht, wie man sie von dem Herausgeber einer wissenschaftlichen Zeitschrift erwartet. In dieser Beziehung könnte er von seinem Heidelberger Kollegen, dem bekannten Redakteur der Zeitschr. f. Assyriol., gewiß noch manches lernen. Doch nun zur Sache!

Zunächst äußert er sein Befremden darüber, daß KUGLER in seinem Anthroposartikel sich auf sein demnächst erscheinendes Werk beruft, indem „er Lorbeeren im voraus pflückt, die er andern entreißt". Die Antwort auf den ersten Teil dieses Vorwurfs ist bereits oben gegeben. Was aber die entrissenen Lorbeeren betrifft, so erhebt sich die Frage, wer denn eigentlich darum gebracht worden ist. Die Panbabylonisten[1] gewiß nicht; denn die betreffenden Funde bezeugen gerade das Gegenteil von dem, was jene behaupten. Höchst

[1] Ich bemerke ausdrücklich, daß ich unter dem Namen ‚Panbabylonisten' nur diejenigen begreife, die in den Hauptpunkten den WINCKLERschen Aufstellungen beigepflichtet haben und auch jetzt noch darauf bestehen. Eine teilweise oder vorübergehende Zustimmung ist um so leichter verständlich und verzeihlich, als WINCKLER einerseits seine altbabylonische Weltanschauung mit der größten Zuversicht vorgetragen, andererseits aber niemals eine zusammenhängende Beweisführung geboten hat. Selbst seine unbedingten Lobredner (wie ERBT, Orient. Literaturz. 1908, Sp. 282) „bedauern, daß man sich vorläufig mit einem Überblick begnügen muß", und daß es ihm „unter der

befremdlich ist es obendrein, daß PEISER sich an der Publikation von ein paar klar formulierten Thesen stößt, deren Beweise damals nicht nur demnächst erscheinen sollten, sondern bereits gedruckt waren. Das ist um so wunderlicher, als P. Hunderte von unbewiesenen Behauptungen seiner panbabylonistischen Freunde sogar ohne jede Aussicht auf einen künftigen Beweis mit stillem Wohlgefallen passieren läßt. Salva aequitate ließe sich dies nur so erklären, daß nach P.s Ansicht in allen diesen Fällen gar keine Lorbeeren in Frage kommen.

Wohltuend berührt das Geständnis PEISERS: „Über die astronomischen Aufstellungen und Berechnungen KUGLERS haben wir kein Urteil als Fachleute“ ... Um aber die volle Wahrheit zu sagen, hätte er noch hinzufügen müssen: „ebensowenig über die Astronomie, Astrologie und die mit letzterer innig zusammenhängende Astralmythologie der Babylonier.“ P. hat sich ja um die Assyriologie manche Verdienste erworben, die ich anerkenne und ehre; dass befähigt und berechtigt ihn aber noch lange nicht, auf allen assyrologischen Spezialgebieten mitzureden oder gar eine autoritative Entscheidung zu fällen, insbesondere auf einem Gebiete, wo nur durch das Zusammenwirken verschiedener Wissenschaften ein wirkliches Verständnis erreicht werden kann. Das ist aber ganz unser Fall. Nur durch Verbindung von archäologisch-assyriologischen und mathematisch-astronomischen Untersuchungen war und ist es möglich, die astronomischen Keilinschriften zu entziffern und das Kalenderwesen der Babylonier zu würdigen. Ohne diese Errungenschaft langjähriger Bemühungen aber wären auch die Astro-

---

Wucht immer neuer Arbeiten ... bisher nicht vergönnt gewesen, seine Gedanken über Mythologie und Geschichtschreibung darzulegen. Daß er aber ständig an der Durchdenkung seiner ‚Formel‘ arbeitet, spürt man überall.“ Leider kommt diese ‚Durchdenkung‘ zu spät; sie hätte der Aufstellung der ‚Formel‘ vorausgehen müssen. Dann freilich hätte letztere nie das Licht der Welt erblickt.

logie und Astralmythologie der Babylonier in fast völliges Dunkel gehüllt geblieben. Oder was sollten wir mit Omina und Astralmythen anfangen, in welchen wir auf Schritt und Tritt rätselhaften Sternnamen und Himmelserscheinungen begegnen? So primitiv also auch die Himmelskunde war, die der ältern Astrologie und Mythologie zugrunde lag, so unerläßlich für ihre Erklärung ist der astronomische Calculus, und je dürftiger und unbestimmter die Angaben der astrologischen und mythologischen Tafeln sind, um so schwieriger ist die Berechnung. Wer freilich mit den freierfundenen altbabylonischen Astrallehren Wincklers sich zufrieden gibt, der bedarf weder paläographischer Studien, noch mühevoller Textinterpretationen, noch langwieriger astronomischer Rechnungen. Stat pro ratione voluntas! Und das ‚iurare in verba magistri' macht bekanntlich nicht nur kein Kopfweh, sondern erntet obendrein das Lob ‚verständnisvoller Würdigung' und die Zusicherung treuer Bundesgenossenschaft.

Ob und wieweit Peiser sich zu derartigen Maximen bekennt, wage ich nicht zu entscheiden; so viel darf ich aber zur Orientierung des Lesers hinzufügen, daß ich auf dem ganzen Gebiete der alt-, neu- und spätbabylonischen Astralkunde — trotz 13jähriger Tätigkeit auf demselben — niemals bleibende Spuren der wissenschaftlichen Tätigkeit Peisers entdecken konnte.

Ob ich selbst — wie Peiser liebenswürdig fortfährt — „auch nicht die geringste Vorstellung von dem Wesen und Grundgedanken des Panbabylonismus" habe, dürfte nach der Lesung dieser Schrift wohl auch ihm selbst recht zweifelhaft erscheinen.

Desgleichen werden die eingehenden, durchweg sehr anerkennenden Besprechungen, die der astronomische Teil meiner Untersuchungen seitens anerkannter Fachleute wie der Professoren Ambronn (Göttingen), Berberich (Berlin), Ginzel (Berlin), S. Günther (München), Plassmann (Münster), Schia-

PARELLI (Mailand) gefunden haben, geeignet sein, die Behauptung PEISERS „es liegt auch kein Urteil eines astronomischen Fachmanns [über KUGLERS astronomische Arbeiten] vor", in das rechte Licht zu stellen [1].

Im Anschluß hieran sei auch noch gewisser barometrischer Schwankungen gedacht, die einen interessanten Einblick in die panbabylonistischen Witterungsverhältnisse gewähren. Bereits im Jahre des Heils 1904 hatte ich die Ehre, von A. JEREMIAS [2] als ein Mann bezeichnet zu werden, „der auf dem Gebiete der Keilschrift-Astronomie als besondere Autorität zu gelten hat". Ein solches Lob wird natürlich nur dem Verdienst gespendet. WINCKLER [3] macht hierüber auch nähere Angaben: „Neueste Berechnungen [KUGLERS] haben ergeben, daß die indische und die chinesische Astronomie so völlig [sic!] von der babylonischen abhängen, wie wir es für die Mythologie und die Kalendermythen ebenfalls feststellen müssen."

1906 stieg das Barometer noch höher; denn WINCKLER schreibt [4]: „Der Astronom KUGLER hat die Richtigkeit des astralen Gedankens deshalb sofort erfaßt und der Forderung gemäß ihn an einer Erklärung des Gilgamesch-Epos aus dem Sternhimmel durchzuführen gesucht (Stimmen aus Maria-Laach

---

[1] Es mag nur noch beigefügt werden, daß das Urteil GINZELS sich nicht nur in astron. Zeitschriften, sondern auch sowohl in der Zeitschr. f. Assyr. 1900, S. 115 ff., als auch in LEHMANNS Beiträgen z. alt. Gesch. 1902, S. 189 ff. findet, also in Zeitschriften, die auch Herrn Prof. PEISER wohl bekannt sind. Ebenso konnte es ihm kaum entgehen, was auf dem Umschlag von Sternkunde II, 1, die er laut OLZ 1909, Sp. 527 schon vor der Drucklegung seines Artikels in Händen hatte, zu lesen ist — ganz abgesehen von den ihm als Redakteur zugegangenen Referaten über Sternkunde I. Und selbst, wenn dies alles im Drange der Redaktionsgeschäfte unbeachtet geblieben wäre, so bestand doch für PEISER die Pflicht, sich zuvor über den wahren Sachverhalt zu informieren. Löse sich jeder selber das hier aufgetauchte psychologische Rätsel!

[2] Altes Testament im Lichte des Alten Orients, S. 87.

[3] Die Weltanschauung des Alten Orients, S. 6 (und 48).

[4] Mitteilungen der vorderasiat. Gesellschaft XI, S. 120.

1904 4. [u. 5.] Heft)[1]." Mit gleicher Freude konstatiert JEREMIAS[1] 1907, daß „der Astronom und Assyriolog KUGLER den Zusammenhang der griechischen, arabischen, indischen und chinesischen Astronomie mit jener in Babylonien zur Evidenz erhoben", und bezeichnet es als „besonders wertvoll", daß ich durch meine Arbeiten über die Sternenfahrt des Gilgamesch die (von WINCKLER und JEREMIAS vertretene) „Auffassung vom babylonischen Weltsystem tatsächlich anerkannt" habe[2]. Damit schien ich endgültig der Schar der Bekenner eingereiht. Doch: Glück und Glas — wie bald bricht das! Noch im gleichen Jahr erschien meine Sternkunde I, wo ich sine ira et studio bereits ein paar Irrtümer der Panbabylonisten aufdeckte. Rasch sank jetzt das Barometer und kündete Sturm. Allen voraus fuhr gleich dem babylonischen Wettergott Adad Dr. med. Baron von ÖFELE[3]

[1] WINCKLER und JEREMIAS haben sowohl die Veranlassung als den Grundgedanken meines Aufsatzes ‚Sternenfahrt des Gilgamesch' völlig mißverstanden. Von WINCKLERS altbabylonischer Weltanschauung waren meine Darlegungen in keiner Weise beeinflußt. Ebensowenig sind diese eine direkte oder indirekte Bestätigung der Ideen WINCKLERS. Wenn ich zu zeigen versuchte, daß die Schicksale des ‚Zweidrittel-Gottes' Gilgameš sich dem Jahreslauf der Sonne anpassen und daß der Schauplatz des Epos nicht auf der Erde, sondern über derselben zu suchen ist, so folgt aus der Richtigkeit dieser Annahme in keiner Weise, daß nach babylonischer Anschauung alle irdischen Vorgänge das Spiegelbild der himmlischen sind. In Wirklichkeit hat die Phantasie des Dichters Irdisches und Himmlisches auf einer Bühne vereinigt, was bei der Vorstellung der Alten über die Höhe des Himmelsgewölbes nicht auffallend ist (vgl. unten S. 77 und 101 f.). Wie der Dichter sich aber auch die Sache im Einzelnen gedacht haben mag, so viel ist gewiß: die wechselnden astralen Erscheinungen, als eine Folge des Jahreslaufs der Sonne, bilden den eigentlichen Hintergrund des Epos. Diese Tatsache wird wohl jetzt von niemand mehr bestritten werden. Übrigens komme ich in Sternkunde III nochmals auf diesen Gegenstand zurück. Dann wird sich auch Gelegenheit bieten, auf die beachtenswerten Darlegungen JENSENS (Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur, 77 ff.) einzugehen.

[2] Die Panbabylonisten. Der Alte Orient und die ägyptische Religion, S. 26 und 11.

[3] Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften (GÜNTHER und SUDHOFF) 1908, Nr. 28, S. 390 ff.

mit Blitz und Donner gegen den treulosen Renegaten los: „Wenn die freie Wissenschaft zum Schutze unerfahrener Anfänger einen Index librorum prohibitorum, die nur mit besonderer Erlaubnis von einzelnen Vorgeschritteneren und Bejahrteren eingesehen werden dürfen, kennen würde, würde ich empfehlen, dies Buch von KUGLER (Sternkunde I) nach einem Ausdruck der Pharmacopoe in Tabula A dieses Index zu versetzen." Alsbald gingen auch zahlreiche Hagelschauer[1] gerade aus jener Gegend des Himmels nieder, von wo noch kurz zuvor die Sonne panbabylonistischer Gunst mich so freundlich angelächelt hatte.

Das Wetter schien sich indes aufzuhellen; das Barometer stieg auf ‚Veränderlich'. Aber kaum war mein Artikel im Anthropos erschienen, da sank es rapid. Das hieß ‚Orkan'. Jetzt war es um KUGLER geschehen. Mit der „besonderen Autorität auf dem Gebiet der Keilinschriftastronomie", dem „raschen Erfasser des astralen Gedankens", dem „Erklärer des Gilgamesch-Epos", dem, der bereits vor zehn Jahren „den Zusammenhang der griechischen, indischen und chinesischen Astronomie mit jener in Babylonien zur Evidenz erhoben", war es aus und vorbei. Von alledem blieb nur noch der „moderne Astronom" von zweifelhaftem Ruf. Er, der da glaubte, auf den Trümmern des Panbabylonismus zu sitzen, lag selbst unter den Trümmern. Sic transit gloria mundi!

Inzwischen ist Sternkunde II, 1 erschienen. Schon das Vorwort hat die Redaktion der Orient. Literaturz. in nervöse Erregung versetzt. Es „übertrifft an Selbstbewußtsein alles, was da gewesen ist". Und wo steckt denn der verwundende Stachel? Wenn irgendwo, so auf der ersten Seite. Nachdem ich hier der „rückhaltlosen Zustimmung zahlreicher astronomischer und orientalistischer Fachgenossen" gedacht, die mein Artikel im Anthropos gefunden, fuhr ich fort: „Man braucht

[1] JEREMIAS, Das Alter d. babyl. Astronomie 1908.

jedoch nicht zu fürchten, daß ich im II. Buche nochmals auf die Schrift Jeremias' eingehe; denn ich habe an meinem früheren Urteil nichts zu ändern. Selbst sein merkwürdiger Versuch, unseren Streit über das Alter der babylonischen Astronomie durch die Losungen: Hie Altertumswissenschaft — hie moderne Astronomie! zu charakterisieren (Anthropos IV (1909) S. 823), vermag mich nicht zur Erneuerung des Kampfes zu bewegen. Ich kann nur die Kühnheit anstaunen, welche trotz der Vernachlässigung oder Unkenntnis aller in Frage kommenden Quellen sich auf den archäologischen Standpunkt beruft." Hätte A. Jeremias auf dem Gebiete der Keilinschriftastronomie oder Astrologie irgendwelche Resultate zu verzeichnen oder würde er nur als bescheidener Referent aufgetreten sein, so würde ich trotz seiner zahlreichen groben Verstöße astronomischer und archäologisch-assyriologischer Art mich der mildesten Redeform bedient haben. Diese Voraussetzungen treffen aber in keiner Weise zu. Wer dies trotz meiner Darlegungen im Anthropos und in dieser Schrift nicht einsieht, dem ist vorerst nicht zu helfen. Das nie dagewesene Selbstbewußtsein ist also auf ganz anderer Seite zu suchen und — was das Schlimmste ist — es hat dort auch nicht den Schein von Berechtigung. Wenn aber Peiser tadelt: „Kugler vertritt überhaupt alle seine Aufstellungen mit einer sehr großen Sicherheit", so widerspricht das der Wahrheit; denn dutzende Male hob ich ausdrücklich hervor, daß dieses und jenes nur eine begründete Hypothese oder Konjektur sei. Da ich aber selbst in solchen Fällen auch meine Gründe beizufügen pflege, so hat vielleicht dies allein schon den Eindruck allzugroßer Zuversicht hervorgerufen. Wahr ist freilich, daß ich bezüglich weitaus der meisten meiner Ergebnisse mich völlig sicher fühle, weil die Natur der Argumente Sicherheit verbürgt, und die Zustimmung von selbständig nachprüfenden Fachleuten nicht ausgeblieben ist.

Dieses Selbstbewußtsein ist durchaus berechtigt und zugleich wohl vereinbar mit einer größeren Hochschätzung der wahren Verdienste anderer. Der vortreffliche Kepler war gewiß einer der bescheidensten Forscher aller Zeiten und doch hat er kein Hehl daraus gemacht, was er selbst über die Sicherheit und den Wert seiner Entdeckungen dachte. Außer sich vor Freude über die Auffindung seines wichtigsten (III.) Gesetzes beschließt er die Vorrede zu seiner Weltharmonik: „Verzeiht ihr, so freut's mich; zürnt ihr, so trag's ich. Hier werfe ich die Würfel und schreibe ein Buch zu lesen der Mitwelt oder der Nachwelt, gleichviel. Mag es auch auf seinen Leser hundert Jahre harren! Hat doch Gott selbst sechs Jahrtausende den erwartet, der (sein Werk) beschaute"[1]. Wahrlich ein stolzes Wort! Aber es entsprang dem Bewußtsein der erfüllten Pflicht, des sichern Erfolges, einer vollbrachten großen Tat. Und nun wende man das folgende Blatt und lese die erste Seite! Dort steht ein nicht minder stolzes Wort. Hat auch dieses sich erfüllt?

Eine eingehende Untersuchung dieser Frage ist gewiß auch von kulturgeschichtlichem Wert, wird es doch dadurch sonnenklar, was noch im XX. Jahrhundert eine sogen. religionswissenschaftliche Forschung sowohl ernsten Fachkreisen als auch breiten Schichten Gebildeter und Halbgebildeter zu bieten wagte. Auch hier wird sich bestätigen, was vor kurzem ein bedeutender Historiker[2] mit Bezug auf andere religionsgeschichtliche Gebiete aussprach:

[1] „Si ignoscitis gaudebo, si succensetis, feram; jacio en aleam librumque scribo seu praesentibus seu posteris legendum, nihil interest; exspectet ille suum lectorem per annos centum, si Deus ipse per annorum sena millia contemplatorem praestolatus est" (Frisch, J. Kepleri astronomi opera omnia, vol. V 269).

[2] Ad. Harnack, Das ursprüngliche Motiv von Martyrer- und Heilungsakten in der Kirche, Sitzungsberichte d. Kgl. pr. Ak. d. W. 1910, X, p. 124 f.

„In der Geschichte eines jeden großen historischen Problems kommt immer einmal der Moment, wo an die Kritik das Ansinnen gestellt wird, das Objekt an den Mindestbietenden zu verkaufen und es damit aus der Welt zu schaffen. Gewöhnlich sind es Analogien und Vergleiche, mit denen man die Kritik zu verlocken sucht und gewiß ist der Fortschritt in der Erkenntnis der Dinge, den wir durch die Nachweisung analoger Bildungen und durch Vergleichung gemacht haben, überall sehr groß . . . Allein es gibt auch einen Unfug der Vergleichungen, Reduktionen und Neutralisierungen, der das Auge blendet und alles Eigenartige und Individuelle zu ersticken droht. Ihm gegenüber möchte man fast dem Warnungsrufe des Engländers recht geben: »Make no comparison!

Vielleicht erweist sich die „religionsgeschichtliche Parallele“ mit der diese Schrift abschließt, als ein wirksames Heilmittel gegen solche krankhaften Auswüchse. Damit allein schon wäre unsere Mühe reich belohnt.

Was aber im besonderen den Wert der ‚altbabylonischen Weltanschauung‘ der Schule WINCKLERS angeht, so darf ich wohl die Schlußworte meines Anthropos-Artikels auch hierher setzen. „Es muß den Panbabylonisten zum Bewußtsein kommen, daß wir bereits auf den Trümmern ihres vielgerühmten Systems stehen. Niemals übrigens haben wir geleugnet, daß die babylonische Kultur ein sehr hohes Alter besitzt und einen großen Einfluß ausgeübt hat; niemals wurde von uns bestritten, daß insbesondere der Sternkult der Babylonier, die daraus hervorgegangene Astrologie und die aus dieser entsprossene Astronomie hervorragende Kulturfaktoren im Bereiche fast ganz Vorderasiens und zum Teil auch in der Sphäre hellenischen Geistes gewesen sind. Diese Erkenntnis verdanken wir aber nicht dem Panbabylonismus, sondern der stillen, rastlosen und gewissenhaften Arbeit der philologischen, astronomischen und kulturgeschichtlichen Forschung nüchterner und logisch geschulter Männer. Insoweit auch die Anhänger des Panbabylonismus in besseren Tagen an diesem Werke mitgewirkt haben, wird ihnen unser und der Nachwelt Dank nicht versagt bleiben; das aber, was sie

in beklagenswerter Verblendung als das Hauptwerk ihres Lebens ansehen, wird spurlos verschwinden oder — besser gesagt — nur in der Geschichte menschlicher Verirrungen fortleben."

Valkenburg (L.), Holland, 1. Juli 1910.

Der Verfasser.

Verbesserungen.

S. 25 ff. Die Lesung Maš-ti (JENSEN) ist durch Par-ti (HÜSING, OLZ 1905, 390) zu ersetzen; es gibt also gar keine elamitische Gottheit Mašti (vgl. auch SCHEIL bei E. COSQUIN, Rev. bibl. 1909, bes. pp. 185 sqq.).

S. 82, (46) lies *tuš-te-šír* statt *šù-te-šír*.

S. 85 Z. 9 v. u. lies Ê-a statt A-ē.

S. 136, V u. ff. lies Rišat statt Rimat.

S. 148 Z. 10 v. u. lies 584 statt 384.

Die panbabylonistische ‚Formel‘ Wincklers.

Wie einst Kepler der Planetenbewegung einen prägnanten Ausdruck verlieh, und Newton durch Entdeckung des allgemeinen Gravitationsgesetzes den tieferen Grund aller kosmischen Bewegungserscheinungen enthüllte, so hat es der Berliner Orientalist Hugo Winckler unternommen[1], die gesamte altbabylonische Weltanschauung auf eine Formel zu bringen und deren Gültigkeit für alle Geisteskulturen nachzuweisen, insoweit dieselben nicht ‚modern-europäisch‘ bzw. ‚empirisch-naturwissenschaftlich‘ sind. „Ich beanspruche“, so erklärt Winckler, „eine formel aufgestellt zu haben, welche jede erscheinung der babylonischen götterlehre erklärt. eine formel ist in der mathematik der allgemeine ausdruck für das gegenseitige verhältnis von einzeltatsachen; nachdem er einmal gefunden, ist die betreffende erscheinung erklärt, die frage gelöst. man kann die richtigkeit der formel durch zahllose beispiele erproben, sie sich veranschaulichen und ihre verwertbarkeit für praktische fälle nachweisen — zu entdecken ist aber nichts mehr, wo das gesetz gefunden ist“[2]. Wo ist aber die wunderbare Formel zu finden und wie lautet sie? Winckler verrät es uns selbst. „Niedergelegt ist meine formel in den

[1] Dieser Vergleich soll in keiner Weise von vornherein das Unternehmen Wincklers ins Lächerliche ziehen; man lese nur S. 5.

[2] Altorient. Forschungen III, 274. Eine stolze Sprache! Sie weiß nichts von bescheidener Hypothese; sie heischt Anerkennung eines Gesetzes!

schriften ‚Die altbabylonische Kultur'[1], ‚Himmels- und Weltenbild'[2], ‚Arabisch-Semitisch-Orientalisch'[3] und oben [Altor. Forschungen III] s. 185 ff." Besonders kommt es ihm auf die Darstellung der 2. Schrift an. „Das system der altorientalischen mythologie und religion habe ich im ‚Alten Orient III heft 2/3' auseinandergesetzt"[4]. Wir sind für diesen autoritativen Hinweis dankbar. Denn angesichts des sonstigen verwirrenden Vielerleis der astralmythologischen Gedankenwelt WINCKLERS wirkt die relative Klarheit der genannten Schrift wie ein tröstlicher Lichtschimmer in den Irrgängen des Labyrinths, das wir später durchwandern müssen. Außerdem entgehen wir durch jenen Hinweis allein schon dem den Panbabylonisten geläufigen Vorwurf, daß ihre Gegner sich nur an die populären Darstellungen des Panbabylonismus halten und ihre tiefere wissenschaftliche Begründung (von seiten WINCKLERS und A. JEREMIAS'[5]) außer acht lassen. Wir werden indes die Mühe

---

[1] Preußische Jahrbücher, herausgeg. von H. DELBRÜCK, 1901, Mai-Heft. Ex oriente lux, Bd. I, Heft I, Leipzig (PFEIFFER) 1904, ist nichts weiter als der unveränderte Abdruck jenes Artikels; nur der Titel „Die Weltanschauung des Alten Orients" ist neu.

[2] Der alte Orient III, Heft 2/3. Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage, Leipzig (HINRICHS) 1903. Die Schrift ist ihrem wesentlichen Inhalt nach nur eine Wiederholung der vorigen.

[3] Mitteilungen der Vorderas. Gesellsch. VI (1901), 151 ff.

[4] siehe Anm. 2.

[5] A. JEREMIAS ist der getreue Dolmetsch der Ideen WINCKLERS, die er unermüdlich wiederholt. Nur zuweilen regt sich bei ihm das Bedürfnis nach einer selbständigen, kritischen Prüfung der WINCKLERschen Folgerungen. Des letzteren altorientalische Weltanschauung vertritt er insbesondere in seinen Schriften „Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients", 2. Aufl., Leipzig (HINRICHS) 1906; „Die Panbabylonisten. Der alte Orient und die Ägyptische Religion", 2. Aufl. ibid. 1907 und „Das Alter der babylonischen Astronomie", 2. Aufl. ibid. 1909. In dem I. Kapitel des erstgenannten Buches hat er wenigstens eine einigermaßen zusammenhängende Darstellung der „Altorientalischen Lehre und des altorientalischen Weltbilds" geboten. Wir könnten uns ausschließlich an diese Ausführungen halten, ziehen es jedoch vor, vor allem den Meister selbst zu Wort kommen zu lassen.

nicht scheuen, auch die Geheimnisse der eigentlichen Forscherwerkstätte WINCKLERS und seiner Gehilfen einzudringen. Zuvor müssen wir jedoch die Zauberformel kennen und verstehen, die uns die unsichtbare Pforte öffnet. WINCKLER selbst hat sie uns gelehrt: „Himmelsbild = Weltbild, Makrokosmos = Mikrokosmos!“ Der Meister selbst soll uns auch ihren Sinn erklären!

Wir beobachten — so belehrt er uns [1] — bei den verschiedensten Völkern (den altorientalischen und klassischen, den ostasiatischen und den Völkern der Südsee, den alten Kulturvölkern Mittel- und Südamerikas ebensowohl wie den Stämmen des Nordens) die gleichen mythologischen Anschauungen. Diese ließen sich allenfalls auf eine allen Völkern gemeinsame natürliche Entwicklung zurückführen. Sehr bedenklich wird aber eine solche Erklärung, wenn nicht nur der Gedanke selbst, sondern auch sein Ausdruck, seine Form gleichartig erscheint. Völlig unzureichend endlich wird diese Erklärung, wenn diese Form gar nicht das Wesen der Sache selbst trifft, wenn sie aus den natürlichen Verhältnissen des betreffenden Landes nicht hervorgegangen sein kann, ja sogar mit denselben in Widerspruch steht. Derartige Erscheinungen liegen nun tatsächlich vor. Daraus aber folgt, daß sie anderswoher entlehnt sind. Und wo haben wir die Urquelle zu suchen?

Auf ihre Spur führt uns die Tatsache, daß alle Mythologien und sonstige Legenden in der Beobachtung der Bewegung der Gestirne ihren Grund haben. Derartige Beobachtungen und die darauf gegründete Religion als Lehre vom Weltall setzen aber die geistige Arbeit von Generationen voraus und konnten nur in großen Kulturzentren gepflegt werden. Außerdem steht bei den meisten Religionen der astrale Gehalt ihrer Mythen und Lehren im Widerspruch mit der ganzen Kulturstufe des betreffenden Volkes; das ganze Weltsystem mit seiner tiefdurchdachten Durchbildung verträgt sich nicht mit den gebräuchlichen Kultformen und volkstümlichen Vor-

[1] Himmels- und Weltbild der Babylonier [2], S. 1—13.

stellungen. Einen solchen Kontrast bietet z. B. die ägyptische und die mexikanische Religion. Das Edelreis der reineren astralen Lehren ist also diesen Völkern von außen her aufgepfropft. Sein Ursprung ist natürlich dort zu suchen, wo eine Gestirnreligion bezeugt ist, und wo die Astronomie eine dementsprechende Pflege und Entwicklung gefunden hat. Eine ununterbrochene Tradition weist aber auf Babylonien als der wahren Heimat der Astronomie und zugleich der eigentlichen, ausgesprochenen Gestirnreligion. Die babylonische Himmels- und Götterlehre erschließt uns darum auch das Verständnis der Mythologien und Sagen aller Völker, die ein geschlossenes und tiefer durchdachtes Weltsystem zeigen. Damit ist zugleich die Tatsache und das Wesen des Panbabylonismus zum Ausdruck gebracht. Sein Kern ist die babylonische Weltanschauung, wie sie bereits in der ältesten historischen Zeit, also zu Anfang des 3. Jahrtausends ausgebildet war.

Worin besteht nun aber nach Winckler diese uralte Weltanschauung? Trotz der vielfachen Kultformen und Göttererscheinungen sind es nur wenige Naturmächte und Gottesbegriffe, die in den vielfältigen Götterpersonen verkörpert sind. Diese offenbaren sich in der gesamten Natur, besonders aber am gestirnten Himmel. Die Himmelskunde ist daher die Grundlage des ganzen Systems. Ein System heischt aber Harmonie des Ganzen. Diese kommt dadurch zustande, daß dieselben Grundgesetze im Weltall und auf der Erde, im Großen und Größten wie im Kleinen und Kleinsten gelten. „Dadurch wird jeder selbständige Teil der Schöpfung zum Abbild des größeren Ganzen.“ „Auf die Erde übertragen heißt das: ein Land als eine gottgewollte Einheit hat auch am Himmel und im Weltraum sein entsprechendes Spiegelbild.“ „Aufgabe der Geographie und der politischen Einteilung des Landes ist es, die irdischen Verwaltungsbezirke mit den am Himmel vorgezeichneten in Einklang zu bringen; die Gaue und Provinzen müssen den einzelnen Einteilungen des Himmels entsprechen, der Landes-

hauptstadt als Wohnsitz des Gottes entspricht die Stelle des Himmels, wo der Gott seinen Sitz hat und führt denselben Namen.“ So gibt es am Himmel ein Babylon, ein Eridu, einen Euphrat und Tigris, eine Unterwelt, einen Ozean, ein Festland, ein Luftreich; selbst die Namen der Tempel des Marduk und des Bēl haben ihre himmlischen Entsprechungen. Alles irdische Sein, Werden und Vergehen ist also vom Himmel abgelesen: jedwede Gestaltung im Großen wiederholt sich im Kleinen. Kurz: Himmelsbild = Weltbild; Makrokosmos = Mikrokosmus!

Man muß gestehen: eine großartige Weltanschauung! Und unsere Bewunderung wird noch gesteigert, wenn uns Winckler versichert, daß die Ansätze zu dieser gewaltigen Geistestat „bis ins Zwillingszeitalter also in die Zeit zwischen dem 6. Jahrtausend und 3000 v. Chr.“ hinaufreichen.

Nachdem wir uns aber von den berauschenden Eindrücken einer so unerwarteten Offenbarung erholt, erwacht auch die gebieterische Pflicht einer nüchternen Prüfung. Ist das, was soeben an unserem Geist vorüberzog, wirklich inschriftlich bezeugte Wahrheit oder ist es nur ein kunstvolles Gewebe von Phantasien? Entspricht das System Wincklers dem objektiven Tatbestand, so trage ich kein Bedenken, seine Entdeckung den eingangs genannten Großtaten eines Kepler und Newton an die Seite zu stellen, ja sogar ihr noch den Vorzug zu geben: denn wichtiger noch als die Kenntnis der Planetenbewegung und des allgemeinen Gravitationsgesetzes ist für uns der sichere Einblick in die religiöse Entwicklung des Menschengeschlechtes. Ist aber das System Wincklers unerwiesen und unerweisbar, weil im offenbaren Widerspruch mit den Tatsachen, dann kann man es nur tief bedauern, daß ein so fähiger Mann den besten Teil seiner Kraft und Zeit aufgewendet hat, um sich selbst und viele andere in ein schier unlösbares Netz von Irrtümern zu verstricken.

Die Beweise der Wincklerschen ‚Formel' im Lichte kultur- und religionsgeschichtlicher Tatsachen.

WINCKLER und sein Freund A. JEREMIAS lieben es, zur Illustration ihrer panbabylonistischen Formel die Mathematik zum Vergleich heranzuziehen. Das ist ein feiner Schachzug. Die Mathematik mit ihren kristallklaren und allgemeingültigen Sätzen läßt keinen Zweifel aufkommen, und die Berufung auf sie erweckt daher bei manchem Leser zugleich eine hohe Meinung von der exakten Methode der Panbabylonisten. Es steckt aber noch etwas anderes dahinter. Zum Beweis eines mathematischen Satzes genügt in der Regel die Beschränkung auf einen einzigen Fall. Die Formeln, die an einem beliebigen Dreieck und Kreis abgeleitet sind, gelten für alle Dreiecke und alle Kreise. Die behauptete Analogie der panbabylonistischen Formel mit den Sätzen der Mathematik überhebt somit den Urheber der ersteren der Mühe einer allseitigen, sämtliche in Frage kommenden Kulturen und ihre Sondererscheinungen berücksichtigenden Vergleichung. Es genügt an sich der Hinweis auf die eine oder andere „frappante" Beziehung, und wenn sich die Panbabylonisten herbeilassen, auch inschriftliche Beweise zu erbringen, so geschieht das nur aus zarter Rücksicht auf das schwächere Fassungsvermögen oder die Voreingenommenheit der Gegner [1]. Wir verlangen freilich keine direkten Belege, da auch indirekte Beweise zwingend sein können. Sie sind es aber nur bei Einhaltung der logischen,

[1] Köstliche Proben bietet Abschnitt B dieser Schrift.

ethnographischen und historischen Ordnung. Die babylonischen Anschauungen lassen sich nicht ohne weiteres aus denen der Griechen, Römer, Ägypter, Chinesen und Mexikaner rekonstruieren und ebensowenig umgekehrt. Gleicherweise ist es ganz unzulässig beispielsweise einen mythologischen Text aus dem 2. Jahrh. v. Chr. ohne bestimmten und triftigen Grund auf religiöse Anschauungen zurückzuführen, die 2000 Jahre zuvor geherrscht haben sollen. Insbesondere wäre es völlig ungereimt, bei den Babyloniern des 3. und 2. Jahrtausends astronomische Kenntnisse vorauszusetzen, die sie urkundlich nicht einmal im 7. Jahrhundert v. Chr. und zum Teil selbst nicht im 3. Jahrhundert v. Chr. besessen haben. Diese Prinzipien einer gesunden historischen Kritik sind an sich Binsenwahrheiten, deren Betonung vor dem Beginn einer wissenschaftlichen Erörterung überflüssig und pedantisch scheint. In der Tat ist sie es aber nicht. Die „Beweise" Wincklers und seines Freundes A. Jeremias bieten dafür zahlreiche sprechende Belege.

A. Die irrigen ethnologischen Voraussetzungen Wincklers.

Winckler geht von der Wahrnehmung aus, daß bei verschiedenen Völkern dieselben mythologischen Anschauungen in der gleichen „Form" auftreten wie bei den Babyloniern und zwar auch in Fällen, wo diese Form „nicht das Wesen der Sache trifft" und „von den natürlichen Erscheinungen ihrer jetzigen Heimat, die sie erklären soll, nicht mehr hervorgerufen sein kann, ja vielleicht im Widerspruch zu ihnen steht". Winkler beruft sich bei der Darlegung seines Systems auf zwei Tatsachen, die ihm besonders beweiskräftig erscheinen: auf das babylonische Gepräge des altmexikanischen Kalenders und die Reflexerscheinungen der babylonischen Neujahrsfeier in den Sitten verschiedener Völker, insbesondere in dem allgemeinen Narrenfest.

I. Der altmexikanische Kalender und sein babylonisches Urbild.

Über die Zeitrechnung der zentralamerikanischen und insbesondere der mexikanischen Völker steht bis jetzt folgendes fest[1]:

Die Grundlage des Kalenders bildete eine Einheit von 20 Tagen, von denen jeder eigens — meist nach Tieren — benannt ist. Diese 20 tägige ‚Woche' 13 mal wiederholt, gibt das Tonalamatl von 260 Tagen, während das Jahr aus $18 \times 20 + 5$ ($= 365$) Tagen besteht. Jeder der 18 Abschnitte des Jahres hat einen besonderen Namen und sein eigenes Fest. Die fünf Ergänzungstage gelten als unheilbringend und daher als untauglich für Erledigung von Geschäften. 52 Jahre machen eine besondere Periode aus. Die Zahl 52 tritt aber auch zuweilen beim Tonalamatl auf, indem die 260 Tage in 5×52 Kolumnen erscheinen, von welchen jede wieder aus 4 Gruppen von 13 Kolumnen besteht. Jede der Gruppen entspricht je einer Weltgegend. Ob und wie man den Vierteltag von $365 \frac{1}{4}$ durch zeitweilige Einschaltung von Tagen in Rechnung gebracht hat, ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt. Besondere Aufmerksamkeit schenkten jene Völker den Erscheinungen des Venusplaneten; für gewöhnlich galten ihnen dieselben als unheilvoll und nur in einigen Fällen als günstig. Sie kannten zweifellos die 584 tägige (synodische) Periode und die Tatsache, daß 5 solcher Perioden = 8 Sonnenjahren sind. Ganz auffallend ist in dieser Chronologie die Rolle der

[1] Vgl. die zusammenfassende Darstellung bei F. K. Ginzel, Handbuch d. Mathem. u. techn. Chronologie (Leipzig 1906) I, 433 ff. und im besondern E. Seler, Das Tonalamatl der Aubinschen Sammlung (Berlin 1900); Die Korrektur der Jahreslänge n. d. Länge d. Venusperiode in den mexikanischen Bilderinschriften (Zeitschr. f. Ethnologie 1903), sowie dessen Darlegungen in „Gesammelte Abhandlungen z. amerikan. Sprach- und Altertumskunde" I. Bd. (Berlin 1902). Außerdem E. Förstermann, Die Zeitperioden der Maya (Globus, Bd. 63, Nr. 2).

Zahl 13, die man in verschiedener Weise zu erklären versucht hat [1].

Und nun soll diese Zeitordnung babylonischen Ursprung verraten! Man traut wirklich seinen Augen nicht, wenn man diese kühne Behauptung liest. Ist denn überhaupt ein stärkerer Kontrast möglich, als der, welcher urkundlich zwischen den mexikanischen und babylonischen Einrichtungen besteht?

In Babylonien hatte man seit den Zeiten von Ur [2] bis auf Christus herab [3] stets und überall ein ausgesprochenes Lunisolarjahr, das bald 12, bald (alle 2 oder 3 Jahre) 13 Monate von je 29 bzw. 30 Tagen zählte. Von einer 260-tägigen, einer 52jährigen Periode, einem (360 + 5)-tägigen Kalenderjahre, einer 20tägigen Einheit, dem chronologischen Faktor ‚13' keine Spur!

Wohl war im Altbabylonischen ein Geschäftsjahr von 360 bzw. 390 Tagen (letztere in einem Schaltjahr) in Gebrauch, indem man zur bequemeren Rechnung — ganz wie noch heute

[1] Die Mexikaner kannten nach FÖRSTERMANN zweifellos die Tatsache, daß auf fünf Sonnenjahre acht Venusumläufe kommen, und SELER glaubt die Zahl 13 durch Summierung der beiden Zahlen ableiten zu dürfen. Diese Erklärung ist jedoch meines Erachtens allzu gekünstelt. Es wäre das gerade so, wie wenn man aus der Gleichung 19 Sonnenjahre = 235 synod. Monate 19 + 235 = 254 als neue chronologische Maßzahl ableiten wollte. Andererseits glaube ich, daß die 260 (13 × 20) Tage mit der Venus zusammenhängen und zwar so, daß sie die Zeit darstellen, die zwischen dem erstmaligen Erscheinen der Venus als Abendstern bis zum erstmaligen Erscheinen als Morgenstern verstreicht. Das sind nahezu 260 Tage. [Näheres später in einer Zeitschr.] Ein Analogo hiezu bietet die Zeit von 13 × 2 Tagen, die zwischen dem Neulicht und Altlicht (dem erstmaligen Erscheinen am westlichen Horizont und dem letztmaligen am östlichen Horizont) verstreicht. Die astrologische Tagesteilung in 13 Teile des Lichttages und 9 Teile der Nacht, ist wohl erst eine sekundäre, von den Lichtverhältnissen des Mondes abgeleitete Einrichtung.

[2] Vgl. meine Nachweise in Sternkunde und Sterndienst in Babel II, 1 S. 191 ff.

[3] a. a. O. I, S. 209 ff. und II, S. XII.

im Bankwesen — den Monat zu 30 Tagen annahm[1]. Mit den ‚5 Ergänzungstagen‘ wird aber im ganzen eigentlichen babylonischen Kulturbereich niemals gerechnet und zwar aus dem ganz einfachen Grund, weil dieselben mit dem Lunisolarjahr gar nichts zu tun haben. Die Ägypter und Mexikaner dagegen, die sich eines reinen Sonnenjahres bedienten, mußten selbstverständlich damit rechnen. Gegen die Möglichkeit[2], die in den kappadozischen Tafeln auftretende ḫamuštu bedeute wirklich — wie Winckler meint — einen Zeitraum von 5 Tagen, habe ich nicht das Mindeste einzuwenden, aber ungereimt wäre es, diese von den ‚5 Ergänzungstagen‘ abzuleiten; sie erklärt sich vielmehr aus einer natürlichen 6-Teilung des 30tägigen Geschäftsmonats (wie auch des 30tägigen Monats der assyrischen Hemerologie)[3].

Wir wollen nun aber auch Winckler zu Wort kommen lassen. Wir werden dabei noch eine andere Überraschung erleben: das mexikanische Tonalamatl hat sein natürlich gleichfalls babylonisch gestempeltes Analogon in der römischen Königsgeschichte!

In Himmelsbild S. 20 verkündet W.:

Wie der mexikanische Kalender die vom babylonischen und den übrigen unseres Kulturkreises vernachlässigte „Unglückszahl“ 13 zu Grunde legt, so ist ihm das Hauptgestirn die Venus, das „Teufelsgestirn“ (Lucifer). Es ist aber trotz aller Bemühungen nicht möglich, seine Einteilungsweise aus dem Venuslauf zu erklären. Vielmehr ist es die chamuschtu-Einteilung, die auf Sonne (und Mond) begründet ist und der Venus nur zugeschoben wird. Ein Beweis für fremden Ursprung, deren zwanglose Erklärung im babylonischen Systeme gegeben ist.«

Wirklich ein köstlicher lucus a non lucendo! Die Mexikaner haben sich die von den Babyloniern vernachlässigte böse 13 herübergeholt und sie der verteufelten Venus angehängt; ebenso haben sie aber auch ihre chamuschtu [5]-Ein-

---

[1] Vgl. m. Sternkunde II, 1 S. 192.

[2] Vgl. Ginzel, Handb. d. Math. und techn. Chronol. I, S. 119.

[3] Vgl. z. B. den Text IV R 33.

teilung von Mesopotamien bezogen. Und wieso das? Hier muß ich den Leser um etwas Geduld bitten; denn um WINCKLER zu verstehen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Nach W. (Himmelsbild S. 15 ff.) findet die altorientalische Weltanschauung ihren vornehmsten Ausdruck in der „Zahlentheorie“. In der Zahl offenbart sich die Gottheit. Besonders wichtig ist die Zahl 60 und ihre Teile 2, 3, 4, 5 und namentlich 12. Das babylonische Jahr von 360 Tagen hat 72 Fünferwochen; das altrömische sog. 10 monatige Romulusjahr von 304 [1] Tagen hat deren nur 60 nebst 4 überschüssigen

[1] Das Romulusjahr von 304 Tagen harrt noch immer seiner Erklärung. DODWELL und IDELER (Handb. d. mathem. u. techn. Chronol. II, 28 f.) waren der Ansicht, daß die Annahme eines solchen ‚Jahres‘ auf einem Irrtum beruhe, indem man den ursprünglichen zehn Monaten des Jahres dieselbe Dauer beigemessen habe, die ihnen später zukam. Wie kommt es aber, daß der so gründliche Censorinus (wie auch Solinus und Macrobius) es bezeugt, und sogar angibt, 4 Monate hätten 31, die übrigen nur 30 Tage gezählt (l. c. p. 19). Auch spricht Censorinus — freilich ganz allgemein — von Monatseinschaltungen. Meint er damit die nachmaligen Monate Januar und Februar? Denkbar wäre es immerhin, daß diese letzten — weil für die Agrikultur bedeutungslos — damals noch keine eigenen Namen führten. Wenn Plutarch (l. c. 17 u. 19) sagt, das Romulusjahr sei 360 tägig gewesen und habe aus 12 Monaten von sehr ungleicher Dauer bestanden, so ist das vielleicht zum Teil eine Verwechslung mit dem von Censorin (l. c. 23) erwähnten Albanerjahr, dessen Monate sehr verschiedene Längen hatten (indem ihre Dauer offenbar durch die ungleichen Zwischenräume zwischen je zwei Aufgängen heller Fixsterne bestimmt ward). Wie dem auch sei — soviel ist gewiß, daß die 4 Tage des 304 tägigen ‚Romulusjahrs‘ nicht Ergänzungs- oder Überschußtage sind wie die $5^1/_4$ Tage beim ägyptischen Jahr von 360 Tagen. Eine solche Idee ist — wie so vieles, was WINCKLER über den römischen Kalender geschrieben hat (vgl. z. B. Altor. Forsch. II, 356 ff. die Erklärung der römischen Monatsnamen und die mythologische Charakteristik der sieben römischen Könige), nichts weiter als ein müßiges Spiel der Phantasie. Zur Charakteristik nur einige Sätze: „Diese (die Namen der Wochentage) sind bekanntlich altbabylonisch“ [!!] „Der M a j u s würde Jupiter gehören. Man wird die Beziehung zu Jupiter Optimus M a x i m u s unschwer erkennen“ (361). „Sehr klar wird die Mondnatur Numas zu erkennen gegeben. Dem jugendfrischen Romulus gegenüber ist er der alte, besonnene, friedliebende Mann. Er ist der Weise von Jugend an und hat darum von Jugend an graue Haare. Die Haare sind gewöhnliches Symbol der Strahlen bei Sonne und Mond, die grauen also die Mondstrahlen“ (363). „Servius Tullius scheidet aus, von ihm

Tagen. Die Zahl 5 kommt auch im lustrum vor; denn dies zählt 5 Jahre; das römische lustrum betrug aber 4 Jahre. Setzen wir, von Tagen auf das Jahr übergehend, zunächst 5 × 60 Jahre und vertauschen 5 gegen 4, so kommen 240 Jahre heraus. Fügen wir nun noch 3 hinzu, so sind wir — man staune! — bei der Regierungszahl 243 der römischen Könige angelangt! 240 ist aber 12 × 20. Lassen wir hier für 12 die Wincklersche „Unglückszahl“ 13 eintreten, so haben wir — man staune noch mehr! — das leibhaftige altmexikanische Tonalamatl von 13 × 20 = 260 Tagen vor uns.

Brauchen wir dieser „Zahlentheorie“ noch etwas hinzuzufügen? Ich glaube nicht: denn sie spricht deutlich für sich selbst. Und solche traumhaften Kombinationen sollen nach Wincklers eigener Versicherung das Wesen der altorientalischen Weltanschauung „vielleicht am besten veranschaulichen“!

II. Das babylonische Neujahrsfest und seine ausserbabylonischen Reflexe.

Nach Winckler sind die Gladiatorenspiele der retiarii (Netzkämpfer), die Saturnalien, eine Art von Karneval der Römer z. Z. der Jahreswende, unser Karneval, die

---

weiß die Legende anerkanntermaßen auch nichts zu berichten, was nicht von anderen Königen entlehnt ist. Dafür ist er der Vater seiner Tochter [natürlich!] und diese vertritt den nun erforderten weiblichen Planeten, die Venus-Istar“ (364). „Als Vertreter der Istar . . . wird er bezeichnet dadurch, daß unter ihm der Dianatempel gebaut wird“ (365). „Er (Servius) ist vaterlos [der Sage nach der Sohn einer Sklavin!]. Das ist ursprünglich ein Zug der Mondlegende, denn dieser als Vater aller Götter ist vaterlos.“ „Servius’ Mondnatur tritt auch in der Einteilung der dreißig patrizischen Curien und der 4 (Mondzahl!) + 26 = 30 tribus zu Tage. Man kann auch die Schaffung des Pomoeriums als das Symbol des Hofes, welcher den Mond umgibt, erklären“ (364). „Sie (Tullia) fährt über die Leiche ihres Vaters. Hierbei tritt wieder die Tatsache hervor, daß Servius, ursprünglich Mondgott — er erscheint darum als alter Mann — durch die Vertauschungen der Stellungen Mond und Sonne, auch Eigenschaften des Sonnengottes erhalten: die Greueltat des Tullius ist wieder eine Darstellung eines himmlischen Vorgangs: der Vorbeigang der Venus an der Sonne“ (365) usw. Das sind Ergebnisse von „Altorientalischen Forschungen“!

„Zwölfnächte" der germanischen Mythologie, das Purim-Fest der Juden, die Niederwerfung Goliaths durch den jungen David im wesentlichen eine Kopie der Zeremonien, mit denen man im alten Babylon das Neujahrsfest beging.

Rollen wir nun nach und nach die interessantesten Partien des bunten Gewebes auf, das eine wahrhaft hyperorientalische Phantasie gesponnen hat!

I. Das babylonische Neujahrsfest und die Gladiatorenspiele der Netzkämpfer.

Der babylonische Hauptgott Marduk besiegt das Meerungeheuer Tiāmat und führt ein neues Zeitalter herauf. Das gleiche wiederholt sich alljährlich im Frühjahr, beim Jahresanfang. Marduks Waffen sind ein Fangnetz, ein Sturmwind und ein Sichelschwert [sic!]. Siehe da — das Vorbild des Gladiatorenkampfes der retiarii! Denn diese kämpfen mit Netz, Dreizack und Schwert; der Dreizack aber ist der Sturmerreger Poseidons (Eas). „Dieses Spiel ist also eine Wiederholung des alten Mardukkampfes, wohl ein Rest der Feier des Neujahrsfestes." Und wenn Pittakos von Mitylene in seinem Zweikampf mit Phrynon, dem Feldherrn der Athener, mit den gleichen Waffen siegt, so ist das erst recht babylonisch. Denn wie Marduk, obwohl der Gott der Lichthälfte des Jahres auch den übrigen Göttern großmütig ihre Anteile am Tierkreis überläßt, so verzichtet auch Pittakos auf den ihm zustehenden Siegespreis — die Hälfte des Landes — und läßt sie zu gleichen Teilen aufteilen. So Winckler (Himmelsbild[2] S. 55).

Das sind ja wirklich bestechende Analogien. Schade nur, daß die Vergleiche Wincklers nicht etwa nur hinken, sondern völlig lahm sind. Führte doch Marduks Hand noch eine Thunfischharpune wie die des römischen retiarius, und hätte dieser doch statt eines Dolches ein Sichelschwert wie der Marduk Wincklers! Und wo ist die Amazone im Schuppenpanzer, welche uns an das babylonische Chaosungetüm, das

Meerweib Tiâmat erinnerte? Der secutor, der berufsmäßige Widerpart des retiarius, hat wahrlich verzweifelt wenig Ähnlichkeit mit ihr. Oder ist denn die Ausrüstung des retiarius eine so auffallende, daß man nach einem fremdländischen Prototyp suchen muß? Wäre sie noch die einzige Waffengattung der Gladiatoren, so könnte das etwa befremden; aber es gab deren mindestens 15 Arten. Hätte Marduk die Tiâmat mit einer Schlinge gefangen, so hätte ihn Winckler natürlich flugs zum Prototyp der laquearii gemacht u. s. f. Eines Beweises bedarf es ja nicht. Wenn ferner der Zweikampf des Pittakos den Mardukkampf wiederspiegelt, dann haben wohl auch die Tyrer es dem Marduk abgeguckt, als sie mit Dreizack und Fischernetzen den mazedonischen Belagerern zu Leib gingen. Und hat etwa Marduk im Schöpfungsepos sich nur den halben Tierkreis erobert und ihn dann, bescheiden zurücktretend, großmütig verteilt — er, der summus deus, auf den das Schöpfungsepos alle Macht der altersschwach gewordenen Götterwelt der Vorzeit überträgt, und der als Personifikation der Weltmachtstellung Babels das ganze Weltall nach eigenem Gutdünken ordnet und im Zaum hält? Bei Winckler ist eben vieles vermengt: die poetischen Fiktionen der Mythendichter, der volkstümliche Mythus und Kultus und die Uranographie der Astrologie; Anschauungen und Gebräuche, die zeitlich eben soweit auseinanderliegen wie Napoleon und Alexander der Große, steckt er in einen Sack und schüttelt ihn so lange, bis die gewünschte Mischung herauskommt. Um z. B. zu zeigen, daß Marduk bereits in uralter Zeit der Gott der lichten Jahreshälfte ist, beruft er sich auf einen Text aus der Arsacidenzeit (vom Jahre 174 der Seleucidenära = 138 v. Chr.)[1], wo der Marduktempel Esagil ‚Haus des Tages‘ und der Nabû-Tempel Ezida in Borsippa ‚Haus der Nacht‘ genannt und

[1] Vgl. Epping-Strassmaier, Zeitschr. f. Assyr. VI, S. 228 und 241. Auf diesen von Winckler und A. Jeremias auch sonst noch willkürlich ausgebeuteten Text werden wir unten ausführlich eingehen.

gesagt wird, daß die ‚Töchter von Ezida' am 3. Kislev (Nov.-Dez.) nach Esagil übersiedeln, um die Tage zu verlängern und umgekehrt die ‚Töchter von Esagil' am 11. Tamuz (Anfangs Juli) nach Ezida wandern, um die Tage zu verkürzen. Daß diese Symbolik durch die Lage Babels und Borsippas (Ost-West) hervorgerufen sein kann und mit der älteren Mythologie vielleicht gar nichts zu tun hat, daß sie vor allem mit den Szenen des Schöpfungsepos: der Niederwerfung Tiāmats und der Weltschöpfung in keinem Zusammenhang steht, kümmert Winckler nicht im mindesten.

2. Das babylonische Neujahrsfest und die Saturnalien.

Hören wir zuerst Winckler. Nach Marduks Sieg über Tiāmat, der sich alljährlich am Neujahrsfest wiederhole, vereinigen sich die Götter zum fröhlichen Mahle und zechen „bis sie taumeln". Dabei beraten sie zugleich über die künftigen Schicksale der Welt, und diese lassen sich aus der Bewegung der Gestirne erkennen. Die Spuren hiervon verrate die römische Sitte beim Saturnalienmahl, dem Neujahrsfest; denn da habe man sich über ähnliche Dinge unterhalten. „Makrobius' Werk die Saturnalien führen ihren Namen davon, weil sie Untersuchungen über den Zusammenhang des Weltalls, besonders über Götterlehre und Astronomie — also die eigentlichen Gegenstände babylonischer Weltschöpfungsweisheit — in Form von Gesprächen geben, welche eine Anzahl von Freunden beim Saturnalien-Gastmahle hält." Und der tiefere Grund? „Die Menschen müssen der Götter Treiben nachahmen: Himmel gleich Erde."

Damit ist Wincklers erster Beweis fix und fertig. Zechgelage und naturphilosophische Betrachtungen an der Jahreswende haben also die Römer der babylonischen Götterversammlung abgelauscht, und sie ahmen sie nach, da sie dem magnetischen Zauber der großen Formel: Himmelsbild = Welt-

bild, die WINCKLER wieder entdeckt hat, nicht widerstehen können. Welch gläubige Einfalt setzt doch W. bei seinen Lesern voraus! Zunächst ist von einem Trinkgelage der Götter nach dem Siege Marduks im Schöpfungsepos nirgends die Rede. Immerhin können wir getrost annehmen, daß sie, die sich schon zur Zeit der Bedrängnis berauschten [1], im Jubel über den Sieg erst recht dem kostbaren Nektar zusprachen. Ein Gleiches bringen die Menschenkinder auch ohne das erlauchte Vorbild der Himmlischen zustande und zwar nicht nur beim Jahreswechsel. Aus Anlaß des letzteren ist auch wohl ein Ausblick auf das kommende Jahr für jeden halbwegs zivilisierten Menschen ein zu natürliches Bedürfnis. Sehr kühn dagegen ist WINCKLERS Behauptung, daß es in Rom Sitte gewesen sei, beim Saturnalienfest über den Zusammenhang des Weltalls und besonders über Götterlehre und Astronomie zu philosophieren. Die Form des Tischgesprächs, die Macrobius seinen sieben Büchern der ‚Saturnalia‘ gab, ist jedenfalls kein Beweis dafür. Höchstens darf man daraus den Wunsch des Verfassers ersehen, seinen Lesern an Stelle des nichtigen Geschwätzes und der obszönen Witze einen würdigen Gesprächsstoff zu bieten. Solches war wohl auch noch um 400 n. Chr. (der Abfassungszeit der Saturnalia) angezeigt; denn selbst damals waren die lockeren Sitten, die sich z. B. in den schlüpfrigen Saturnaliendichtungen eines Martial [2] offenbaren, noch sehr im Schwange. Übrigens irrt WINCKLER sehr, wenn er meint, die Saturnalia des Macrobius handelten nur über Mythologie und Astronomie; sie umfassen vielmehr fast das ganze damalige Wissen: Botanik, Zoologie, Physiologie, Psychologie, Ethik, Archäologie, Geschichte, Grammatik, Textkritik (Abhän-

---

[1] L. W. KING, The seven tablets of creation I, p. 54.

[2] Martial entsprach natürlich ganz dem Geschmack seiner Zeit, wie er (V, 16) selbst gesteht:

Seria cum possim, quid delectantia malo
Scribere, tu causa es, lector amice, mihi!

gigkeit Virgils von Homer und älteren lateinischen Dichtern) geistreiche Aussprüche großer Männer usw. WINCKLER scheint nach alledem die Saturnalia niemals durchgeblättert, geschweige denn gelesen zu haben; er hätte sonst merken müssen, daß dieselben von babylonischer Weltschöpfungsweisheit und Vorbedeutungslehre gar nichts enthalten, und daß die Mythologie und Astrologie sich fast vollständig auf das erste der sieben Bücher beschränkt.

WINCKLERS ‚Beweisgründe' sind indes noch nicht erschöpft. Er hat noch ein zweites wichtiges Argument bereit, das nicht bloß den römischen Karneval (die Saturnalien), sondern auch den der ganzen Neuzeit als Abkömmling des babylonischen Neujahrsfestes erweisen soll. W. muß zwar zu diesem Zweck von den Zeiten Cäsars um mindestens 2500 Jahre rückwärts greifen. Doch das kostet ja keine Mühe. „Der Karneval — sagt WINCKLER — ist das Narrenfest, das Fest der auf den Kopf gestellten Welt, wo jeder das Gegenteil von dem scheint, was er ist. Bekannt ist die römische Feier des Saturnalienfestes — als des Jahresendes — mit der ungebundenen Freiheit der Sklaven, wie Horaz sie launig schildert." Und das babylonische Prototyp?

„Bereits eine Inschrift des alt-babylonischen Fürsten Gudea von Lagasch (erste Hälfte des 3. Jahrhunderts) erwähnt das Fest »wo der Herr der Sklave und der Sklave der Herr ist« (Himmelsbild S. 57)".

Verweilen wir zunächst bei dem erwähnten Fest Gudeas. Nach WINCKLER kann es (vgl. auch a. a. O. S. 5!) nur das Neujahrsfest sein. Es liegt uns aber durchaus kein Text aus Gudeas Zeit vor, in welchem von irgendwelcher Begünstigung der Sklaven am Neujahrsfest die Rede ist. Dagegen wird eine solche in Verbindung mit der außergewöhnlichen siebentägigen Festfeier nach Vollendung des Tempels E-ninnū erwähnt. Das durch dreitägige Opfer gefeierte Neujahrsfest, das Vermählungsfest des Gottes Ningirsu mit der Göttin Bau

hat damit nichts zu tun. Das mußte auch Winckler wissen. Noch mehr aber befremdet die Charakteristik des Festes »wo der Herr der Sklave und der Sklave der Herr ist«. Wo findet sich eine solche Stelle? Nirgends! Um einen babylonischen Karneval zu konstruieren hat W. sich nicht gescheut, folgenden Passus der Gudea-Inschrift Statue B VII 26 ff. seinem Zweck dienstbar zu machen: „Als er das E-ninnū, seinen geliebten Tempel erbaut hatte, befreite er sein Gemüt, wusch seine Hände. Während sieben Tagen ward Korn nicht gemahlen, die Dienerin stellte sich gleich ihrer Herrin, der Diener (Sklave) ging mit seinem Herrn Seite an Seite, in meiner Stadt der Starke und der Schwache schliefen Seite an Seite." Der Sinn ist klar: Gudea ist so voll Jubel über sein Werk, daß er selbst die Sklaven (Diener) an seiner Freude teilnehmen lassen will. „Sieben Tage hindurch sollen sie frei sein von Frondienst und als gleichberechtigt neben ihren Gebietern erscheinen. Und aus diesem Akt edler Menschenfreundlichkeit macht Winckler eine karnevalistische Rollenvertauschung!

Nicht weniger befremdend ist die Anmerkung, die Wincklers Beweisführung begleitet: »Denn die Welt verkehrt sich nun (an Neujahr) in ihr Gegenteil: Nebo wird Marduk, Nacht zum Licht. „Der das Vorn zum Hinten macht" ist einer der mystischen, Marduk im Schöpfungsepos beigelegten Namen.«

Von einer Wandlung des Nebo in Marduk findet sich in den Texten keine Spur; in der Mythologie erscheint Nabū als Sohn des Marduk, ein Verhältnis, in welchem sich die Oberhoheit Babels über Borsippa, der alten heiligen Stadt Nabūs, widerspiegelt. In den Texten aus dem VII. Jahrh. v. Chr. ist Nabū der Gott des befruchtenden Regens, der winterlichen Jahreshälfte. Zu Neujahr — damals zur Zeit des Frühlingsäquinoktiums — tritt Marduk der Lichtgott par excellence seine Herrschaft an. So wenig aber dieser sich beim Eintritt der Regenzeit in Nabū (den Sohn!) verwandelt, so wenig findet im Frühjahr der umgekehrte Prozeß statt. Durch eine dem

Wechsel der Jahreszeiten entsprechende Ablösung der göttlichen Gewalten wird nichts auf den Kopf gestellt. Solches geschieht nur von WINCKLER selbst. Das zeigt auch der angebliche mystische Titel Marduks ›Der das Vorn zum Hinten macht‹ und dessen Deutung. Der Titel soll sich im Schöpfungsepos finden; vergebens wird man ihn aber dort suchen. Wir gehen aber kaum irre, wenn wir Tafel VII Z. 106 (KING, The seven tablets of creation vol. I, p. 106) als die Stelle bezeichnen, aus der WINCKLER den schönen Marduktitel herausgelesen hat. Sie lautet: *lu-u ṣa-bit rēšu-arkāt (KUN-SAG-GI)* = Möge er [Marduk] erfassen (festhalten) Anfang [und] Zukunft![1] Mit anderen Worten: Möge er, wie er der Schöpfer ist, auch alle künftigen Geschicke lenken. WINCKLER kann sich wirklich freuen, daß das edle Kollegium der Mardukpriester ausgestorben ist; denn es gab unter ihnen gewiß auch Schelme, die ihm gar gerne das Epitheton ornans zurückgegeben hätten: ›*ša mimma-ni rēši ana arkāti utirru*‹.

3. Das Neujahrsprozessionsschiff Marduks und das Narrenschiff des Karnevals.

Die Zeremonien am babylonischen Neujahrsfest — wie sie in den späteren Texten (z. Z. von Sargon und Nebukadnezar) geschildert werden, bestanden vor allem in einer feierlichen Prozession zu Ehren Marduks, wobei dessen Bild auf glänzend geschmücktem Schiff einherfuhr, und in dem festlichen Einzug der andern Landesgötter, besonders des Nabū in Babylon, der Residenzstadt Marduks ‚des Lichtes der Götter'. Sie brachten ihm — wie Vasallen ihrem Lehensherrn — ihre Huldigung dar und bestimmten unter seinem Vorsitz in dem Schicksalsgemach die Lose für das neue Jahr. Für die Mardukprozession hatte man eine eigene Straße, Ai-ibur-šabū, gebaut. An dieser Straße befand sich aber gemäß der Inschrift I R 52

[1] So schon KING, l. c. Anm. 4.

Nr. 4 (KB III, 2 S. 60f.) ein Kanal, der mit dem Euphrat in Verbindung stand[1]. Auf diesem konnte somit auch Nabū von seinem Wohnsitz Borsippa am östlichen Euphratufer zur Prozessionsstraße gelangen. Nach einer Inschrift Nebukadnezars (KB III, 2 S. 17) ist sein Schiff ‚das Schiff der Prozession am Neujahrstag von Šuanna (= Babel)‘, das nach der l. c. gegebenen Beschreibung sehr geräumig sein mußte, da es mit glanzvoll ausgestatteten Kajütten versehen war. Auf diesem Schiff fuhr zweifellos auch Marduk, da nur von einem Prozessionsschiff die Rede ist. Die Prozession fand nun entweder in der Weise statt, daß das Volk auf der Prozessionsstraße das auf dem Kanal sich bewegende Fahrzeug begleitete oder daß man an der Prozessionsstraße die Götterstatuen aus dem Schiff heraushob und auf Tragbahren dahintrug (vgl. Fig. I). Daß man aber „das Götterschiff (auf Rädern) feierlich in Prozession gefahren“ habe — wie A. Jeremias in s. Alt. Test. im Lichte d. Alt. Or. 2 p. 87 behauptet — ist weder inschriftlich bezeugt noch auch irgendwie vernünftigerweise glaubhaft. Winckler, der (Himmelsbild S. 5) die gleiche Ungereimtheit voraussetzt, spricht sich S. 56 hierüber scheinbar zurückhaltender, aber dafür auch um so unklarer aus. „Das Schiff auf Räder gestellt, hat dem ursprünglichen Neujahrsfest, dem Karneval seinen Namen gegeben (S. 5). Ob es als Schiff Marduks, der sich auf dem festen Lande bewegte, schon in Babylon auf Räder gesetzt wurde oder ob das eine Folge der Prozessionsumzüge [welcher?] war, mag dahin gestellt bleiben. Dagegen wird uns die Stellung des Karnevals als ursprüngliches Neujahrsfest ohne weiteres klar [sic!]. Er hat die Stellung, die ihm nach dem römischen Kalender gebührt, nämlich der Wintersonnenwende, denn von dieser wird in Rom das Jahresende gerechnet.“

Man sehe sich doch einmal die sonderbare Konsequenz

[1] Vgl. auch KB III, 2 S. 21 und 25.

Wincklers genauer an! S. 5 sagt er: „Daß die Jahreswende Gegenstand einer Festfeier wird, ist in natürlichen und allgemein menschlichen Voraussetzungen begründet: wenn sie aber überall [sic!] als Narrenfest begangen wird, wo die verkehrte Welt gespielt wird, wenn man einen Narrenkönig, gefahren in einem auf Räder gesetzten Schiffe, dem car-naval, zum Herrn des Festes wählt und allerhand Mummenschanz treibt, so wird auch bei weitgehendster Ausdehnung der Völkeridee eine Ableitung aus den allgemeinen Voraussetzungen zur Unmöglichkeit." Und wo bleibt denn jetzt (S. 56) der babylonische car-naval? Auf einmal überkommt unseren Gewährsmann ein ganz ungewohntes Zagen, er läßt den carrus navalis im Stich und flüchtet sich zu den Saturnalien. Da wir aber diese schon oben erledigt haben, so können wir auch getrost die Akten über den babylonischen Karneval schließen.

Nur noch eins als Zugabe. Winckler leitet ohne weiteres das Wort Karneval von carrus navalis ab. Etymologen von Beruf sind hierin doch viel vorsichtiger. Es genügt hier, auf Diez, Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen[5] (1887) hinzuweisen, wo es wörtlich heißt: „Die von der Mythologie vorgenommene Zerlegung des Wortes in car-naval = carrus navalis hat das Bedenkliche, daß weder die italienische Schriftsprache noch die Mundarten etwas von einer solchen Form mit a für e der zweiten Silbe wissen, und doch muß das franz. carnaval in Erwägung der Silbe car (nicht char) von Italien ausgegangen sein. In diesem Lande war also die Vorstellung von einem Schiffswagen gar nicht vorhanden oder früh erloschen." Zur positiven Erklärung weist Diez auf folgendes hin: il carnevale, carnovale (o für e wegen des folgenden v) = Abschied des Fleisches. „Fastnacht halten heißt carnascialare, sbst. carnasciale, nach Muratori, Ant. ital. VI, 229 umgestellt aus carne-lasciare, das Fleisch weglassen, eine Etymologie, die durch den gleichbed. walach. Ausdruck lesare de carne bekräftigt wird. Aber dies durfte kein Grund sein,

auch carnevale, dessen Zusammensetzung einen deutlichen Sinn gibt, durch Umstellung zweier Silben aus carne-leva mlat. carni-levamen, zu deuten, wiewohl der Sizilianer carnilivari, der Piemontese car-lavè besitzt. Ein anderer mlat. Ausdruck ist carniprivium, ein span. carnestolendas, ein neuprovenzalisch. carmentran = carême entrant.“

Alles also, was wir über die Herkunft des Wortes Karneval wissen, deutet auf Enthaltung von Fleischspeisen. Daß Völker, die an der See oder an einem mächtigen Strome leben, bei festlichen Zügen — wie sie in den Karnevalstagen üblich sind — auch ein Schiff herumfahren, ist sehr natürlich, weil die Kunst der symbolischen Darstellung mit Vorliebe auf das verfällt, was die nationale Eigenart zum Ausdruck bringt und große historische Erinnerungen weckt. Diese Vorstellungen geben z. B. den Fastnachtsfestzügen Portugals ihr patriotisches Gepräge. Mag man auch da und dort ein eigentliches ‚Narrenschiff‘ gekannt haben, so ist das noch lange kein Beweis für die Ursprünglichkeit und Allgemeinheit dieses Fastnachtsbrauchs und noch weniger ist es erweisbar, daß ein solcher dem ganzen Fest seinen Namen gab.

4. Das babylonische Neujahrsfest und die germanischen ‚Zwölfnächte‘.

Mit der Götterprozession am babylonischen Neujahrstag bringt Winckler auch die ‚Zwölfnächte‘ der germanischen Völker in Beziehung — wie er überhaupt überall einen ursächlichen Zusammenhang findet.

„Wir haben mehrfach betont — sagt er in Himmelsbild[2], S. 57 —, daß das Jahr zu 360 Tagen gerechnet wird. Die übrig bleibenden $5^1/_4$ Tage bilden dann eine übergroße chamuschtu (S. 17), welche die eigentliche Karnevalszeit ist. Nimmt man dagegen ein reines Mondjahr von 12 Mondmonaten zu 354 Tagen, so beträgt der Unterschied gegen das Sonnenjahr 11 bis 12 Tage, die Festzeit also ebensoviel. Deshalb hat die germanische Mythologie die Zwölfnächte oder Zwölften in gleicher Bedeutung am Jahresschluß. In dieser halten die Götter ihre Umzüge.“

Was ist hiervon zu halten? Die Zeit der ‚Zwölfnächte', wie sie erst unter kirchlichem Einfluß benannt ward[1] (das kirchliche *δωδεκαήμερον* = Zeit vom 25. Dez.—6. Jan.), war ursprünglich die Zeit des großen Festes der seelischen Geister, die in wilder Jagd durch die Lüfte fahren. Späterhin traten an die Stelle der Totengeister die Götter. Das ist aber eine mythologische Auffassung, die mit der, welcher dem babylonischen Neujahrsfest zu Grunde liegt, rein nichts zu tun hat. „Durch nichts — sagt Paul[2] — läßt es sich weder aus alten Quellen noch aus dem Volksglauben erweisen, daß diese festliche Zeit der Wiederkehr der Sonne, dem verjüngten Himmels- und Sonnengott gegolten habe." Der Charakter der ‚Zwölfnächte' steht sogar im grellen Gegensatz sowohl zum älteren als zum späteren Mardukfest (dem Fest des Lichtgottes par excellence!), fiel doch das nordische Geisterfest in die Zeit der langen Nächte und rauhen Stürme, und hat doch gerade das Düstere der Jahreszeit dem Feste sein Gepräge gegeben! Und wie paßt vollends die Winckler sche Auffassung der Dauer der Festzeit zum germanischen Kalender? Findet sich denn hier ein gebundenes Mondjahr? Durchaus nicht. Das altnordische Jahr — wie wir es aus isländischen Quellen des 10. Jahrhunderts kennen — bestand aus 52 Wochen (= 364 Tagen) und 12 Monaten zu 30 Tagen + 4 Ergänzungstagen[3]. Da sich indes wegen des zu kurzen Kalenderjahres dessen Anfang immer mehr verschob, so wurde um die Mitte des 10 Jahrhunderts jeder siebente Sommer um eine Woche verlängert. Die Jahreseinteilung nahm also auf den Lauf des Mondes gar keine Rücksicht.

Somit erweist sich auch das angebliche Band zwischen babylonischer und germanischer Mythologie als ein ‚Nebelstreif'.

---

[1] Paul, Grundriß der germanischen Philologie^2 III, 260.

[2] Ders., a. a. O. S. 261.

[3] Ders., a. a. O. S. 446.

5. Das babylonische Neujahrsfest und das Purimfest der Juden.

Das Purimfest der Juden ward bekanntlich am 14. und 15. Tag des Adar (und — falls das Jahr ein Schaltjahr war — außerdem noch am 14. und 15. Veadar) gefeiert. Es galt dem Andenken an die beiden Tage des 13. und 14. Adar, an welchem die Juden dem Buch Esther gemäß ihren Feinden dasselbe Schicksal bereiteten, welches diese ihnen zugedacht hatten. Der Grundcharakter des Festes ist in der spätjüdischen Zeit fast ausschließlich der des nationalen Triumphes, ohne ausgesprochen religiöse Weihe. Wohl wurden am Vorabend des Festes die Kapitel XXXII bis XXXIV der Genesis und am Feste (dem 14.) die Megilla, worunter vorzugsweise das Estherbuch zu verstehen ist, verlesen; ein feierliches Opfer war aber für diese Tage nicht vorgesehen. Das mag darin seinen Grund haben, daß die Juden Palästinas einem auf fremden Boden entstandenen Fest den kanonischen Charakter nicht zuerkennen wollten (vgl. hierzu die Notiz des jerusal. Talmud (Megilla 70, 4), wonach viele sich gegen die Einführung gesträubt hätten). Nichts charakterisiert den national-egoistischen Standpunkt des späteren Judentums so sehr als die Art, wie damals das Purimfest begangen wurde. Haman verkörperte in sich alles, was als Feind der jüdischen Nation galt. Die lärmenden Rufe: „Verflucht sei Haman, verflucht sei Zares (sein Weib)!“ galten allen Gegnern des Judenvolkes, den Christen in späterer Zeit ebenso wie anfangs nur den Heiden (vgl. Cod. Theodos. XVI, VIII, 18). Es ist aber in der menschlichen Natur zu sehr begründet, daß man den überwundenen Bedränger ebensosehr verspottet, wie man ihn vorher gehaßt hat. So ward Haman zu einer Spottfigur, die man unter lauten Freudenausbrüchen mit dem Hammer zerschlug oder dem Feuer übergab. Gesellige Schmausereien, die man auch den armen Volksgenossen

durch außergewöhnliche Spenden ermöglichte, durften dabei selbstverständlich nicht fehlen. So erfreute sich das Purimfest einer stets zunehmenden Beliebtheit. Und der Ursprung des Festes? Man hat darüber sich schon lange den Kopf zerbrochen. Die einen leiteten es vom Frühlingsfest der Perser, andere von der 10tägigen persischen, unter Schmausereien begangenen Totenfeier an den zehn letzten Tagen des Jahres ab. Wie schwach die Stützen dieser Hypothesen sind, wurde schon von anderer Seite gezeigt (vgl. Riehm, Handw. d. Bibl. Alt.[2] II p. 1264). In neuerer Zeit traten einige Assyriologen für einen babylonisch-mythologischen Ursprung des Purimfestes ein; doch der eine so, der andere anders. Die gemeinsame Grundlage dieser Anschauungen sind der Anklang der Namen Mardochai, Esther, Haman, Waschtī an die Namen Marduk, Ischtar[1] (Hauptgottheiten der Babylonier) und Ḫumban (Ḫuban), Maschti[1] (elamitische Gottheiten) sowie der Parallelismus der Gegensätze: Mardochai-Haman, Esther-Waschti einerseits und Marduk-Ḫumban, Ischtar-Maschti andererseits[2]. Darnach wäre der Sieg Esthers und Mardochais im Grunde nichts anderes als die Überwindung eines Götterpaares durch das andere. Das sind nun freilich recht auffallende Beziehungen, die wohl schon manchen stutzig gemacht haben. Folgt aber daraus wirklich, daß unser Estherbuch nicht nur keinen historischen, sondern sogar einen mythologischen Hintergrund hat? Durchaus nicht!

Zunächst muß betont werden, daß die Identität Esther = Ischtar und die Ableitung des Namens Mardochai von Marduk nicht erwiesen ist[3]. Ferner wissen wir von Maschti nur, daß

---

[1] In assyriol. Anmerk. und in Textstellen schreibe ich stets š statt sch, also: Ištar, Mašti.

[2] Jensen, Wien. Zeitschr. f. Kunde d. Morgenl. VI, S. 49 ff. Bezüglich der Lesung des Namens Maš-ti (statt Bar-ti) siehe Jensen, Zeitschr. d. Deutsch. Morgenl. Ges. LV, S. 235.

[3] Zimmern (KAT[3] 421) leitet vermutungsweise Ištar (statt Itšar) von ašāru ‚mustern, sammeln‘ ab, indem er das Venusgestirn als „musternde“

es eine elamitische Gottheit, nicht aber, daß es eine elamitische Göttin ist [1]. Endlich liegen keine inschriftlichen Belege vor, daß Ḫu(m)ban und Maschti entweder wegen ihres natürlichen Charakters (etwa — wie WINCKLER behauptet — als Götter der düstern Jahreshälfte) oder als spezielle elamitische Götter den babylonischen Lichtgottheiten Marduk und Ischtar entgegengesetzt wurden.

Wir wollen uns jedoch damit nicht begnügen. Setzen wir selbst den Fall, die obigen Anklänge und parallelen Gegensätze beständen zu Recht: was dann? Auch dann ist eine sehr annehmbare Erklärung möglich, die wohl dem mythologischen Ursprung der Namen und dem Gegensatz ihrer ursprünglichen Träger gerecht wird, ohne daß die Hauptpersonen des Estherbuches auch nur im mindesten mythologisiert werden.

Vor allem ist zu beachten, daß sowohl in Elam wie in Babel ursprüngliche Götternamen späterhin nicht selten als menschliche Eigennamen auftreten. Wie die griechischen Erdenkinder die Namen Zeus, Apollo, Hermes, Athene, Aphrodite, Pallas von den Himmlischen entlehnten, so trugen auch babylonische Sterbliche nicht selten den Namen Marduk und elamitische den des Ḫumban. Dies geschah schon vor der persischen Invasion. So erscheint schon früh (nach SCHEIL, Délégation en Perse II, XV) ein elamitischer König als Träger des

Anführerin des himmlischen Sternenheeres ansieht. Diese Erklärung hat manches für sich. — Zulässig scheint mir auch die Ableitung von šatāru ‚verhüllen', da der Schleier das Symbol der Ištar ist. Die Gleichung šatāru = ‚verhüllen' ist allerdings bis jetzt nicht nachgewiesen; aber sie wird durch folgende Erwägungen recht wahrscheinlich. Nach V R 28, 53 c, d ist šá-ta-ru syn. zu na-al-ba-ši (ein ‚Gewand'); vgl. auch a. a. O. Z. 6 a, b. Hiernach scheint ein assyr. Verbum in der Bedeutung d. hebr. סָתַר und arab. سَتَرَ ‚verhüllen' angenommen werden zu dürfen. Der Übergang von שׂ in ס macht ja keine Schwierigkeit. Man vergleiche nur assyr. š-t-r, hebr. סֵתֵר, sab. שׂתר, arab. شَتَرَ ‚zerreißen, zerstören'.

[1] Vgl. hiezu JENSEN, a. a. O. S. 62 und 70.

Gottesnamens Hu(m)ban. Nach den Kontrakten Strassmaiers aus dem VI. Jahrh. v. Chr. ist Marduk als Name von Leuten aus dem Volk keineswegs eine Seltenheit (vgl. z. B. Nebukadn. Nr. 86, 127: Mar-duk, Nr. 50, 52, 70: Mar-duk-a; Nabonid 116 (ZZ. 7, 17): Mar-du-ku). Ganz analoge Bildungen wie Mardukai finden sich in dieser Zeit ebenfalls häufig, so: Schamschai (vom Sonnengott Schamasch), Nabai (von Nabū, dem Hauptgott von Borsippa).

Die erwähnte Entlehnung mythologischer Namen mußte aber durch den innern Verfall der babylonischen Religion und das Eindringen einer fremden Religion noch erleichtert werden. Die heilige Scheu vor den Göttern schwand, und ihre Gestalten lebten nur noch als Verkörperung einer besonderen männlichen Kraft und Intelligenz oder als Ideal weiblicher Anmut fort. (So trägt man noch heute, besonders in romanischen Ländern, kein Bedenken, den Kindern mythologische Namen wie Ercole, Ettore, Diana zu geben.) Mythologische Namen weisen also durchaus nicht auf einen mythologischen Charakter ihrer Träger hin.

War nun wirklich Maschti eine einst gefeierte elamitische Göttin, ist es dann auffallend, daß man der ersten Gemahlin des Königs, deren Schönheit im Estherbuch (I, 11) gepriesen wird, den Namen jener Göttin und aus gleichem Grund der sie ablösenden zweiten Königin den Namen der einst in ganz Vorderasien verehrten Göttin Ischtar verlieh? Dabei konnte der Gegensatz: Elam-Babel geradezu von entscheidendem Einfluß gewesen sein. Wie Babel in politischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung Elam überstrahlte, so das neue babylonische Schönheitsideal (Ischtar) das alte (Maschti). Wir brauchen dabei nicht einmal vorauszusetzen, daß Waschtī eine Elamiterin war, und daß man am susianischen Hof Esther als Babylonierin ansah. Immerhin konnte auch dieses Moment bei der Wahl der Namen einfließen. In ganz ähnlicher Weise ließe sich auch der Gegensatz Haman-Mardochai erklären.

Marduk hatte als Gottheit jedenfalls viel größere Bedeutung als der elamitische Hu(m)ban, und folgerichtig eignete sich der Name Marduk in noch höherem Grade als Ehrenname eines kraftvollen und weisen Leiters der Staatsgeschäfte.

Sofort erhebt sich aber der Einwand, es werde hier willkürlich vorausgesetzt, alle vier Hauptpersonen des Estherbuches hätten ihre Namen erst beim Antritt ihrer hohen Würde erhalten. Unsere Annahme beruht jedoch nicht auf Willkür. Was zunächst die wichtigste Persönlichkeit betrifft, so weist das Estherbuch (II, 7) selbst darauf hin, daß Esther ursprünglich Hadassah ‚Myrthe‘ hieß und erst später, d. h. als Erwählte des Königs, Esther genannt ward. Daraus erklärt sich auch, warum die Königin im weiteren Verlauf des Buches selbst im vertrauten Gespräch niemals Hadassah genannt wird. Dürfen wir aber Ähnliches auch bezüglich der anderen Personen voraussetzen? Unbedenklich antworte ich mit ‚ja‘; denn viele Zeugnisse weisen klar darauf hin, daß im gesamten alten Orient mit einer neuen Würde nicht bloß ein neuer titulus muneris, sondern auch ein neues nomen proprium verbunden war. Ich beschränke mich hier auf folgende Belege. Wenigstens drei Prinzen der Achemeniden-Dynastie haben mit dem Antritt der Regierung einen neuen Namen angenommen: Ochus regiert als Darius (II.), Arsakes als Artaxerxes (II.) und dessen Sohn Ochus als Artaxerxes (III.). Noch klarer tritt die Beilegung eines neuen Namen als Folge einer neuen Würde in der Sitte der assyrischen Könige hervor, sich als Beherrscher von Babel einen eigenen Namens beizulegen. So nannte sich Tiglathpileser (745—727) als König von Babel Pūlu[1]; in gleicher Eigenschaft führte sein Nachfolger Salmanassar (727 bis 722) den Namen Uluai, und Assurbanipal (668—626) den Namen Kandalanu. Dieselbe Erscheinung bietet die ägyptische

[1] Identisch mit dem Phul der Bibel (IV. Reg. XV, 19 und I. Paralip. V, 26).

Königsgeschichte, indem auch dort der Herrscher bei seinem Regierungsantritt einen neuen Namen (den Horusnamen) erhielt. Auch an biblischen Zeugnissen fehlt es nicht. Das IV. Buch der Könige berichtet (XXIII, 34), daß der Pharao Necho den Sohn des Josias an dessen Stelle auf den Thron erhob, aber gleichzeitig seinen bisherigen Namen Eliakim in Joakim umwandelte. Aus der gleichen Quelle (XXIV, 17) erfahren wir, daß Nabuchodonosor Matthanias, den Onkel des vorigen, in Jerusalem zum König einsetzte und ihm den neuen Namen Sedekias verlieh. Die gleiche Sitte erhellt aus Dan. I, 7, wonach Daniel und seine Gefährten am Hofe des babylonischen Königs neue Namen erhielten.

Eine neue Lebensstellung erheischt also nach orientalischer Anschauung die Verleihung eines neuen Namens. Diese Ansicht hat ihre Wurzel in der orientalischen Auffassung von der Namengebung einfachhin. Bei den Babyloniern bedeutet *šuma zakir, šuma nabi* wörtlich = ‚er wird mit Namen genannt' aber dem Realsinn nach: ‚er hat eine Existenz'. Im Einklang hiermit steht die häufige, schon bei den alten Königen von Lagasch (im 3. Jahrtausend v. Chr.) ganz gewöhnliche Formel: ‚Die Gottheit hat mich mit einem guten Namen benannt' d. h. sie hat mir eine glückliche, hervorragende Lebensstellung verliehen. Eine ganz ähnliche Bedeutung des Namens ist uns längst aus dem Alten Testament geläufig. Er ist auch hier der Ausdruck des Wesens, der Daseins- und Wirkungsweise (s. sub קָרָא und שֵׁם).

Nach alledem wäre der etwaige Einwand, daß die im Estherbuch sich ablösenden Königinnen und Reichskanzler erst beim Antritt ihrer neuen Würde ihre Namen erhielten, vollständig hinfällig. Der Umstand, daß nur bei Esther ihres früheren Namens gedacht wird, hat in der besonderen Bedeutung ihrer Persönlichkeit ihren Grund. Auch kann es nicht befremden, daß ihr Onkel schon vor seinem Amtsantritt im Estherbuch Mardochai genannt wird, wie es auch nicht auf-

fällt, wenn eine Lebensbeschreibung des großen Apostels der Deutschen von dem Wirken des Bonifacius spricht, wo dieser noch nicht diesen Namen trug, sondern Winfried hieß.

Ausdrücklich sei jedoch hervorgehoben, daß vorstehende Erklärung der Namen der Hauptpersonen des Estherbuches und ihres Gegensatzes nur unter der Voraussetzung gegeben wird, daß die Ableitung der Namen von den ähnlich lautenden Götternamen erwiesen ist.

Auf alle Fälle ist dadurch die Darstellung der Vorgänge des Estherbuches als die eines mythologischen Kampfes als unstatthaft erwiesen: denn eine vernünftige Kritik nimmt nur dann zu Mythus und Sage seine Zuflucht, wenn jede andere Erklärung versagt. Dies ist aber — wie oben gezeigt — hier nicht der Fall.

Ist so schon die Basis mehrerer Purimfest-Deutungen als unzuverlässig erwiesen, so sind die Deutungen selbst erst recht wenig Vertrauen erweckend. Jensen sucht den Ursprung des Purimfestes in dem Ischtar-Sirius-Fest im Monat Abu (Juli/August) bzw. in dem damit vielleicht identischen Sakäenfest der Babylonier (das nach Berosus um die gleiche Zeit gefeiert ward). Diese Feste haben aber mit dem Purimfest verzweifelt wenig Ähnlichkeit. Der Name Ischtar allein tut es nicht. Das Ischtar-Sirius-Fest hängt mit dem heliakischen Aufgang des Siriusgestirns zusammen, das etwa zwei Monate in den Sonnenstrahlen verborgen war. Mythologisch läßt sich dieser Vorgang wohl nur so deuten, daß Ischtar mit dem Vegetationsgott Tamūz vereint war, ihn aber dann im Stich läßt. Sie leuchtet wieder am Himmel, während er stirbt und in die Unterwelt hinabgeht. Darin liegt auch der Kommentar zur Tamūz-Klage, auf die das Gilgamesch-Epos (Taf. VI, 46) mit den Worten hinweist: „Tamūz, dem Buhlen deiner (Ischtars) Jugend, Jahr für Jahr bestimmtes du ihm Weinen.“

Wo ist denn da irgend eine Ähnlichkeit mit dem Purimfest? Auch die Zeit (Juli) stimmt nicht. Das gleiche gilt für

das fünftägige Sakäenfest. Der einzige Zug der Ähnlichkeit dieser Feier mit dem Purimfest besteht in den fröhlichen Gelagen, die beide begleiteten.

Besonders eingehend hat sich auch Winckler (Altor. Forsch. III, 1 ff.) mit dem Ursprung des Purimfestes befaßt. Für ihn ist „der Grundstoff der Erzählung [des Estherbuches] natürlich (sic!) mythologisch wie der aller (sic!) Erzählungen des Altertums". Der „Grundzug des Mythus ist der Kampf zwischen Marduk als dem Frühlingsgott und Nergal (oder Nebo) als dem Wintergott, der Gegensatz zwischen den beiden Jahreshälften, den beiden [Göttern] Tamūz" (a. a. O. S. 29). Ebenso repräsentiere Esther-Ischtar die sommerliche, Maschti-Waschtī die winterliche Jahreshälfte und nichts anderes als die jungfräuliche *Κόρη*-Persephone (S. 32).

„Der König ist natürlich (sic!) der summus deus des Pantheons" (S. 29). Die 180 Tage, die in Esth. I, 4 erwähnt werden, sind nichts anderes als die Jahreshälfte der Herrschaft Hamans, nach deren Ablauf er gehängt wird. Winckler hat sogar herausgefunden, daß Esther und Mardochai geradeso verwandt sind wie Ischtar und Marduk (S. 33).

Stehen wir hier ein wenig still, um das mythologische Schauspiel zu genießen. Winckler versteht es wirklich, die größten Gegensätze zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen, indem er mit Meisterhand einem jeden die gewünschte Rolle zuweist. Marduk macht er — um seine Verwandtschaft mit Ischtar zu beweisen — zum Sohn des Schamasch, Haman (od. eventuell Nebo) muß den Nergal vertreten, die Waschtī wird mit der griechischen *Κόρη* identifiziert, der König fährt als summus deus ex machina, die ‚180 Tage', während welcher der König die Großen seines Reiches um sich versammelt, bezieht W. auf die Zeit der Herrschaft Hamans[1]. Zahllose

[1] Das 7tägige Fest, das sich (Esth. I, 5) an die 180tägige glänzende Hofhaltung anschließt, ist nach Winckler die Zeit, wo der Trinker Orion-

Male betont sonst WINCKLER, daß die Gottheit, die im Osten herrscht, die des Lichtes und des Sommers seien, während der Westgott die Nacht, den Winter repräsentiere; so verlange es die altorientalische Weltanschauung. Hiernach müßten aber die elamitischen Gottheiten Haman und Maschti die Beherrscher der Lichthälfte des Jahres sein, die babylonischen Götter Marduk und Ischtar dagegen die der dunklen Hälfte. Denn Elam liegt bekanntlich im Osten und Babel im Westen. Oder hat auch hier jener famose WINCKLERsche Marduk, von dem wir S. 18 hörten, daß er ‚das Vorn zum Hinten macht', die Hand im Spiel? Und wer ist der summus deus? Nach W. (S. 30) Anu, ‚der Himmelsgott', oder auch der alte Bēl oder auch Marduk! W. rüstet sich eben für alle Eventualitäten. Sagt man ihm: eine Vermählung Anus oder Bēls mit Ischtar spottet aller babylonischen Mythologie, Ischtar ist ja ihre Tochter, so hält er uns den Marduk entgegen. Aber dieser Marduk ist ja nur der Vezier des summus deus! Tut nichts, wird uns WINCKLER antworten; der Vezier vertritt eben seinen Herrn, auch wenn es gilt, die Braut heimzuführen. Doch wie paßt das zur Rolle des Mardochai im Estherbuch? der ist ja dort gar nicht der Gemahl, sondern der Onkel der Esther-Ischtar! Das macht wieder nichts; hier tritt eben Anu oder Bēl wieder in sein

---

Haman (sic!), der angebliche Vertreter der winterlichen Jahreshälfte, vor seinem Ende sich noch gütlich tue. Aber die Zahl 7 sei eine Entstellung, eine jüdische Zutat; nur 5 oder 6 (Anzahl der über 360 überschüssigen Tage) könne richtig sein. Und die Septuaginta biete auch wirklich 6! Das alles kann aber WINCKLER nichts nützen. Weder die 180 Tage noch das folgende Gelage hat mit Haman etwas zu tun. Die Erhebung des letzteren fällt (Esth. III, 1) in eine spätere Zeit. Ferner haben weder die Babylonier noch die Assyrer noch die Juden ein Sonnenjahr von $360 + 5^1/_4$ Tagen gehabt. Die Ergänzungstage 5 bzw. 6 (in einem Schaltjahr) sind also in diesen Chronologien ein Unding. Endlich hat das Trinkgelage des Königs auch nach der Septuaginta 7 und nicht 6 Tage gedauert. Denn am 7. Tage, wo Waschtī erscheinen sollte, aber sich weigerte, hat die Weinfröhlichkeit des Königs ihren Höhepunkt erreicht (Esth. I, 10).

Recht als summus deus ein. Doch genug der Komödie der Irrungen!

Aus alledem ersieht man klar, daß gerade die mythologische Auffassung der Hauptpersonen des Estherbuches ihre Erklärer in ein unlösbares Gewebe von Widersprüchen verstrickt und sie nötigt, zu einer ganzen Reihe unerwiesener und unerweisbarer Hypothesen ihre Zuflucht zu nehmen. Im Gegensatz hierzu bedarf die von uns oben (S. 26 ff.) auf Grund von historischen und psychologischen Erwägungen gebotene Erklärung keiner einzigen weiteren Voraussetzung mehr. Auf Leute, für welche der mythologische Charakter aller alt- und sogar vieler neutestamentlichen Erzählungen zu einem starren Axiom geworden ist, werden natürlich unsere Ausführungen keinen Eindruck machen. Das ist damit auch nicht beabsichtigt. Sie wenden sich vielmehr lediglich an solche, die sich so viel vernünftige Voraussetzungslosigkeit bewahrt haben, daß sie objektive Gründe nicht von vornherein abweisen.

Befremden schon die bisherigen willkürlichen Voraussetzungen und Kombinationen Wincklers, so findet man keinen entsprechenden Ausdruck, um seine zahlreichen anderen Aufstellungen über das Estherbuch zu charakterisieren[1]. Selbst

[1] Hier nur einige Proben! S. 30 f. wird Haman mit dem Gott Tamûz identifiziert und dieser ohne jede Spur von Beweis nicht bloß mit dem Orion, sondern auch mit den Plejaden und dem großen Bären am dunkeln Nordhimmel [sic!] in Verbindung gebracht. Das 7tägige Fest (Esth. I, 5) bezieht sich auf die Gelage des Trinkers Orion (S. 31). Wenn sich Haman in Esth. 7, 8 [schutzflehend!] auf das Polster niederläßt, auf dem Esther ruht, „so ist das der betrunkene Orion, der ebenso wie Holofernes auf dem Lager ausgestreckt liegt, als ihn das Verderben ereilt" (S. 38). — Die zehn Söhne des Orion-Haman sind wohl zehn bestimmte Sterne. Auch Job, der fromme Dulder, war ein Orion-Haman; denn sein Name Jjjob bedeutet ‚Feind' [nüchterne Erklärer — wie schon Fürst, Hebr.-Chald. Handw. — ‚Angefeindeter', was auch zu den Schicksalen des Schwergeprüften paßt] und er hatte — wie Haman 10 Kinder [allerdings 7 Söhne und 3 Töchter!], die „bei den Gastmahlen (Orions Schwelgereien!) ihren Untergang finden" (S. 44). — „Es ist überflüssig

Zimmern, der (KAT [3] 519) — freilich in etwas abgeänderter Form — die Hauptgedanken Wincklers adoptiert, gesteht, daß

[sic!] auszuführen, was die drei Männer im feurigen Ofen — in der Hölle — darstellen. Es sind unsere drei (Daniel natürlich [!] dabei) in der Unterwelt und Daniel in der Löwengrube ist nur eine andere Wiederholung von Tamūz in der Unterwelt (Joseph im Ägypterland und im Bōr).“ [Wer die verzweifelten Bemühungen der Wincklerschen Schule, den ägyptischen Joseph zu einem Tamūz zu stempeln, zu würdigen wünscht, sei auf A. Jeremias, A. T. im Lichte des Alt. Or. [2], S. 383 ff. verwiesen. Wenn Joseph einmal einen symbolischen Traum hat, in den Bōr [Brunnen] geworfen wird, einen bunten Rock erhält, angeblich von einem wilden Tier zerrissen wird, einem lüsternen Weibe widersteht, ins Gefängnis wandert, dann befreit und erhöht wird, die Tochter eines Sonnenpriesters heiratet, wenn Jakob die zwei Söhne Josephs kreuzweise segnet (Vertauschung von Frühjahr und Herbst [!]), so sind das alles ‚schlagende‘ Beweise für Josephs Tamūz-Charakter.] Die drei Gürtelsterne im Orion stellen einen ‚Balken‘ oder ‚Wagebalken‘ dar. Das deutet auf das Amt Daniels (auch ein Tamūz!) als ‚Totenrichter‘ [!] und auf den Balken des gekreuzigten Haman (S. 48). „In der katholischen Volksvorstellung wirkt diese Bedeutung heute noch fort; denn die drei Sterne heißen Kaspar, Melchior, Balthasar [sic!] und letzterer ist der (babylonische) Name Daniels. Kaspar, der lustige Teufel = Finsternis, Melchior = Marduk, der ‚Lichtfürst‘. Deshalb hat Kaspar im Kasperlspiel stets einen Balken, an dem er gehängt werden soll; er weiß aber stets den eigentlichen schwarzen Teufel in die Schlinge zu bringen.“ „Von den beiden Schächern am Kreuz ist der eine gut, der andere bös“ (S. 49). „Selbstverständlich müssen beide Schächer ans Kreuz geschlagen werden, denn sie teilen das Schicksal des ebenfalls zu kreuzigenden Orion“ (S. 34). Die drei Schicksalsgenossen stellen so die drei Gürtelsterne des Orion dar, den ‚Balken‘ (ibid.). „Als Gegenstück des Tamūz ist der Gehenkte natürlich auch Tamūz selbst, also = Marduk. Marduk aber ist der Balkengott: ilu gušur (II R 47 c d 23). Die Entwicklungsreihe ist also Orion = Marduk und Nebo = Tamūz in den beiden Gestalten = Mardochai und Haman“ (S.34). [Also Marduk = Balkengott und zwar im Sinne von Galgengott. Wirklich eine prachtvolle Erklärung! Allerdings steht an der bezeichneten Stelle *il gu-šur* | *il Marduk ḳarrādu*, d. h. aber „der *Gu-šur*-Gott = Gott Marduk, der Machtvolle“. Hier ist also *gušur* ausdrücklich erklärt als Bezeichnung der Kraft Marduks — ob nun *gu-šur* hier ‚Balken‘ das Symbol der Stärke oder eine nachlässige Schreibung des Adjektivs *gu-uš-šur* ‚gewaltig‘ ist.]

Was soll man zu einer Denkweise sagen, die solch willkürliche Vertauschungen und ungereimte Kombinationen zuwege bringt? An den

sie „z. T. sehr diskutable Einzelheiten“ darstellen. Mögen die Exegeten, die das Estherbuch kommentieren, sich mit den diesbezüglichen Forschungsergebnissen WINCKLERS eingehender befassen. Für uns genügt es, gezeigt zu haben, daß das jüdische Purimfest nichts mit dem babylonischen Neujahrsfest zu tun hat und keinerlei Anklänge an den Marduk-Tiāmat-kampf verrät.

6. Der Marduk-Tiāmat- und der David-Goliath-Kampf.

(Babylonischer und israelitischer Neujahrsmythus.)

Nach WINCKLER, Gesch. Isr. II, 172 ff., zeigt die Goliathgeschichte deutlich die Motive des Drachenkampfes. (Gemeint ist der Kampf des Gottes Marduk mit Tiāmat, dem personifizierten Urmeer.) Dieses Moment kommt auch im ‚Himmel und Weltbild‘ S. 58 zur Geltung, und A. JEREMIAS hat in seinem ATLAO[2], 488 f. alles, was panbabylonische Weisheit bezüglich des Kampfes Davids ausgeklügelt, zusammengestellt. Als ich mir im Anthropos IV (1909), 484 die wohlbegründete Bemerkung erlaubte, das alles sei sehr belustigend, habe aber mit der Wissenschaft nichts zu tun, zeigte sich JEREMIAS (Das Alter der babyl. Astronomie[2] 15) sehr aufgebracht, sprach aber, nachdem er seinen ständigen Trumpf „daß Kugler von der Astralmythologie wenig versteht“ ausgespielt, die Hoffnung aus: „vielleicht belehren ihn die verständnisvollen zustimmenden Ausführungen bei BAENTSCH, David und sein Zeitalter, Leipzig 1907“. An gutem Willen fehlt es mir gewiß nicht; aber nicht die Rücksicht auf irgend eine Autorität, sondern nur die Kraft der Gründe kann für mich auf wissenschaftlichem Gebiet bestimmend sein. BAENTSCH hat nun l. c. p. 43 sqq. gar nichts

Rand seines jetzt der Bibliothek zu Leiden gehörigen Exemplars der Geschichte Israels von WINCKLER schrieb einst der verstorbene TIELE: ›Und das soll Geschichte sein!‹ Auch wir dürfen uns in Bezug auf WINCKLERS Esther-Forschungen mit dem Ausruf des Staunens bescheiden: Und das sollen ‚Altorientalische Forschungen‘ sein!

Neues vorgebracht. Dadurch aber, daß zwei oder mehrere dieselben Behauptungen wiederholen, wird deren Begründung nichts an wahrem Wert gewinnen. Baentsch hat außerdem — wie schon die irrige, Jeremias entlehnte Literaturangabe Anm. 18 deutlich verrät — eine selbständige Prüfung wichtiger Punkte unterlassen.

Und nun zur Sache!

Winckler behauptet (Himmelsbild 58), Goliath habe „ursprünglich gar nicht diesen Namen geführt“. „Vielmehr ist er ihm erst nachträglich beigelegt worden durch die Gleichsetzung des Jahres- und des Epagomenenkampfes. Er ist Anspielung auf babylonisches *galittu*, Ozean, also auf Tiamat.“ Winckler stützt sich hier hauptsächlich auf eine Konjektur Peisers (MVAG 1900, 73), wobei er indes irrtümlich *galittu* statt *gallitu* schreibt. Aber auch die Ableitung des Namens Goliath von *gallitu* bzw. *gallatu* in dem bezeichnenden Sinne ist mehr als gewagt. Denn 1. ist gallatu, ein häufiges Epitheton von tiâmtu ‚Meer‘ mit der wahrscheinlichen Bedeutung ‚wogend‘, Femininform: Goliath ist aber doch nicht ein verkapptes Weib. 2. Sollte dieser Name aus dem Babylonischen stammen — was übrigens gar nicht erwiesen ist —, so wäre doch weit eher an galtu ‚der Schreckliche, Furchtbare‘ zu denken.

Und wie steht es mit dem ‚Jahres- und Epagomenenkampf‘? Die hierbei in Betracht kommenden Momente sind:

1. Das 40 tägige Hervortreten Goliaths, der die Israeliten zum Zweikampf herausfordert; die 40 Tage seien nämlich „der Inbegriff der Winterzeit vor Frühjahrsbeginn“ (A. Jeremias l. c. p. 489); sie werden „durch die Plejaden verkörpert, die rund 40 Tage unter dem Horizont verschwunden sind[1], zu

[1] Die Unsichtbarkeit der Plejaden beruht natürlich nicht auf einem Verschwinden unter dem Horizont — wie Jeremias sich ausdrückt und Baentsch ihm wörtlich nachschreibt — sondern auf dem Verschwinden des Gestirns in der hellen Lichtsphäre der nahen Sonne. Wenn Jeremias (Alter der babyl. Astronomie², S. 5) derartige Ungenauigkeiten

Beginn des Frühjahrs am Horizont erscheinen. Es sind die Tage des Unheils IV R 5, die Tage der Äquinoktialstürme, wo nach Hesiod, Opera et dies V. 383 die Schiffahrt aussetzt. Die

mit dem Bestreben entschuldigt, „dem Laien verständlich zu bleiben", so denkt man an das arabische Sprichwort: ‚Diese Entschuldigung war schlimmer als der Fehler.' Denn verständlich kann doch nur sein, was im wesentlichen richtig ist. JEREMIAS hat (l. c.) gegen mich den Vorwurf erhoben, daß ich durch meinen Artikel im Anthropos 1909, S. 479 ff. seine astronomische Ausrüstung habe diskreditieren wollen, indem ich selbst Druckfehler und Schreibfehler ihm als Unkenntnis ausgelegt habe. Dieser Vorwurf ist nicht gerechtfertigt. Wenn JEREMIAS den heliakischen Aufgang am Abend (statt am Morgen) erfolgen ließ, so konnte dies allerdings auf einem Schreibversehen beruhen. Das gleiche gilt von seiner Angabe der Präzessionsrichtung von W. nach O. (statt von O. nach W.). Eine genaue Prüfung zahlreicher ‚astronomischer' Angaben JEREMIAS' überzeugte mich indes, daß ihm bestimmte und klare Vorstellungen selbst einfacher astraler Vorgänge völlig abgehen. So kommt es, daß er eine Größe bald richtig, bald verkehrt angibt. Beispielsweise bezeichnet er 1903 Im Kampf um Babel und Bibel S. 28 die Präzessionsrichtung richtig: von O. nach W., ohne jedoch die fehlerhafte Angabe eines Gegners, die Präzession betrage pro Jahr 20 Bogenminuten (statt 50 Bogensekunden!) zu berichtigen. War das zarte Rücksicht? Nein; denn 1904 macht er selbst in ATLAO[1], 19 genau den gleichen Fehler. 1907 gibt er (Die Panbabylonisten, S. 27 Anm. 1) zwar den Präzessionsbetrag (1^0 in 72 Jahren) richtig an; aber als Präzessionsrichtung bezeichnet er fälschlich „nach Osten". Und derselbe Fehler wiederholt sich 1908 in seiner von astronomischen (und archäologischen!) Irrtümern strotzenden Streitschrift: Das Alter der babylonischen Astronomie[1], 47. Wie JEREMIAS angesichts dieser Tatsachen den Mut hat, mich einer Diskreditierung seiner astronomischen Kenntnisse zu beschuldigen, ist unbegreiflich. Wäre es nicht viel besser gewesen, seine Unerfahrenheit in astronomischen Dingen klipp und klar einzugestehen und sich auf heimisches Gebiet zurückzuziehen? Statt dessen schreitet JEREMIAS zur Herausgabe der ‚2. Auflage', in der zwar die gröbsten astronomischen und chronologischen Verstöße ausgemerzt sind und in der er auch — möglichst unauffällig — einige Zugeständnisse macht, die aber trotzdem noch so viele Irrtümer enthält, daß damit der Sache der Wahrheit in keiner Weise gedient ist. Man vergleiche nur unten S. 40 ff. meine Kritik der Interpretation von Hesiods Oper. et dies, die JEREMIAS unverändert in die 2. Auflage herübernahm! Der anscheinend so siegesfrohe Ton, der auch noch durch diese letztere klingt, ändert an der Sache nichts. Der Ton macht die Musik, aber keine Wissenschaft. Diese hat einst

Plejadenzahl ist deshalb die Zahl aller Nöte(n) und Entbehrungen“ (es folgen mehrere bekannte Beispiele). (Jer. l. c. p. 62.)

2. Die Körpergröße des Riesen. Sie beträgt nach I. Reg. XVII, 4 sechs Ellen und eine Spanne. Diese Angabe müsse ursprünglich fünf Ellen und eine Spanne gelautet haben. „Der Hersteller unserer Erzählung hat das Motiv nicht mehr verstanden und verballhornt“ (Jer. l. c. p. 489). Die so glücklich wiederhergestellte Größe weise auf die 5 $^1/_4$ Epagomenen [Ergänzungstage] am Ende des Jahres hin.

3. Die fünf glatten Steine des jugendlichen David. Sie „entsprechen ebenfalls dem zu überwindenden Winterriesen“ (Jer. l. c. p. 490). „Auf jeden Tag der das Jahr beschließenden fünf Epagomenen kommt ein Kieselstein“ (Baentsch l. c. p. 44).

Besehen wir uns nun einmal die Sache bei Licht!

ad 1. Richtig ist, daß Hesiod l. c. in seinem Ruralkalender die heliakische Unsichtbarkeit der Plejaden auf rund 40 Tage angibt, obwohl die wirkliche Dauer um 800 v. Chr. und für die geogr. Breite des mittleren Griechenland (38°) nach Ideler (Handb. d. math. u. techn. Chronol. I, 247) 45 Tage betrug; denn die Plejaden verschwanden am 27. März (gregor. Dat.) in den Sonnenstrahlen und kamen am 11. Mai in der Morgendämmerung wieder hervor. Der Aufgang fiel nach Hesiod auf den Anfang der Ernte. Und die Rundzahl von 40 Tagen dieser herrlichen Zeit, wo die Vegetation ihre Vollkraft entfaltet und bis zur Erntereife gelangt, soll der „Inbegriff der Winterzeit“, die „Zahl aller Nöten und Entbehrungen“ gewesen sein! Difficile est satyram non scribere. Die nasse und stürmische Jahreszeit *(χειμών)* begann zu Hesiods Zeit mit dem Frühuntergang der Plejaden (= scheinbarer kosmischer Untergang = erster sichtbarer Untergang in der Morgendäm-

Jeremias selbst, namentlich durch seine Monographie über das Gilgameš-Epos („Izdubar-Nimrod“ 1891), in anerkennenswerter Weise gefördert, und man kann es nur sehr bedauern, daß er den segenverheißenden Pfad ganz verlassen hat.

merung), der auf den 26. Oktober fiel. Mit Rücksicht auf die Meeresstürme, die um diese Zeit (am Ende der *ὀπώρα)* eintreten, warnt Hesiod die Schiffer, die Heimreise nicht lange mehr zu verzögern (Op. et dies v. 674). Dagegen findet sich bei Hesiod, Op. et dies v. 385 ff. nicht die Spur einer Hindeutung auf 40 tägige Äquinoktialstürme. Die Stelle lautet:

Πληιάδων Ἀτλαγενέων ἐπιτελλομενάων
ἄρχεσθ' ἀμήτου, ἀρότοιο δὲ δυσομενάων.
αἳ δή τοι νύκτας τε καὶ ἤματα τεσσαράκοντα
κεκρύφαται, αὖτις δὲ περιπλομένου ἐνιαυτοῦ
φαίνονται τὰ πρῶτα χαρασσομένοιο σιδήρου.
οὗτός τοι πεδίων πέλεται νόμος, οἵ τε θαλάσσης
ἐγγύθι ναιετάουσ', οἵ τ' ἄγκεα βησσήεντα
πόντου κυμαίνοντος ἀπόπροθι, πίονα χῶρον
ναίουσιν [1]).

= Wenn die atlasgeborenen Plejaden (früh) aufgehen,
So beginnet die Ernte; das Pflügen, wenn sie wird (früh) untergehen.
Sie aber vierzig Nächte und Tage hindurch
Bleiben verborgen. Nach Ablauf des Jahres
Sie erscheinen zuerst, wenn geschärft wird das Eisen (die Sichel).
Das ist die Regel der Felder (für die), so in Meeres-
Nähe hausen und (für die), so in gewundenen Tälern,
Wo fernab schäumet das Meer, das fette Erdreich
Bewohnen.

An einer anderen Stelle (l. c. v. 678 ff.) spricht allerdings Hesiod auch von den Stürmen des Frühjahrs, welche der Schifffahrt gefährlich seien. Er bringt sie aber durchaus nicht mit der heliakischen Unsichtbarkeit der Plejaden in Verbindung und schreibt ihnen keine 40 tägige Dauer zu. In Wirklichkeit waren die beiläufigen Grenzen, welche die furchtsame Küstenfahrt

[1] Alois. Rzach, Hesiodi carmina (Bibl. Teubn.), p. 74.

der Alten nicht zu überschreiten wagte, der Frühaufgang und der Frühuntergang der Plejaden[1] (11. Mai und 26. Oktober).

Aber auch die babylonischen Quellen wissen nichts von einer 40 tägigen Sturmzeit, und es liegt nicht die geringste Andeutung vor, daß in dem teilweise zerstörten Mondmythus IV R 5 einer solchen Dauer Erwähnung geschah. Hier ist nicht einmal von den Plejaden oder irgend einem ‚Siebengestirn‘ die Rede, sondern nur von sieben Sturm- und Finsternis-Dämonen, welche den Mond verdunkelt haben.

Die Aufstellungen Wincklers und deren unermüdliche Wiederholung durch A. Jeremias[2] entbehren daher jeder tatsächlichen Stütze.

---

[1] Ideler, Handb. d. mathem. u. techn. Chron. I, 253. Die Alten leiteten den Namen der Plejaden u. a. geradezu von Schiffen (*ἀπο τοῦ πλεῖν*) ab.

[2] So noch in der „2. Auflage“ der Kampfschrift: Das Alter der babyl. Astronomie, S. 15: „Diese Rolle der Plejaden (als Repräsentanten des Winters, der Regenzeit-Wasser-Region des Kreislaufs, der Unterweltsmacht) ist im babylonischen Mythus (IV R 5) ebenso bezeugt, wie durch Hesiod, Erga.“ In der Beilage I S. 87 f. sucht Jeremias auch „die Astronomie bei Hesiod“ zu kommentieren. In meiner Kritik (Anthropos 1909, S. 477 ff.) der 1. Auflage, die S. 9 denselben ‚Kommentar‘ bietet, habe ich denselben absichtlich mit Stillschweigen übergangen, da ich schon ohnehin leider allzuviel tadeln mußte. Da aber Jeremias und seine Freunde nicht aufhören, ihre willkürlichen und den Tatsachen widersprechenden Behauptungen zu wiederholen, so sehe ich mich gezwungen, auch auf die eigenartige Hesiodinterpretationen Jeremias’ einzugehen. Wir haben oben mit Ideler bemerkt, daß die Zeit der Unsichtbarkeit der Plejaden nach den zeitlichen und örtlichen Verhältnissen, die für Hesiod in Betracht kamen, nicht 40, sondern 45 Tage betrugen. Jeremias weiß aber auch die 40 Tage genau zu erhalten und wie? „Die Rechnung 40 Tage kommt heraus, wenn man die Plejaden zu etwa 10 bis 16 Bogengraden Breite [!] rechnet. Dann vergehen vom Verschwinden des ersten Sternes bis zum Frühaufgang ihres letzten Sternes 40 Tage.“ Haben dann aber die Plejaden 10 bis 16° Breite? Die ‚Breite‘ eines Gestirnes ist bekanntlich dessen Winkeldistanz von der Ekliptik, und die der Plejaden beträgt nicht einmal 5°. Oder verwechselt Jeremias die Breite mit der Deklination? Wenn ja, so stimmt auch das nicht, denn die Deklination der Plejaden ist um 800 v. Chr. (Zeit Hesiods) rund 12° (während der Spiel-

ad 2. Und nun zur Größe des Riesen Goliath! ‚Sechs

raum 10 bis 16° ganz sinnlos wäre). Oder soll der sogen. ‚Sehungsbogen, (= Größe des Winkels, um welchen die Sonne beim heliakischen Auf- oder Untergang senkrecht unter dem Horizont steht) gemeint sein? Auch dann ist die Angabe 10 bis 16° ein Unding. Denn selbst beim hellsten Stern der Plejaden (η-Tauri) beträgt der Sehungsbogen 16° und bei Fixsternen 1. Größe noch 11° (Wislicenus, Astron. Chronol. p. 43). Und nun sucht Jeremias noch obendrein den Anschein zu erwecken, als ob er oder irgendein Gewährsmann den heliakischen Untergang des letzten und den Aufgang des ersten Plejadensterns berechnet und als Zwischenzeit prompt **40** Tage gefunden habe! Wir wären sehr begierig, nähere Angaben über diesen Calculus zu erfahren.

Den Frühaufgang des Orion läßt Jeremias zu Hesiods Zeit „Anfang Mai" erfolgen; in Wirklichkeit fand er am **30.** Juni (gregor. = 9. Juli julian.) statt. Der Frühuntergang der Plejaden soll „etwa Mitte August bis Ende September" [!!] stattgefunden haben; in Wirklichkeit trat er am 26. Oktober (gregor. = 3. Nov. julian.) ein.

Der Frühaufgang des Arkturs erfolgte nach Jeremias „von Mitte Juli bis Mitte August" [!!], während er in Wahrheit am 10. September (gregor. = 18. Sept. julian.) eintrat. Man beachte außer der total falschen Datierung auch noch das Schwanken der jährlich wiederkehrenden astralen Erscheinungen um volle 4—6 Wochen, während in Wirklichkeit die Luftbeschaffenheit höchstens ein Mehr oder Weniger von ein paar Tagen bewirken kann. Vor solchen Leistungen der Hesiodinterpretation verstummt nicht nur die moderne, sondern auch die antike Astronomie.

Ebenso groß sind natürlich auch die klimatologischen Verstöße. Ohne jeden Skrupel läßt Jeremias den böotischen Bauer von Mitte August bis Ende September die Aussaat bestellen und von Mitte Juli bis Mitte August die Weinlese vornehmen, während erstere Ende Oktober und letztere um den 10. September (9 Tage früher wie (heute) in Neapel) begann. Auch seine panbabylonistischen Neigungen haben Jeremias hier einen bösen Streich gespielt.

v. 611 ff. handelt von der Lese und der Behandlung der Weintrauben:

611. *ὦ Πέρση, τότε πάντας ἀποδρέπειν οἴκαδε βότρυς·*
612. *δεῖξαι δ' ἠελίῳ δέκα τ' ἤματα καὶ δέκα νύκτας,*
613. *πέντε δὲ συσκιάσαι, ἕκτῳ δ' εἰς ἄγγε' ἀφύσσαι*
614. *δῶρα Διωνύσου πολυγηθέος.*

611. O Perses, dann sämtliche Trauben pflücke und bringe nach Haus;
612. Setze der Sonne sie aus zehn Tag' und zehn Nächte;
613. Fünf Tage stell' sie in Schatten, am sechsten schütt' in Gefäße
614. Des Bacchus hochköstliche Gaben!

Ellen und eine Spanne‘ [1] steht im Text. Da dieses Maß nicht in das panbabylonistische Schema eines Jahresmythus sich

Zu Z. 613 macht nun JEREMIAS die überraschende Fußnote: „Eine Praxis, die in den babylonischen pharmakalogischen Texten eine Rolle spielt. Gewisse Kräuter dürfen dort nicht die Sonne sehen! Denn die Sonne ist nach dem einen System Todesgestirn, der Mond ist Arzt.“ JEREMIAS hat offenbar noch nicht von Pflanzen gehört, die nur im Schatten gedeihen. Das hat aber mit unserer Hesiodstelle nicht das Geringste zu tun. JEREMIAS meint „am 6. Tag kommt der Wein in die Fässer“. Es handelt sich jedoch gar nicht um Weinbereitung; denn an jenem Tage kommen die Trauben in gewisse Behälter (Holzfässer kannte Hesiod noch nicht; solche kamen selbst bei den Römern erst auf, als man sie in Gallien kennen gelernt hatte. PLINIUS 14, 21). Von Keltern bzw. Auspressen der Trauben ist mit keinem Wort die Rede. Das 10tägige Liegen an der Sonne hat den Zweck, den Wassergehalt zu vermindern, bzw. den relativen Zuckergehalt zu vermehren. Durch das weitere Liegen im Schatten trocknet der durch die Sonnenglut ausgeschwitzte Zuckersaft um die Hülse der Beeren ein und schließt diese gegen die Luft ab. Die so bereiteten Früchte sind gegen Gärung geschützt und lassen sich in Gefäßen konservieren. Das ist des Rätsels Lösung. Da ist nichts von ‚Astralmythen‘ und ‚chaldäischer Weisheit‘, und man kann sicher sein, daß Hesiod — wenn er aus dem Grabe erstünde — sich an dem babylonischen „Todesgestirn“ und „dem Mond als Arzt“ noch mehr ergötzte als am köstlichen Bacchustrank.

[1] Elle (’ammāh, Vorderarm) = 2 Spannen (zereth) = 6 Handbreiten (ṭophaḥ) = 24 Finger (’eṣbaʿ). Man gebrauchte zweierlei Ellen (Längenverhältnis 6 : 7). Leider kennen wir aber deren Größe nicht. Falls die beiden ägyptischen Ursprungs sind — auch bei den ägyptischen Ellen herrscht das Verhältnis 6 : 7 —, so wäre die große Elle 525 mm, die kleine 450 mm. Die kleinere Elle war (wenigstens zu Ezechiels Zeiten) die gewöhnliche. Legen wir sie unserer Berechnung zu Grunde, so ergibt sich die Größe Goliaths = 2.925 Meter. Der persische Riese Artachäes, der nach HERODOT VII, 117 zu Akanthus starb, und für den Xerxes ein glänzendes Leichenbegängnis veranstaltete, war nur 5 königliche Ellen weniger 4 Finger (= 2.55 Meter) groß; vgl. dazu Herodot II, 168. Auch STRABO XIII, II, 3 weiß von einem Riesen aus der Vorzeit zu berichten, dessen Höhe fünf königliche Ellen weniger eine Handbreite (nicht „Spanne“!) betrug. Dagegen maß nach PLINIUS (VII, 16) sein größter Zeitgenosse, der aus Arabien gebürtige Gabbara 9 Fuß und ebensoviele Zoll, d. h., wenn wir den römischen Fuß = 0.308 mm annehmen, rund 3 Meter. Von dem gleichfalls bei Plinius VII, 16 erwähnten Riesen Nävius Pollio berichtet COLUMELLA de re rustica III, 8, daß er

fügen will, so wird es ohne weiteres als „verballhornt“ erklärt und fünf Ellen und eine Spanne dafür eingesetzt. Ein höchst einfaches und müheloses Beweisverfahren. Aber auch das kann nicht einmal dem Scheine nach helfen. Es sollen so $5\frac{1}{4}$ Ellen herauskommen; aber eine Spanne (זרת) ist eine halbe Elle. Ein Jahr von $365\frac{1}{2}$ Tagen gab es aber auch für die Alten nicht. Und was fangen WINCKLER und JEREMIAS mit den andern Riesen an, von denen uns die Geschichtschreiber des Altertums berichten? Mit staunenswerter Konsequenz stempeln sie auch diese zu mythischen Repräsentanten des Winters, wenn sie nur irgendwie — sei es in der Körperlänge oder an Händen und Füßen[1] — die bedeutungsvolle Motivzahl ver-

die größten Menschen seiner Zeit um 1 Fuß überragt habe. Nach den in der Anthropologischen Rundschau 1878 veröffentlichten Untersuchungen hatte der größte damals lebende Mensch (ein Finnländer) eine Größe von 2.83 Metern und unter den Potsdamer Riesen Friedrich Wilhelms I. maß ein Flügelmann 2.57 Meter. (Nach SCHUSTER und HOLZAMMER, Handb. zur Bibl. Gesch.[6], bearbeitet von SELBST, I, 622.) — Nach alledem läßt sich — abgesehen davon, daß die hebräische Elle, die in I. Kg. 17, 4 gemeint ist, möglicherweise etwas kleiner war — die Zahlenangabe des hebr. Textes nicht einfach von der Hand weisen. Die LXX bieten allerdings nur ‚4 Ellen und eine Spanne‘ und hiernach wäre Goliath selbst im äußersten Fall (d. h. wenn die große Elle zu Grunde gelegt ist) nur 2.34 Meter groß gewesen.

[1] So ist nach A. JEREMIAS' ATLAO[2] 489 der in II. Kg. XXI, 20 erwähnte sechsfingerige und sechszehige Riese gleichfalls Repräsentant des stürmischen Winters! Angeregt durch diesen geistreichen Einfall dürfen wir wohl auch noch auf die biblische Hervorhebung der $4 \times 6 = 24$ digiti hinweisen. Dem panbabylonistischen Spürsinn kann die große Bedeutung dieser Zahl für die „Mythologie“ nicht entgehen. Man denke doch nur daran, daß 24 digiti = 1 Elle sind, also das Vollmaß darstellen, daß ferner im Einklang hiermit der Volltag 24 Stunden zählt, und daß dem Tageslauf der Sonne ihr Jahreslauf „entspricht“. Die 24 digiti an den Extremitäten des Riesen symbolisieren also höchstwahrscheinlich die Vollendung des Jahres. Vielleicht hängen sie mit den 24 Sternen zusammen, die Diodor II, 31 als *δικασταὶ τῶν ὅλων* bezeichnet usw. Um jedoch all' diese Dinge in Einklang zu bringen, bedarf es natürlich der panbabylonistischen Übung, die dem Verfasser dieser Schrift gänzlich abgeht.

raten. Sowohl Herodot als Strabo berichten von Riesen, die 5 königliche Ellen weniger 4 Finger (bzw. eine Handbreite) maßen (S. 42 Anm. 1.) Diese $4^6/_7$ Ellen passen nun freilich nicht zu fünf bis sechs Ergänzungstagen des Sonnenjahres. Aber die Liebe zum Panbabylonismus macht erfinderisch. „Vier Epagomenen des Mondjahres statt der fünf des Sonnen-Mondjahres?“ frägt Jeremias hoffnungsvoll. Und wo bleiben die $^6/_7$ Tage? Und haben denn die Babylonier, Perser, Griechen ein reines Mondjahr von etwa 354 Tagen gehabt und mit vier Ergänzungstagen ihren Kalender in Ordnung gebracht? Schade, daß so manche unserer modernen Riesen und Riesinnen nicht vor zwei oder gar drei Jahrtausenden gelebt haben; sie wären samt und sonders unsterbliche Jahresheroen geworden. Der größte Soldat der deutschen Armee im Jahre 1890 maß 2,25 Meter, also genau fünf kleine ägyptische Ellen; das macht nach Winckler-Jeremias'scher Mythologie fünf Ergänzungstage, und der Winterheros des Gemeinjahres von 365 Tagen ist fertig! Machnow, der gewaltige Russe, der vor einigen Jahren von sich reden machte, aber nun vergessen ist, weist die schwindelnde Höhe von 2,68 Meter auf. Ihm fehlt nur ein „Finger“ zum vollendeten Repräsentanten des Schaltjahres, denn 2,70 Meter = 6 kleine ägyptische Ellen = 6 Epagomenen! Und erst Marianne Wehde! Sie hat genau dasselbe Maß, wie jener Riese, den Antimenidas getötet, und wie der persische Gigant Artachäes, nämlich fünf königliche Ellen weniger eine Handbreite (= 2,55 Meter). Mehr noch! Als Riesenweib wäre sie zugleich das getreue Abbild der babylonischen Tiâmat, mit der Marduk (nach Winckler) alljährlich den großen Kampf zu bestehen hat. Wie schade, daß eine so beweiskräftige mythologische Erscheinung nicht in den Dienst der panbabylonistischen Idee treten durfte!

ad 3. Während Baentsch (l. c. p. 45) im Gegensatz zu Winckler und Jeremias das Ellenmaß des Goliath nicht als völlig untrügliches Symbol des Winterriesen ansieht, vertraut

er um so mehr der Bedeutung der 40 tätigen Herausforderung und der fünf Kieselsteine des sieghaften David. Wie sich BAENTSCH bezüglich der ersteren täuschte, wurde bereits oben gezeigt. Die symbolische Erklärung der fünf Steine ist nicht weniger unglücklich. „Auf jeden Tag der das Jahr beschließenden fünf Epagomenen kommt ein Kieselstein.“ Da haben wir Behauptung und Beweis in einem einzigen Satz. Ich weiß nicht, ob jemals ein kluger Schwabe auf den symbolischen Zusammenhang der ‚drei Haare‘ auf dem Haupte Bismarcks mit dem dreifachen Ministerium hingewiesen, das einst der große Kanzler in seiner Person vereinigte. Jedenfalls hätte ein solcher Schwabenstreich eher auf unsere Zustimmung rechnen können als die Vertreter der Idee von den fünf Epagomenen-Kieselsteinen. Keinem derselben kam es in den Sinn, daß die Zahl fünf der Steine zu der Ellenzahl des Riesen gar nicht paßt, obschon man ihn eigens noch um eine Elle und zwei Handbreiten kürzer gemacht hat, um auf 5 $^1/_4$ zu kommen. Oder hat Goliath, nachdem ihn der Kiesel Davids getroffen, noch sechs Stunden mit dem Tode gerungen? Der biblische Bericht lehrt das Gegenteil. Wäre der Riese wirklich 5 $^1/_4$ Ellen groß gewesen und hätte ihm der junge Held, nachdem er fünf große Kiesel vergebens geschleudert, mit einem sechsten kleinen Kiesel erlegt, so dürfte man sagen: das ist frappant! Der wirkliche Sachverhalt aber läßt nicht nur jede mythische, sondern auch jede symbolische Deutung des Goliath-David-Kampfes als eine traumhafte Kombination erscheinen.

III. Das angebliche babylonische Edelreis auf den Wildlingen ägyptischer und altmexikanischer Urreligion.

Wir haben bis jetzt der sonderbaren Analogie gedacht, die WINCKLER zwischen babylonischer Mythologie einerseits und altmexikanischen, römischen, griechischen, jüdischen, altgermanischen und späteren westeuropäischen Anschauungen und Ge-

bräuchen andererseits entdeckt zu haben glaubte. Diese vermeintliche Verwandtschaft war für ihn die erste Veranlassung zur Aufstellung seines panbabylonistischen Systems. Dazu kam aber noch ein zweiter Anstoß: die Tatsache, daß bei den „meisten Religionen“ der astrale Gehalt ihrer Mythen und Lehren im Widerspruch stehe mit der ganzen Kulturstufe des betreffenden Volkes. Einen solchen Kontrast biete beispielsweise die ägyptische und die mexikanische Religion. „Die Gestalten ihrer (der Ägypter) Götter mit ihren Tierköpfen und den als Gott verehrten Tieren: Stier, Affe, Krokodil, Nilpferd usw. sind Vorstellungen einer anderen Kulturstufe als die ist, welche in den Tempellehren und in der Wissenschaft der Ägypter zum Wort kommt“ (Himmelsbild S. 6). „Ein anderes Beispiel zeigt die mexikanische Religion, deren grauenhafte Götterfratzen und teilweise scheußlichen Kultgebräuche (Menschenopfer) nicht aus derselben Wurzel entsprossen sein können wie die hochentwickelte Kalender- und Himmelswissenschaft, ja die Götterlehre selbst, von der die Inschriften und Bücher zeugen“ (a. a. O.) Also — so schließt dann Winckler — sind jene astralen Lehren den genannten Völkern von außen her aufgepfropft. Diese Schlußfolgerung ist jedoch entschieden unzulässig. Denn derartige Gegensätze, wie sie in der ägyptischen und altmexikanischen Religion hervortreten, können sich innerhalb eines Volkskörpers selbst, d. h. ohne irgendwelchen fremden Einfluß herausgebildet haben.

Was insbesondere den ägyptischen Tierdienst und Sternkult betrifft, so sind diese Religionsformen bei einem Volke, das sich die ganze Natur als göttlich beseelt vorstellte, an sich gleichberechtigt, schließen also einander nicht aus. Die alten Ägypter waren bekanntlich — wie vor allem ihre Kunstleistungen beweisen — sehr scharfe Beobachter des gesamten Naturlebens, und als solche fielen ihnen die unerklärlichen Leistungen des Tierinstinktes nicht minder auf als die Bewegungen der Himmelskörper. Eine solch aufmerksame Beobach-

tung im Bunde mit der lebhaften Phantasie des Orientalen konnte sehr leicht dazu führen, selbst unscheinbaren Tieren eine übermenschliche Intelligenz, ja sogar die Gabe der Weissagung zuzuschreiben. Es gehört ja nicht eine jahrhundertlange Beobachtung dazu, um zu merken, daß die Tiere nicht wie der Mensch langer Unterweisung und Übung bedürfen, um ihre kunstvollen Bauten auszuführen, die ihnen zuträgliche Nahrung mit sicherem Blick schon aus weiter Ferne ausfindig zu machen, künftigen Bedürfnissen durch rechtzeitige Fürsorge Rechnung zu tragen, nach fernen Ländern ihre Reise anzutreten und von dort ohne Wegweiser und Führer wieder rechtzeitig in der Heimat einzutreffen. In der Tat haben die alten Ägypter zweifellos deshalb den Tieren nicht bloß übermenschliche Sinne, sondern auch Redefähigkeit und die Gabe der Prophezie zugeschrieben. Und sie waren jedenfalls darin viel konsequenter als manche moderne Gelehrte, die zwischen dem tierischen Instinkt und der menschlichen Intelligenz nur einen graduellen Unterschied anerkennen wollen. Es ist daher auch ein großer Irrtum, wenn man den Tierkult der Ägypter — an dem sie durch drei Jahrtausende zäh festhielten — als besonderes Merkmal eines außerordentlichen Tiefstandes der Kultur ansieht. Nicht weniger verkehrt ist es, zwischen diesem Kult und der Verehrung der großen Naturgottheiten einen Widerspruch zu sehen und demgemäß die Kombination beider für rein willkürlichen, ja unnatürlichen Synkretismus zu halten.

Von selbst drängte sich ja die Wahrnehmung auf, daß die Gepflogenheiten der Tierwelt den Jahreszeiten mit ihren wechselreichen astralen, meteorologischen und vegetativen Erscheinungen entsprechen. Was Wunder also, wenn man glaubte, daß ein und dieselbe Gottheit, die in der großen Natur ihre Weisheit und Macht verrät, auch in den Tierleibern ihren Sitz hat. Die Verehrung bestimmter Tiere hat natürlich vorzugsweise lokalen Charakter, während die Vergötterung der großen segen- und verderbenbringenden Naturgewalten selbstverständlich von

universeller Bedeutung war. Dahin gehören die Sonnen-, Mond-, Himmel-, Erd- und Nilgötter; dahin auch — last not least — die Toten- bzw. Grabgötter Ptah-Sokar in Memphis, Chentamentet-Osiris in Abydos, Anubis in Siut.

Bereits in den ältesten Quellen (den Pyramidentexten) tritt uns eine ganz allgemeine Naturvergötterung entgegen, und auf historischem Wege ist es deshalb nicht möglich, die ursprünglichen Beziehungen der einzelnen Kulte zueinander festzustellen. Die Verschmelzung und Umdeutung, die manche Gottheiten in der spätern Zeit erfahren haben, geben uns nur einen Begriff von dem, was politische Einflüsse und die ‚theologische‘ Spekulation zuwege brachten.

Soviel darf man aber nach der obigen Darlegung über die Entstehung des Tierkultus a priori schließen: Der Kult der großen Naturgötter entstand jedenfalls nicht erst nach der Einführung des Tierdienstes, sondern ging diesem höchstwahrscheinlich voraus. Denn bevor man die Gewohnheiten der Sperber, Schwalben, Katzen und Schakale prüfend verfolgte und die bewunderungswürdigen Äußerungen ihres Instinktes als unmittelbaren Ausfluß einer übermenschlichen Intelligenz ansah, wurde man sich der geheimnisvollen Tätigkeit der großen Naturmächte bewußt. Der tägliche und jährliche Lauf der Sonne und ihre vegetationsentfaltende Kraft, das stets wechselnde Aussehen des gestirnten Himmels, der magische Zauber der Vollmondnächte Ägyptens, die Verfinsterungen von Mond und Sonne, die außerordentlichen Erscheinungen von leuchtenden und explodierenden Meteoren und Kometen, die Nilflut, von deren Höhe das Leben und Gedeihen des ganzen Landes abhing, das Eingreifen des Todes, besonders bei massenhaftem Sterben während einer Epidemie — das sind lauter Dinge, die sich dem Menschen früher und gewaltiger als Ausfluß einer höheren Macht darstellen als die Äußerungen des Tierinstinkts. Daneben kann ja freilich in besonderen Fällen auch das Auftreten von Ungeheuern, wie Krokodilen und

Schlangen eine abgöttische Furcht erzeugt haben. Es ist aber festzuhalten, daß der Tierkult der Ägypter nicht so sehr aus dem Gefühl des Schreckens als dem der Bewunderung hervorging. Deshalb hat man das Krokodil und den Hippopotamus in der einen Gegend noch mehr gehaßt als man sie anderwärts in Ehren gehalten hat.

Es könnte nun freilich scheinen, daß die Darstellung der Gottheiten als Tiere oder Menschen mit Tierköpfen für die Priorität des Tierkultus sprechen. Sie beweist aber streng genommen nicht einmal soviel, daß damals, als jene merkwürdigen Götterfiguren entstanden, die betreffenden Tiere selbst bereits als inkarnierte Gottheiten oder auch nur als heilige Tiere galten. Solche bizarre Vorstellungen konnten ursprünglich auf Symbolik[1] beruhen. An babylonischen Analogien hierzu fehlt es nicht[2]. Immerhin ist es recht gut möglich, daß jene tierköpfigen, bzw. tiergestaltigen Götterbilder, wie sie uns schon aus alter Zeit vorliegen, zum guten Teil auf einem bereits vorhandenen Tierkult beruhten. Wenn sich dies aber auch als tatsächlich herausstellen sollte, so folgt doch daraus keineswegs, daß überhaupt der Tierkult dem Kult der großen Naturgötter vorausging; denn die künstlerischen Darstellungen der Pyramidenzeit dürfen nicht einfachhin als Ausdruck der ältesten religiösen Anschauungen der Ägypter gelten.

---

[1] So kann die Darstellung des Nilgottes als Widder auf der ungestümen Stoßkraft der Wellen beruhen, wie ja auch Griechen und Römer ihre Flußgötter sich aus dem gleichen Grunde mit Stierhörnern vorgestellt haben. Ebenso könnte man leicht erraten, warum der alte und vielerorts verehrte Grabgott Anubis gerade die Gestalt eines Schakals hatte.

[2] Man vergleiche z. B. die Götterdarstellungen auf den Grenzsteinen (Kudurrus), besonders den Kudurru Nr. 1 in Délég. en Perse, tome I p. 167 ff., ferner die Auffassung der Muttergöttin Ischtar als eine Kuh (ZIMMERN, KAT[3] 379 Anm. 4) [wie auch die ägyptische Himmelsgöttin Hathor in Denderah als Kuh dargestellt ward] und die Beschreibung der bēlit ili ‚Götterherrin‘ (BEZOLD, ZA, IX, 116 und 121) als marines Mischwesen (Weib und Schlange).

Die Annahme, der Sternkult und alle damit zusammenhängenden Tempellehren seien erst nachträglich von außen (und zwar von Babel) her in Ägypten eingedrungen und dem dortigen Tierkult aufgepfropft, ist also in keiner Weise haltbar. Jene Tempelweisheit ist auch gar nicht so hervorragend, wie Winckler zu glauben scheint; es liegen wenigstens keine Anzeichen vor, daß die alten Ägypter eine Astrallehre besaßen, die ein tieferes Eindringen in die verwickelten Himmelsbewegungen voraussetzen. Die alexandrinischen Astronomen der Spätzeit haben sich demgemäß auch nie auf alte ägyptische, wohl aber auf babylonische Beobachtungen berufen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß auch in späterer Zeit keine babylonische Beeinflussung der ägyptischen Astralmythologie stattgefunden hat. Dies ist vielmehr — wie ich selbst nachgewiesen habe — wirklich der Fall. Hierüber unten.

Auch der angeblich so große Kontrast zwischen den ‚grauenhaften‘ Götterfratzen und den Menschenopfern der Altmexikaner und ihrer „hochentwickelten Kalender- und Himmelswissenschaft“ sowie ihrer Götterlehre braucht nicht auf Beeinflussung einer niedern einheimischen Religion durch eine höhere fremde Kultur zurückgeführt zu werden. Zunächst sind ja Kalenderwissenschaft [1] und Religion zwei ganz verschiedenartige Dinge, die deshalb bei einem Volke durchaus nicht gleichmäßig entwickelt zu sein brauchen. Kultur und Religion halten auch anderwärts nicht gleichen Schritt. So stehen der Shintoismus der Japaner und die verschiedenen Religionsformen der Inder unendlich tief unter ihrer Kultur, auch der eigentlich einheimischen. Und andererseits gibt es eine Reihe von Völkern, die trotz des primitiven Standes ihrer sonstigen Kultur relativ reine und hohe religiös-ethische Anschauungen besitzen [2].

---

[1] Vgl. oben S. 8 ff.

[2] Eine reine und hohe Religion, insbesondere einen klaren Begriff von Gott und seinem Verhältnis zur Welt hat z. B. das mit den Gallas

Was die sonderbaren Göttergestalten der Altmexikaner betrifft, so sprechen uns dieselben freilich wenig an; es kann aber sehr leicht sein, daß sie auf dem Bestreben beruhen, das Geheimnisvolle und Unfaßbare durch absonderliche Formen zum Ausdruck zu bringen. Außerdem kann auch in manchen derselben geradezu eine abergläubische Furcht mitgewirkt haben. Es ist ja bekannt, daß gerade das für die Mexikaner wichtigste Gestirn, der Venusplanet, ihnen in der Regel als unheilvoll erschien, daß sie bei seinem Aufgang die Schornsteine der Hütten verstopften, damit sein Licht nicht eindringe, und daß ihre Priester Opfer und Rauchwerk darbrachten, um das Unheil zu beschwören. Und haben die Altmexikaner diese abergläubische Furcht vor der Venus etwa von Babel bezogen, wo man das strahlende Gestirn mit Hymnen und Opfer begrüßte?

Der Gegensatz, der zwischen einer solchen Astralreligion und Menschenopfern bestehen soll, ist ebenfalls schwer einzusehen. Man kann hier weder von Gegensatz, noch von Übereinstimmung reden. Auch ist daran zu erinnern, daß selbst bei den Griechen und zwar noch in historischer Zeit Menschenopfer (besonders zur Abwehr großer Drangsale) vorkamen und daß auch bei den Römern nicht nur Kriegsgefangene bzw. Verbrecher in der Krypta unter dem Opferaltar hingeschlachtet wurden, sondern auch Unschuldige sich frei-

und Somal verwandte ostafrikanische Hirtenvolk der Masai (vgl. Merker, Ethnographische Monographie eines ostafrikanischen Semitenvolkes, Berlin 1904, S. 196 ff.). Das gleiche gilt von den über ganz Mittel- und Südafrika zerstreuten Zwergvölkern (Pygmäen), die wie Zigeuner in der Nähe von Negerstämmen leben und sich von der Jagd ernähren. Obwohl sie in bezug auf Kultur viel tiefer stehen als die eigentlichen Neger, haben sie doch einen viel vollkommeneren Gottesbegriff und eine reinere Religion (vgl. hierüber Le Roy, Les Pigmées, Négrilles d'Afrique et Négritos de l'Asie, S. 147 ff.). Das gleiche gilt von den Buschmännern, den Hottentotten, den Minkozis auf den Andamanen (vgl. Kolb, Beschreibung von dem Vorgebirge der guten Hoffnung 1719; de Quatrefage, Les Pygmées 1887; Le Roy, La Religion des primitifs, 1909; Hahn, The supreme Being of the Khoïkhoi 1881).

willig dem Opfertode weihten. Derartigen Kultformen — mögen sie auch noch so grausam erscheinen — liegt doch immerhin eine wirklich religiöse Idee: die Anerkennung der unbeschränkten Macht der Gottheit über Leben und Tod und beim freiwilligen Opfer sogar ein, wenn auch irregeleiteter, so doch nicht zu verkennender Heroismus zugrunde. Man frage sich doch einmal — die Hand aufs Herz —, ob diese Gebräuche von einer größeren Entartung zeugen als jener in einem hochkultivierten Lande weit hinter Mexiko gültige Ehrenkodex, demzufolge ein im Alkoholdusel leichtfertig hingeworfenes Wort ein oder gar zwei blühende Menschenleben als Sühne fordert und die Schmach des Ehebruchs dadurch ausgelöscht wird, daß der Schänder des Hauses noch obendrein Gelegenheit erhält, dem gekränkten Gatten eine Kugel durchs Herz zu jagen. Man spare sich also die Entrüstung und suche unvereinbare Gegensätze dort, wo sie wirklich sind!

B. Die astralen Grundgesetze der altbabylonischen Weltanschauung.

I. Die harmonische Welteinteilung und die astrale Gottesoffenbarung.

Der Grundgedanke Wincklers ist folgender: Das ganze Universum zerfällt nach babylonischer Auffassung in drei Regionen: die des Wassers, des festen Landes und der Luft. Unter der Erde befindet sich das Quellenbecken, darüber die feste Erdkruste und die Luftschicht. Ganz die nämliche Einteilung besteht aber nicht nur in senkrechter Richtung, sondern auch in horizontaler und zwar sowohl im irdischen als auch im himmlischen Bereich. Auf Erden (Mesopotanien) folgen von Süden nach Norden: Meer, Festland und „Luftregion“; desgleichen am gestirnten Himmel in der nämlichen

Richtung Himmelsozean, Festland (Tierkreis!) und „Luftregion". Die drei Reiche unterstehen der göttlichen Trias: Ea (Wassergott), Bēl (Festlandsgott), Anu (Luftgott). Nun ist aber Makrokosmos = Mikrokosmos, d. h. was im Großen (Ganzen) gilt, trifft auch im Kleinen (Teil). Deshalb zeigt auch vor allem der Tierkreis, ein etwa 20 Grad breiter Gürtel am Himmel, auf dem Sonne, Mond und Planeten ihre Bahnen ziehen, die gleiche Einteilung; auch er hat seine Wasser-, Erd- und „Luftregion", die der gesamten göttlichen Trias unterstehen. Der Tierkreis nun ist die vornehmste Offenbarungsstätte der Gottheit. Seine Regenten sind Mond, Sonne und Venus oder eigentlich die sich ihnen offenbarenden Götter Sin, Schamasch und Ischtar. Diese Dreiheit „entspricht" der höheren Trias Anu, Bēl, Ea, indem sich in Sin und Anu, in Schamasch und Bēl, in Ischtar und Ea dieselbe göttliche Macht kundgibt. Dies geschieht auf vierfache (bzw. auch zweifache) Weise in den „vier Vierteln" (bzw. zwei Hälften) der Erscheinungen des Mondes, der Sonne und der Venus. Wie der Mond, so hat ja auch die Venus vier Phasen; diesen entsprechen als „Phasen" der Sonne ihre Stellung in den vier Jahreszeiten und diesen wiederum die vier übrigen Planeten Jupiter, Mars, Merkur, Saturn. Aber auch in jedem einzelnen dieser Gestirne offenbart sich je nach ihrer Stellung am Himmel eine verschiedene göttliche Gewalt; in ihnen wiederholt sich, was sich an Mond, Sonne und Venus abspielt. Die vier göttlichen Mächte, die sich in den „vier kritischen Punkten" oder „Weltecken" offenbaren, und ihre zugehörigen planetaren Entsprechungen waren im Stierzeitalter (Blütezeit Babylons):

1. Marduk:	Ostpunkt,	Frühlingspunkt,	Morgen;	Jupiter.
2. Ninib:	Nordpunkt,	Sommerpunkt,	Mittag;	Mars.
3. Nebo:	Westpunkt,	Herbstpunkt,	Abend;	Merkur.
4. Nergal:	Südpunkt,	Winterpunkt,	Nacht;	Saturn.

Nach der Zweiteilung der kosmischen Erscheinungen entsprechen um dieselbe Zeit:

Marduk, Ninib } den beiden Lichthälften des Jahres und Tages sowie dem zunehmenden Licht des Mondes und der Venus.

Nebo, Nergal } den beiden Nachthälften des Jahres und Tages sowie dem abnehmenden Licht des Mondes und der Venus.

Bleiben wir hier stehen und unterziehen wir die einzelnen Beweise WINCKLERS einer sorgfältigen Prüfung.

1. Die himmlische Wasser-, Erd- und Luftregion (Ea, Bēl, Anu).

Daß auch die Babylonier um ihre Köpfe eine Luftregion verspürten und das Emporquellen des Wassers aus der irdischen Tiefe bemerkten, wollen wir nicht bezweifeln. Ebenso schauten sie im Süden ihres Landes, an der „Mündung der Ströme“, den Ozean. Aber im Norden eine „Luftregion“? Das klingt seltsam und nicht minder seltsam mutet es uns an, daß auch der babylonische Himmel und Tierkreis seine eigene nordische Luftregion gehabt haben soll.

WINCKLER behauptet: a) »Die Erde liegt zwischen dem „nebligen“ Norden und dem Ozean im Süden, so daß also eine Dreiheit: Luft, Erde und Wasser von Norden nach Süden besteht. Das Luftreich setzt sich fort nach dem Nordhimmel, wie das Wasserreich in den Südhimmel übergeht. „Wenn wir das Land der Griechen (als das nördlichste ihm bekannte) erobert haben, läßt Herodot (7, 8) Xerxes sagen, dann wird Persien an den Äther des Zeus (d. i. das Luftreich des Anu) grenzen.“ Der zwischen dem Luft- und Wasserreich gelegene Teil entspricht also am Himmel dem, was hier unten die Erde darstellt. Es ist der sogenannte Tierkreis, und innerhalb dessen sich die Planeten bewegen« [1].

In Ermangelung eines keilinschriftlichen Beweises nimmt hier WINCKLER seine Zuflucht zu einem griechischen Schriftsteller. Mit einem Schlage konstruiert er so das babylonische Weltbild und erweist die persische Kosmologie als sein getreues Abbild. Diese Beweismethode ist typisch. Der ‚neblige‘

[1] Die Weltansch. d. Alt. Orients, S. 10; Himmelsbild[2], S. 29.

Norden = Luftreich der Babylonier; Luftreich des Anu = Äther des Zeus; der Äther des Zeus im Norden! Und wie springt WINCKLER mit der griechischen Textstelle um? Er reißt sie aus dem Zusammenhang und verdreht leichtfertig ihren Sinn. Xerxes sagt: „Wir werden das persische Land mit dem Himmel begrenzen; denn die Sonne wird kein Land schauen, das an das unsrige grenzt, sondern alle (Länder) werde ich mit euch zu einem einzigen Lande machen, indem ich ganz Europa durchziehe.“ Kurz: Xerxes will bis an die Grenzen der Erde, dem fernsten Westen, sein Reich ausdehnen.

b) »Auch er (der Tierkreis) zerfällt in eine Luft-, Erd- und Wasserregion, deren jede also dem Raume von vier Tierkreisbildern entspricht. Daher die „Wasserregion“ des Tierkreises: Wassermann, Fische, zu welcher ursprünglich auch Widder (und noch früher der Stier) gehörten«[1].

Die Annahme eines gewaltigen Wasserbeckens oder Wassergebiets am Himmel lag einer primitiven Naturanschauung sehr nahe. Woher sollten sonst die Regengüsse kommen? Da aber diese in Mesopotamien an eine bestimmte — etwa vier Monate umfassende — Zeit des Jahres gebunden sind, so hat man die Ekliptiksternbilder, welche die Sonne in ihrem Jahreslauf zur Regenzeit passiert, als vollständige oder teilweise mythische Wasserwesen aufgefaßt. So erinnert noch heute der mit Fischschwanz versehene Steinbock unserer Sternkarten an den himmlischen Ziegenfisch der Babylonier und allem Anschein nach hat auch unser Widder-Sternbild[2] bei den älteren Babyloniern als ein ähnliches Mischwesen gegolten, während die Fische und der dem späteren Wassermann entsprechende *GU* rein marinen Charakter an sich trugen. Der Durchgang der Sonne durch die beiden letzteren fiel eben ehedem noch ganz, der durch die beiden ersteren nur zum Teil in die eigentliche Regenzeit.

Welchen Beweis hat aber WINCKLER für die babylonische Annahme einer „Luftregion“ des Tierkreises? Der mittlere

[1] Die Weltansch. d. Alt. Orients, S. 11; Himmelsbild[2], S. 29.

[2] Vgl. meine Sternkunde I, S. 32 ff.

Teil des letzteren besteht nach ihm aus den „Tierkreiszeichen“ [1] Jungfrau bis Schütze, der obere dagegen aus den „Zeichen“ Stier bis Löwe [2]. Die beiden Vierfüßler in der Luftregion des Tierkreises! Der Baumeister des altorientalischen Weltsystems unterschiebt hier den Babyloniern wirklich drollige Einfälle. Die alten Sterngucker waren ja außerordentlich phantasiereich; aber ihre Anordnung und Benennung der Sternwelt und deren Teile ist nicht ohne Sinn und Konsequenz. Haben sie sich die Wasserregion des Tierkreises als Aufenthaltsort astraler Wasserwesen gedacht, so würden sie die ‚Luftregion‘ des Tierkreises gewiß als Heimstätte von Vögeln angesehen haben. Nun findet sich aber in den Listen der eigentlichen Ekliptiksternbilder (vgl. meine Sternkunde I, 229) kein einziger Vogelname und die zwei Vögel (Rabe und Adler) welche nach Hommel (Aufs. u. Abh. S. 48) den zwölf Gestirnen der „Bahn des Anu“ angehören sollen, stehen nicht im hohen Norden der Ekliptik (der angeblichen Luftreligion), sondern recht tief. Es gibt also keine „Luftregion“ des Tierkreises im Sinne Wincklers.

Dieser irrt außerdem sehr, wenn er Anu als Beherrscher der Luftregion bezeichnet; denn diese Rolle kommt vielmehr dem Bēl zu. Das bezeugt nicht nur die im Altbabylonischen fast ständige Schreibweise seines Namens En-lil; dem entsprechen auch die Tatsachen, daß der Sturm seine Waffe ist und der durch das Luftreich dahinschwebende Mond als sein Sohn gilt. Von der Höhe seines Wohnsitzes aus überschaut er wie von einem himmlischen Berg die ganze Erde und beherrscht sie durch die von ihm ausgehenden Gewalten [3]. Darum wohl heißt sein berühmter Tempel in Nippur E-kur ‚Berghaus‘. Er ist naturgemäß der Bēl matāti, der Herr der Länder, während Anu in ruhiger Majestät im Fixsternhimmel thront. Zwar

[1] Sollte heißen: Tierkreis**bild**!

[2] Himmelsbild S. 29.

[3] m. Sternkunde und Sterndienst in Babel II, 1, S. 136.

hat die spätere Astrologie auch diesen letzteren und insbesondere den Tierkreis an die drei obersten Gottheiten verteilt. Der bestimmende Grund war aber nicht die Annahme einer himmlischen Wasser-, Erd- und Luftregion, sondern das begreifliche Bedürfnis, alle drei Götter bei astrologischen Feststellungen (Deutung der Heliak.-Aufgänge der Fixsterne, der Haupterscheinungen der Planeten und ihrer Konjunktionen mit Zodiakalgestirnen) zur Geltung zu bringen.

2. Die drei großen Regenten des Tierkreises: Mond, Sonne, Venus (Sin, Schamasch, Ischtar).

Mond, Sonne und Venus erscheinen in der babylonischen Mythologie als eine besonders wichtige Trias, deren Embleme auf den Grenzsteinen (Kudurrus) in der obersten Reihe stehen (vgl. Fig. 11 ff.). Die ältesten mir bis jetzt bekannt gewordenen Kudurru dieser Art stammen aus der Zeit des Kassiten Nazi-maruttaš's (1337—1312) und Kurigalzu's (1362—1338)[1]. Die genannte Trias ist aber schon erheblich älter. Unter dem altbabylonischen Herrscher Šargâni-šar-ali tritt die göttliche Trias Bêl, Schamasch, Innina = Bêl, Sonne, Venus auf[2]; Nannar, der Mondgott, galt aber als Sohn des Bel und ist später an dessen Stelle in der Trias getreten. Die Zusammengehörigkeit der drei Gestirngötter tritt besonders unter der Dynastie von Larsa hervor, da dort Innina (Venus) als Tochter und Schamasch (Sonne) als Sohn des Mondgottes verehrt ward. Worauf gründet sich aber diese Verwandtschaft? Winckler glaubt, dahinter gekommen zu sein: alle drei haben vier verwandte Erscheinungsformen.

»Als innerer . . . Planet zeigt die Venus dieselben Erscheinungen wie der Mond, und daß diese Tatsache den Babyloniern bekannt gewesen sein muß, ist nach der ganzen Art, wie die Venus in der Mythologie

---

[1] de Morgan, Délégation en Perse I, p. 170 ff. und Scheil, l. c. II, p. 86 ff.

[2] Vgl. m. Sternkunde II, 1, S. 136.

behandelt wird, zweifellos. Muß doch sogar angenommen werden, daß sie die vier Monde des Jupiter gekannt haben, eine Erscheinung, die viel schwerer zu beobachten ist. In der Venus offenbart sich nicht eine einfache göttliche Kraft, sondern eine, die ebenso wie die von Mond und Sonne in vierfacher oder je nachdem zweifacher (zu- und abnehmender) Gestalt sich äußert. Deshalb gelten bei den Babyloniern Sonne, Mond und Venus als die drei großen Gestirne. Die vier Phasen des Sonnenlaufs, welchen Frühling, Sommer, Herbst, Winter entsprechen, zeigen den Sonnengott oder die göttliche Macht überhaupt in vier Erscheinungs- oder Wirkungsformen« [1].

Hier überstürzen sich geradezu die wichtigsten astronomischen und astralmythologischen Enthüllungen. Vor allem überrascht es, daß die Babylonier nicht nur die vier Monde des Jupiter, sondern auch die Phasen der Venus erkannt haben sollen. Die Phasen der Venus! Ist dieser Fund echt, dann o Galileo Galilei erbleicht dein Ruhm. Vergebens hast du dann deine Priorität durch das geheimnisvolle Anagramm zu schützen gesucht: „Haec immatura a me iam frustra leguntur oy [2].“ Denn die Lösung des Rätsels: „Cynthiae (i. e. Lunae) figuras aemulatur mater amorum (i. e. Venus)“ haben die geriebenen Astrologen der Vorzeit schon mehr als vierthalb Jahrtausende vor dir in Händen gehabt. Was Kopernikus nur vermutet und dir erst das Fernrohr erschloß, das hat ihr Sperberauge sofort erspäht! Die physiologische Optik wird durch diese Feststellung Wincklers vor ein ganz neues Problem gestellt und kein physiologisches Lehrbuch wird sich fürder sehen lassen dürfen, das nicht ein eigenes Kapitel über ‚Altbabylonische Augen‘ enthält. Denn die Tatsache darf ja nicht bezweifelt werden; geht sie doch „aus der ganzen Art, wie die Venus in der Mythologie behandelt wird“, „zweifellos“ hervor. Aber — so frägt man neugierig — worin bestand denn „diese ganze Art der Behandlung“? Um diese zu würdigen, bedarf es einer ganz eigenen Kombinationsgabe, die nur wenigen verliehen ist, und Winckler selbst ist vorsichtig

[1] Himmels- und Weltbild [2], S. 21.

[2] am 11. Dez. 1610.

genug, seinen Lesern die ihm aufgegangene Erkenntnis nur in kleinen gelegentlichen Dosen zu verabreichen.

Im Himmelsbild[2] S. 40 weist er darauf hin, daß Venus und der Sonnengott Kinder des Mondgottes waren, und daß ‚daneben' auch alle drei als Kinder des Bēl (Zeus!) galten. Ferner: Sonne und Mond = Dioskuren; Ischtar-Venus = Helena = jungfräuliche Kore. „Die babylonische Höllenfahrt der Ischtar findet hierin ihre Erklärung." S. 43 wird die Jungfrau mit der Ähre (das bekannte Tierkreissternbild) gleichfalls mit Dioskuren (hier Harmodios und Aristogeiton) in Verbindung gebracht. Die Benennung ‚Jungfrau' sei eine Anspielung auf die ‚jungfräuliche' Ischtar in der Unterwelt (Planet Venus in der 3. und 4. Phase). S. 47: „Sonne, Mond und Ischtar (Venus) sind eins, insofern sie dieselbe Gottheit darstellen. Im besondern ist Sirius als Bogenstern Sonnengottheit. Von den dreien ist Ischtar die weibliche Gottheit, auch diese Eigenschaft hat der Sirius." Bei den Arabern heißt er die ‚Haarige'; die Haare sind aber das Symbol der Sonnenstrahlen (beim Mond: weiße Haare). „Bei den Ägyptern ist der Hundstern ebenfalls weiblich (die Sothis)." „Die Beziehung zum Sonnenkreis zeigt der ägyptische Kalender."

Aus dieser babylonisch-griechisch-arabisch-ägyptischen Musterkarte, in der richtige und falsche mythologische Ideen aus den verschiedensten Ländern und Zeiten durcheinanderlaufen, kann natürlich nicht der geringste Schluß gezogen werden [1].

[1] Charakteristisch ist auch die Stellung, die A. Jeremias in seinem Buche Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients[2] zu der Frage einnimmt. S. 24 und 58, wo er „Die altorientalische Lehre und das altorientalische Weltbild" ex professo darstellt und zu begründen sucht, setzt er die babylonische Kenntnis der Venusphasen als eine ausgemachte Tatsache voraus. *Αὐτὸς ἔφα* ‚Er, der Meister hat es gesagt' — das mußte genügen, und das „System" heischte es. Und was lesen wir S. 109? „Da Ischtar-Venus mit Sonne und Mond eng verbunden sind, so ist zu vermuten [sic!], daß der Mythus auch bei ihr vier bzw. zwei astrale Phasenerscheinungen unterscheidet; bei der tiefgehenden astralen Kenntnis [sic!] der Babylonier und bei der Klarheit des orientalischen Sternhimmels ist es sehr wahrscheinlich [sic!], daß man die Phasen der Venus erkannt hat." Eine Berichtigung der zuversichtlichen Behauptung auf S. 24 und 58 unterläßt Jeremias ganz. Aus Vergeßlichkeit? Keineswegs. Denn, als er jene kühnen Behauptungen niederschrieb, war er sich der Unsicherheit der Sache wohl bewußt. Unwiderleglich beweist dies S. 36 der ersten Auflage des Buches (1904), wo sich dieselbe Unsicherheit wie S. 109 der zweiten Auflage kundgibt. Diese doppelte Buchführung ist lehrreich. [Die Wortesperrungen in dieser Anmerkung rühren von mir her.]

Wohl geht aus ganz anderen Gründen klar hervor, daß in der späteren babylonischen Astrologie ein und dieselbe Göttin sich im Venusplaneten, im Sirius und in der ährentragenden Virgo manifestiert (siehe hierüber unten); daß aber die ‚Jungfrau‘ = Ischtar der Unterwelt = Venus in der dritten und vierten Phase sei, ist eine fast ebenso willkürliche Behauptung wie diese: „Sonne, Mond und Ischtar-Venus sind eins, insofern sie dieselbe Gottheit darstellen.“ Wie sehr dieser Satz aller babylonischen Mythologie Hohn spricht, braucht wohl nicht noch eigens gezeigt zu werden.

„Die ganze Art wie die Venus in der Mythologie behandelt wird“, bietet also nicht den mindesten Anlaß, bei den alten Babyloniern die Kenntnis der Venus-Phasen vorauszusetzen.

Aus den astrologischen und astronomischen Texten geht vielmehr zur Evidenz hervor, daß sie davon keine Ahnung hatten. In den vielen Texten, in denen der Venus Erwähnung geschieht, findet sich ja davon auch nicht die geringste Andeutung. Man achtete fleißig auf ihren heliakischen Auf- und Untergang als Morgen- und Abendstern, zuweilen auch auf ihren besonders hohen Stand überm Horizont, notierte ihr Zusammentreffen mit Ekliptikgestirnen und Planeten und ihre gelegentlichen Höfe; aber niemals geschieht in irgend einer Form ihrer Phasen Erwähnung. Selbst die Verfasser der astronomischen Tafeln der Spätzeit kennen nur folgende Erscheinungsweisen der Venus: den heliakischen Aufgang am Abend, den Stillstand am Abend, den heliakischen Untergang am Abend, den heliakischen Aufgang am Morgen, den Stillstand am Morgen und den heliakischen Untergang am Morgen[1]. Dieses argumentum ex silentio und die vorerwähnte Unmöglichkeit, mit bloßem Auge die Venusphasen zu bemerken, lassen sich wahrlich nicht durch phantastische Konstruktion widerlegen. Die Annahme aber, die Babylonier hätten bereits das Fernrohr

[1] Vgl. m. Sternkunde I, S. 202 ff.

gekannt, gehört von vornherein in das Reich der Illusionen. Winckler sagt freilich, „es muß ja sogar angenommen werden, daß sie (die Babylonier) die vier Monde des Jupiter gekannt haben, eine Erscheinung, die viel schwerer zu beobachten ist". Aber auch hierin irrt Winckler sehr. Denn daraus, daß Gott Marduk vier Hunde gehabt und Jupiter der Planet des Marduk ist, folgt noch lange nicht, daß die Babylonier die vier Monde kannten. Nur das ist wahr: in äußerst seltenen Fällen und unter sehr günstigen Umständen hätte man die Jupitertrabanten — freilich nur für wenige Minuten wirklich sehen können. Das setzt aber voraus, daß man deren Vorhandensein bereits kannte und eigens darauf ausging, sie mit bloßem Auge zu erhaschen. Hätten die Babylonier davon Kenntnis gehabt, so hätten sie ganz gewiß mit heißer Begier danach gefahndet und berichtet, daß wenigstens der eine oder andere sichtbar war. Aber in keiner einzigen Jupiterbeobachtungstafel findet sich eine Spur hiervon. Wenn aber Winckler meint, daß es leichter sei, die Venusphasen zu erkennen, so irrt er auch hierin; denn Theorie und Praxis sprechen dagegen.

Wie kommt es aber, daß man gerade Venus mit Mond und Sonne zu einer besondern Trias vereinigt hat? Der Hauptgrund besteht jedenfalls darin, daß Venus nicht nur der hellste Planet ist, sondern auch Eigenschaften besitzt, die sonst nur noch dem Mond und der Sonne zukommen: ihr Licht erreicht — im Orient nicht selten — eine solche Intensität, daß es Schatten zu werfen vermag und am hellen Tage aufstrahlt. Mein Freund P. Colangettes aus Beirut teilte mir mit, daß er die Venus sogar den ganzen Tag hindurch mit bloßem Auge verfolgen konnte. Solche Wahrnehmungen legten aber den Gedanken nahe, daß Venus mehr sein müsse als ein Lichtpunkt, nämlich eine Lichtscheibe. Und in der Tat sehen wir sie nicht bloß als 8- bzw. 16strahligen Stern, sondern auch und zwar noch häufiger als Stern innerhalb eines Kreises dargestellt (vgl. Fig. III ff.).

Niemals aber findet sich Venus als Sichel dargestellt — für Nichtastronomen (denn nur solche konnten den Behauptungen WINCKLERS Glauben schenken) ein weiterer Beweis, daß den Babyloniern die Phasen der Venus unbekannt waren.

3. Die vierfache Gottesoffenbarung an Sonne, Mond und Venus und die Rolle der vier Planeten Jupiter, Mars, Merkur, Saturn.

a) Die Sonnenoffenbarungen. (Die „vier Weltecken“.)

Den vier Jahrespunkten und Jahreszeiten sollen nach WINCKLER (und A. JEREMIAS) die vier Planeten Jupiter, Mars, Merkur, Saturn entsprechen, indem jeder derselben eine besondere „Sonnenphase“ darstelle und zwar so:

Marduk-Jupiter = Ost. Ninib-Mars = Nord.
Nebo-Merkur = West. Nergal-Saturn = Süd.

Zwar gesteht JEREMIAS (A. T. im Lichte des A. O. S. 26): „Es gibt keinen Text, der sagt: Marduk-Jupiter entspricht Osten, Nebo Westen usw. Der Beweis ergibt sich aus dem Sinn des Kalenders und der Astralmythologie. Und doch lassen sich auch im einzelnen keilinschriftliche Nachweise bringen.“ Lassen wir — mit JEREMIAS — zunächst „den Sinn des Kalenders“ und die „Astralmythologie“ beiseite und prüfen die „keilinschriftlichen Nachweise“.

1) Marduk im Frühlings- oder Ostpunkt; Nebo im Herbst- oder Westpunkt?

„Jupiter gehört der Frühlings- oder Ostpunkt, denn Marduks Fest ist das Neujahrsfest, das Fest der Frühlingstagesgleiche.“ Den inschriftlichen Beweis hierfür soll ein Text bieten, „der aus der Arsacidenzeit stammt, aber sicher alte Vorstellungen widerspiegelt (denn in den späteren Zeiten hat man dergleichen nicht erfunden, sondern nur darüber spekuliert)“. Der betreffende Text (veröffentlicht von P. STRASS-

MAIER, ZA VI S. 228, 241) lehrt u. a., daß die ‚Töchter von Ezida‘ (Ezida = Nebotempel in Borsippa) am 8. Kislev (Nov.-Dez.) nach Esagil (dem Tempel Marduks in Babel), dem ‚Haus des Tages‘ übersiedeln, um die Tage zu verlängern und daß umgekehrt am 11. Tamūz (anfangs Juli) die Töchter von Esagil nach Ezida dem ‚Haus der Nacht‘ ziehen, um die Nacht zu verlängern. Hieraus ergibt sich nach JEREMIAS (und WINCKLER): „Marduk gehört die lichte Jahreshälfte, Nebo die dunkle; in den Tagesgleichen tritt einer dem andern feierlich die Herrschaft ab.“

Wer weder die einschlägige keilinschriftliche Literatur noch die Elemente der Astronomie kennt, mag diese Argumentation für ganz nett und annehmbar halten. In Wirklichkeit aber basiert sie auf falschen Voraussetzungen und entbehrt ganz der logischen Folgerichtigkeit. Dies läßt sich leicht beweisen.

1. Das babylonische Marduk- bzw. Neujahrsfest fiel zur Blütezeit Babels (Hammurapi-Dynastie) durchaus nicht in die Zeit des Frühlingsäquinoktiums, sondern frühestens in die Zeit Juni-Juli des gregorianischen Kalenders (bzw. des wahren Sonnenjahres). Die Belege hierfür bieten DE GENOUILLAC, Tablettes sumériennes archaiques (1909) p. XVII und meine Sternkunde II SS. XV und 176. Erst um 700 v. Chr. herum begann das Jahr durchschnittlich ungefähr um die Zeit des Frühlingsäquinoktiums.

2. Die Behauptung, der aus dem Jahre 138 v. Chr. stammende Text spiegle ‚sicher alte Vorstellungen‘ (aus dem ‚Stierzeitalter‘) wider und könne nicht aus den Anschauungen einer späteren Zeit hervorgegangen sein, ist völlig willkürlich, weil durch keine Tatsache gestützt. Weder WINCKLER noch JEREMIAS haben auch nur den Versuch gemacht, eine solche ausfindig zu machen [1].

[1] Was WINCKLER, Altor. Forsch. III, 279 vorbringt, ist doch nur eine Hypothese. Er sagt: „Der Arsacidentext kann in seinen Grund-

3. Kritiklos nehmen beide die Daten 3. Kislev und 11. Tamūz als wirkliche Daten für das Winter- und das Sommersolstitiums hin (so ausdrücklich Winckler, Altor. Forsch. III, 278 und Jeremias l. c. p. 26), obschon dies völlig absurd ist. Denn rechnen wir — wie das in unserm Text (Z. 52 ff.) und auch sonst in astrologischen Inschriften geschieht — den Monat zu 30 Tagen, das Jahr zu 360 Tagen, so liegen zwischen dem 3. Kislev und dem 11. Tamūz 218 Tage, während auf den Rest des Jahres 142 Tage entfallen. Das macht eine Differenz von 76 Tagen! In Wirklichkeit verstrichen aber um 700 v. Chr. vom Wintersolstitium bis zum Sommersolstitium rund 185 und vom Sommersolstitium bis zum Wintersolstitium rund 180 Tage. Wenn wir nun auch annehmen, daß die astrologischen Verfasser die fünf Ergänzungstage zu dem Intervall vom 11. Tamūz bis zum 3. Kislev schlugen, so kommen doch nur 147 Tage heraus und statt einer Differenz von 185-180 = 5 Tagen haben wir immerhin noch eine solche von 218-147 = 71 Tagen, also 66 Tage zuviel! Wir können nun freilich von einer „Astronomie", wie sie noch um 700 v. Chr. „blühte", keine Bestimmung der Solstitien erwarten, die auf den Tag stimmte. Aber einen Fehler von 66 Tagen dürfen wir selbst den Astrologen Gudeas nicht zutrauen. Man könnte versucht

---

lagen (!) nicht etwa eine spätere Lehre geben, denn das Neujahrsfest wird durch den Besuch Nebos bei Marduk gefeiert. Das kann doch nur aus einer Grundeigenschaft seines Wesens sich erklären, wie die Umsiedelung der ‚Töchter des Lichtes und der Finsternis'." Was hat denn aber der Huldigungsbesuch Nebos (vgl. oben S. 19 ff.) bei seinem Vater Marduk mit der Wanderung der Töchter des Lichtes und der Finsternis zu tun? Und wie beweist uns Winckler, daß jene Neujahrsfeier auf die altbabylonische Zeit zurückgeht? Was wissen wir denn über Nabū in der Zeit vor Ḫammurapi? Nur soviel wissen wir, daß der Nabū-Kult bereits existierte, und daß derselbe in der Folgezeit ganz zurücktrat ja selbst noch unter den Herrschern der Kassitendynastie (1761—1186) jedenfalls lange nicht die Bedeutung hatte, die er späterhin — insbesondere durch assyrischen Einfluß — erst allmählich gewann. (Vgl. Jastrow, Die Relig. Babyl. u. Assyr. I, S. 117 ff.)

sein, die Daten ohne weiteres als einen Irrtum des babylonischen Kopisten zu bezeichnen und sie sinngemäß abzuändern. Was lesen wir aber Z. 52 ff. der nämlichen Inschrift? Da heißt es: „Vom 18. Tamūz bis zum 28. Kislev sind es 160 Tage. Am 18. Tamūz steigt Nergal in die Unterwelt (erṣiti, eig. Erde) hinab; am 28. Kislev steigt er herauf. Schamasch und Nergal sind eins." Da ist natürlich jede Textkorrektur ausgeschlossen; denn das Intervall paßt zu den Daten und findet sich auch Z. 51. Hier wird es völlig klar, daß es sich um gar keine astronomische Orientierung handelt. Die 160 Tage beziehen sich vielmehr auf die vegetationslose Zeit Juli bis November. Die Daten: 11. Tamūz und 3. Kislev, an welchen die ‚Verlängerung der Nacht' bzw. die ‚Verlängerung des Tages' ihren Anfang nehmen soll, stehen damit gleichfalls in Zusammenhang. Sie gehen dem Absteigen und Hinaufsteigen des Nergal um 7 bzw. 25 Tage voraus[1]. Diese bezeichnen höchstwahrscheinlich das rasche Absterben der Vegetation im Hochsommer und das langsame Aufsprießen der Saat. Der astrologische Verfasser der Tafel hat also ganz zweifellos die Zeit der abnehmenden Tage mit der vegetationslosen Zeit, die der zunehmenden Tage mit der Vegetationszeit verwechselt, weil sich dieselben zum größten Teil decken.

4. Schon ZIMMERN knüpft (KAT[3], 400) die von anerkennenswerter Vorsicht zeugende Schlußfolgerung an: „Demnach scheint man wenigstens in späterer Zeit, Nabū als Gott der dunklen Jahreshälfte im Gegensatz zu Marduk als Gott der lichten Jahreshälfte aufgefaßt zu haben. Daraus aber, wie von WINCKLER geschieht, zu schließen, daß Nabū eigentlich und ursprünglich der Herbstsonnengott sei, geht wohl nicht an." Gewiß nicht.

[1] Die Zahlen 7 und 25 sind vielleicht symbolisch aufzufassen: $7 = 3 + 4$, $25 = 3^2 + 4^2$.

2) Nergal-Saturn im Winter- oder Südpunkt; Ninib-Mars im Sommer- oder Nordpunkt?

(WINCKLER, Altor. Forsch. III, 284 ff.; A. JEREMIAS, ATLAO[2], 27 f.)

„Wenn Marduk und Nebo Ost und West gehören, — sagt WINCKLER — so ist für Saturn durch die ausdrückliche Erklärung, daß er der Sonnenplanet sei, der Unterwelts- oder Mitternachtspunkt (Südpol) [sic!] bestimmt, nachdem wir wissen, daß dieser der Sonne eignet. Daß Ninib-Mars dann der vierte Punkt gehören mußte, bedürfte keines weiteren Nachweises, denn wenn vier Dinge an vier Personen zu verteilen sind und drei davon ihren Herrn haben, so ist es eigentlich keine schwierige Aufgabe, den der vierten zu finden.“

Der letzte Satz ist allerdings einleuchtend; denn wenn drei ‚Weltecken‘ von Göttern besetzt sind, so wird auch wohl die vierte einem Gott angehören, und wenn die ersten drei Planetengötter sind, wird auch der vierte ein Planetengott sein. Leider kann aber von einem Sitz des Marduk-Jupiter im Ostpunkt und des Nebo-Merkur im Westpunkt nach Obigem keine Rede sein. Und wie steht es mit dem Saturn, den WINCKLER und JEREMIAS als Planeten des Gottes Nergal bezeichnen?

Zunächst ist diese Verbindung Nergals mit dem Saturn-Planeten ebenso verkehrt wie die des Ninib mit dem Mars-Planeten. Es ist vielmehr jetzt eine ausgemachte Tatsache, daß umgekehrt Saturn der Planet des Gottes Ninib und Mars der des Gottes Nergal ist[1]. Damit allein schon fällt die WINCKLERsche Konstruktion in sich zusammen. Wir wollen indes noch etwas tiefer eindringen. Woher wissen wir denn, daß „der Unterwelts- oder Mitternachtspunkt“ [gemeint ist der Wintersolstitialpunkt der Ekliptik!] der Sonne eigentümlich ist? „Die Sonne bringt den Gestirnen den Tod, in ihr gehen sie unter“ (WINCKLER l. c. 281). Zunächst erbitten wir uns

[1] Vgl. m. Nachweise in Sternkunde I, S. 220 ff. und II, S. 121 ff.

aber den Beweis dafür, daß der heliakische Untergang eines Gestirnes bei den Babyloniern als Tod und Hinabgehen in die Unterwelt galt. Und selbst, wenn dem so wäre, was hat denn dieser Vorgang mit dem Wintersolstitium zu tun? Ebenso aussichtslos ist es, wenn sich WINCKLER auf den Gegensatz Mond : Sonne beruft, indem er den Mond als „astrale Offenbarung der Unsterblichkeit bezeichnet“ [1] und ihn als Vollmond in den Sommerwendepunkt setzt, wodurch natürlich die Sonne, die ja dem Vollmond gegenübersteht, in den Winterwendepunkt gerät. WINCKLER hat dabei gar nicht bedacht, daß der Mond ebenso wie viele Fixsterne in dem Lichtglanz der Sonne verschwindet und zwar nicht nur einmal, sondern zwölfmal des Jahres. Er mußte demgemäß ebenso oft sterben und in die Unterwelt hinabgehen [2].

---

[1] WINCKLER beruft sich hierfür auf die poetische Auffassung des Mondes als *inbu ša ina ramanišu ibbanû* = ‚Frucht, die von selbst erzeugt wird‘ (so auch natürlich JEREMIAS, l. c. p. 27). Der Ausdruck stammt aus einem begeisterten Hymnus an den Mondgott Nannar von Ur, der darin als summus deus gefeiert wird. Der doppelsprachige (sumerisch-assyrische) Text (IV R 9) fand sich in der Bibliothek Assurbanipals, und ZIMMERN hat ihn (in KAT[3] 608) mit gewohnter Meisterschaft übersetzt. Nannar (bzw. Sin) wird darin als Nationalgott von Ur in ähnlicher Weise über alle Götter gestellt, wie im Schöpfungsepos Marduk, der Stadtgott von Babel. Beide Götter erscheinen mit der gesamten Machtfülle der alten großen Götter ausgerüstet; beide spiegeln aber sicher nicht religiöse Verhältnisse wider, wie sie sich im Kult von Ur bzw. von Babel gegen das Ende des 3. Jahrtausends offenbaren. Sie entspringen vielmehr einer in viel späterer Zeit hervortretenden Tendenz, die Bedeutung des Stadtgottes zur Höhe eines summus deus hinaufzuschrauben. Die gleiche Tendenz tritt auch in dem bekannten von PINCHES veröffentlichen neubabylonischen Text hervor, in welchem alle Götter (Ninib, Nergal, Bēl, Nabū, Sin, Šamaš, Adad u. a.) mit Marduk identifiziert werden, indem jeder der genannten Götter nur eine bestimmte Eigenschaft oder Tätigkeit des einen Marduk darstellt.

[2] ZIMMERN hat diese Konsequenz auch wirklich gezogen, um dann aus der „dreitägigen Unsichtbarkeit des Frühjahrsneumonds“, den mythologischen Charakter des descensus Christi ad inferos abzuleiten [!]. Wie ich indes schon früher (in dem Aufsatz ‚Kulturhistorische Bedeutung der babylonischen Astronomie‘, 3. Vereinsschrift der Görresgesellschaft

Mit den indirekten Beweisen für die vierfache Gottesoffenbarung an den vier „Weltecken“ und deren Beziehung zu den vier Planeten Jupiter, Merkur, Saturn und Mars hat also Winckler kein Glück. Er hat aber auch seinen letzten Trumpf noch nicht ausgespielt. Der kommt jetzt.

Es „liegt auch — so heißt es in Altor. Forsch. III, 285 — der unmittelbare inschriftliche Beweis vor, wenn man denn durchaus die Richtigkeit der Formel auf keilinschriftlich [ja natürlich!] und nicht auf mythologisch bezeugt haben will“.

„In der ersten [dritten!] Tafel des Werkes „Die bösen Geister“ [Cuneiform texts XVI, pl. 4 143 ff.] heißt es:

Šamaš ina pāni-ia Sin [ina arki-ia]	Šamaš vor mir, Sin hinter mir
Nergal ina im[ni-ia]	Nergal zu meiner Rechten
Ninib ina šum[eli-ia].	Ninib zu meiner Linken.

Hier ist Šamaš = Marduk, Sin = Nebo, bei Voraussetzung der Ostrichtung aber, welche der Anschauung Marduk = Frühjahrssonne = Sonne entspricht, gehört dann Nergal die rechte

v. J. 1907, S. 45) gezeigt habe, bedeutet der heliakische Untergang eines Gestirnes im Babylonischen etwas ganz anderes, nämlich den Beginn eines sinnlichen Liebeslebens der Gottheit und einer eventuellen Zeugung. Also gerade das Gegenteil von Tod und Unterwelt! Sehr klar tritt das u. a. bei der Siriusgöttin hervor. Ihr üppiges Liebesleben an der Seite des Vegetationsgottes Tamūz fällt mit der Zeit der Unsichtbarkeit des Sirius in den Sonnenstrahlen zusammen. Dadurch wird auch jene Stelle der VI. Tafel des Gilgamesch-Epos klar, wo der siegreiche Held die große Dirne unter den Himmlischen mit den Worten geißelt: „Tamūz, dem Buhlen deiner Jugend, Jahr für Jahr bestimmtest du ihm Weinen.“ Und wie so? Der heliakische Aufgang ihres Sternes war gleichbedeutend mit ihrem Heraustreten aus dem Liebesgemach; andererseits fiel der heliakische Aufgang ehedem in die Tage des Hinwelkens der Vegetation, als deren treibende Kraft Tamūz galt. So lag es denn nahe, beides ursächlich zu verbinden in der Vorstellung: Ischtar verläßt den Geliebten, der sich darob zu Tode grämt und in die Unterwelt hinabzieht. Bekanntlich knüpft sich hieran der eigentümliche Kult des Beweinens des Tamūz durch Klageweiber, ein abgöttischer Brauch, der auch bei Ezechiel 8, 14 erwähnt wird. Vgl. auch S. 72.

Seite = der Süden, Ninib die linke = der Norden. Damit ist nun wohl die Frage erledigt und die Richtigkeit der Formel und des Weltsystems erwiesen."

Eine höchst merkwürdige Textinterpretation! „Hier ist Šamaš = Marduk, Sin = Nebo?" Woher ward denn Winckler diese mythologische Offenbarung? Kommt eine derartige Identifikation überhaupt im Babylonischen und speziell in älterer Zeit vor? Dafür gibt es kein einziges inschriftliches Zeugnis. Sin ist stets Mondgott; Nabū (Nebo) kennen wir nur als Merkurgott und Gott der Regenzeit und Vegetation. Und diese zwei so ganz verschiedenen Naturgottheiten soll man, und zwar wie Winckler behauptet, schon in vorbabylonischer Zeit einander gleichgesetzt haben?

Doch lassen wir diese willkürliche Annahme auf sich beruhen; stellen wir lieber die fundamentale Frage: Handelt es sich in unserem Text wirklich um eine bestimmte, den Himmelsgegenden O. W. S. N. entsprechende Lokalisierung von vier Gottheiten? Es gehört wirklich kein scharfes Auge dazu, um aus dem Zusammenhang ohne weiteres zu ersehen, daß dem durchaus nicht so ist. Der Text bezieht sich auf die Austreibung eines bösen Geistes aus einem Kranken durch den Beschwörungspriester. Dieser sagt „beim Eintritt in das Haus (*ana bīti ina e-ri-bi*) folgenden Spruch her:

Šamaš vor mir;
Sin hinter mir;
Nergal zu meiner Rechten;
Ninib zu meiner Linken.
Indem ich mich nähere dem Kranken,
Indem ich auf des Kranken Haupt lege meine Hand,
Möge ein holder Geist, ein gütiger Schützer mir stehen zur Seite."

(Darauf folgt die Austreibung des Krankheitsdämons.)

Hieraus ergibt sich klar, daß die Worte „vor mir" nicht die Richtung nach Osten bezeichnen, sondern die Richtung

nach der Türe des Hauses, in dem der Kranke wohnt, mag dieselbe nach Osten, Westen, Norden oder wie immer gelegen sein. Der Exorcist umgibt sich zum Schutz gegen die Dämonen auf allen vier Seiten mit mächtigen Gottheiten. Er erscheint als Abgesandter Marduks und seines Vaters Ea[1] (des Gottes der Wassertiefe und Weisheit) und vollzieht am Kranken die Besprengung mit dem heiligen Wasser Eas. Bei diesem Ritus spielt Schamasch, der Sonnengott, als Richter stets die Hauptrolle. Marduk und Ea dagegen senden entweder nur den Reinigungspriester (wie in unserem Falle) oder sie treten gleichzeitig mit Schamasch auf, der dann in der Regel in ihrer Mitte erscheint (so sehr oft in den Ritualtafeln für den āšipu-Priester; vgl. ZIMMERN, Beiträge zur Kenntnis d. babyl. Relig. S. 123 ff.).

Da haben wir zugleich einen schlagenden Beweis, daß in unserem obigen Text Schamasch und Marduk zwei ganz verschiedene Gottheiten sind. Also versagt auch die letzte und anscheinend kräftigste Stütze der WINCKLERschen These, sein „unmittelbarer inschriftlicher Beweis" in allen Stücken. Die „Urkundlichen Beweise für die Ordnung der „Weltecken" im Stierzeitalter", die A. JEREMIAS l. c. S. 26—29 im engen Anschluß an WINCKLER bietet, sind somit — wie so vieles andere im nämlichen Buche — gleichfalls zu streichen.

b) Die vierfache Gottesoffenbarung in den Phasen des Mondes und der Venus.

Die Tatsache, daß der Mond vier Phasen hat, war natürlich auch den Babyloniern bekannt; es frägt sich aber, ob jede dieser Phasen eine besondere göttliche Manifestation darstellt und ob damit die vier Planeten Jupiter, Mars, Merkur, Saturn in Beziehung gesetzt wurden.

[1] So ausdrücklich ZZ. 66 ff.; 129 ff.; 159 usw.

Während nun aber Winckler bezüglich der solaren Offenbarungen wenigstens den Versuch gemacht hat, inschriftliche Belege beizubringen, fehlt hier jeder Ansatz zu einem solchen. Und zwar aus gutem Grunde! Die Wincklersche Auffassung paßt eben in keiner Weise zur Astrologie der Babylonier. In dieser spielen die Neu- und Altlichtsichel des Mondes, die matterleuchtete Mondscheibe zur Zeit des Neumondes, die wechselseitige Stellung von Mond und Sonne zur Zeit der Opposition (des Vollmondes), die Mond- und Sonnenfinsternisse, die verschiedenartigsten Haloerscheinungen des Mondes (und der Sonne) eine wichtige Rolle; aber von den zwei Viertelsphasen findet sich weder in den Mondtafeln der älteren, noch in denen der jüngeren Zeit irgend eine astronomische Beobachtung oder astrologische Deutung. Ebensowenig verraten diese Tafeln irgendwelche Beziehung der vier Mondphasen zu den Planeten Jupiter, Mars, Merkur, Saturn. Die einzige Stelle, die Winckler (Altor. Forsch. S. 286 ff.) ins Feld führt, trägt jedenfalls nichts zum Beweise seiner These bei. Die Stelle (V R 46 obv. 4 f.) lautet:

Kakkab Maš-tab-ba gal-gal-la	^{il}*Lugal-gir-ra u* ^{il}*Šit-lam-ta-ē-a* ^{il}*Sin u* ^{il}*Nergal*
Gestirn der großen Zwillinge (= Kastor und Pollux = Gemini)	Lugal-girra und Šitlamtaēa Sin und Nergal.

Zwar stimme ich Winckler zu, wenn er sagt, hier sei Sin nicht die zunehmende Mondsichel — im Gegensatz zu Nergal, als der abnehmenden Mondsichel (wie Jensen, KB VI, 1 S. 466 und mit ihm Zimmern, KAT^3 363, 413, 415 f. glaubte), sondern der Mond in seiner Ganzheit. Sehr kühn sind aber die weiteren Schlußfolgerungen: „Dessen Gegensatz ist Nergal und Nergal ist ja Šamaš, also steht hier was die Formel sagt, die Zwillinge sind „Mond und Sonne“ und zwar der Mond als Gegensatz der Sonne, also als Oberweltgottheit. In diesem

Sinne ist freilich die Mondkraft, d. h. als Lebenskraft dann im zunehmenden, die Sonnen = Nergalkraft im abnehmenden Monde verkörpert." „Im Monde stellt sich also die lebende und sterbende Natur ebenso dar wie im Jahre und wie im Sonnenlaufe. Also Formel: jedes der großen Gestirne stellt den gesamten Weltenlauf dar wie die Planeten die Unterteile." Schon die Behauptung: „Nergal ist ja Šamaš" ist nicht stichhaltig; denn von den Beweisgründen, die W. a. a. O. S. 287 vorbringt, ist der eine ganz verkehrt, der andere unzureichend und obendrein ist in dem in Frage stehenden Text (V R 46) nachweisbar Nergal nicht = Šamaš. WINCKLERS erster Beweis ist dieser: Nergal ist Unterweltsgott; Nergal ist Gott des Planeten Saturn; der Planet Saturn ist aber nach Diodor [sic! was die Keilinschriften hierüber lehren, scheint WINCKLER ganz unbekannt zu sein, sonst hätte er sich darauf berufen] die Sonne; also Nergal = Sonne (Šamaš). Diese Schlußfolgerungen werden durch die Tatsache hinfällig, daß nicht Nergal, sondern Ninib der Gott des Saturn ist[1]. Auch die Berufung auf Sp. I 131, die schon S. 62 ff. erwähnte Kopie aus der Arsacidenzeit, wo es heißt: „Šamaš und Nergal sind eins" beweist nichts für die Bedeutung von Nergal in unserem Text V R 46, da dieser und das Original von Sp. I 131 vielleicht ganz verschiedenen Kultzentren und weit auseinanderliegenden Zeiten angehören. Und in der Tat erscheint in V R 46, Z. 30 Šamaš ausdrücklich mit Adad, nicht aber mit Sin verbunden. Außerdem wird in anderen Texten, in denen Sin und Nergal kombiniert sind, Šamaš ausdrücklich von Nergal unterschieden, so im Beschwörungstext Surpu IV, 39 ff.:

Erstens löse G. Šamaš der Held
Zweitens löse G. Sin und G. Nergal etc.

Gemäß ZZ. 71 ff. ist in diesem Text Šamaš = Herr des Gerichts, der die Schuld tilgt, Sin = Herr des Monats, Nergal =

---

[1] Siehe oben S. 66.

„Herr des Strafgerichts (bêl šipṭi), vor dem her die Dämonen die verborgensten Örter mit Seuchen schlagen". Šamaš ist hier der höchste Richtergott, der mit seinem Lichte alles durchleuchtet und die Dämonen zu verscheuchen vermag. Der düstere Nergal ist sein Gegenstück; er ist der Herr der Dämonen, der bei den Krankheitsbeschwörungen nur insofern angerufen wird, als er die Macht hat, die Dämonen aus den Leibern zurückzurufen. Nergal wird deshalb auch (Surpu II, 138) „Herr der Erlösung" (bīl tapširti) genannt. Die Auffassung von Sin und Nergal als Zwillinge lag zu einer Zeit, wo man die Entstehung der Mondphasen und der Mond- und Sonnenfinsternisse noch nicht erkannt hatte, sehr nahe. Man stellte sich den Wechsel von Licht und Dunkel am Monde als Wirkung zweier Gottheiten vor. Darum ist in den Hemerologien sowohl der 14. als der 28. Tag des Monats dem Nergal geweiht. Der 14. Tag ist nämlich der normale Vollmondtag, an welchem eine Mondfinsternis stattfinden kann, während der 28. Tag gewöhnlich der erste Tag nach dem Verschwinden der letzten Sichel ist. Der Mond ist dann nicht etwa tot, wie man fälschlich geglaubt hat, sondern sein Licht ist nur durch Nergal verdunkelt. Schlagend wird die Richtigkeit dieser Auffassung dadurch erwiesen, daß am 28. Tag Nergal durch Adad (den Wettergott) vertreten werden kann (so in der Hemerologie des Monats Araḫ-samna in IV R 33). An Stelle der astronomischen Verdunkelung tritt die atmosphärische. Es ist hier nicht der Ort, auf eine Reihe anderer mythologischer Auffassungen einzugehen, die mit den vorerwähnten in innigem Zusammenhang stehen[1]. Es genügt hier schon der Nachweis, daß in der von Winckler ins Feld geführten Textstelle V R 46, Obv. 4f. G. Nergal nicht mit G. Šamaš identifiziert erscheint. Und selbst wenn es anders wäre, so könnte daraus noch nicht im mindesten auf eine vierfache Gottesoffenbarung am Monde

[1] Hierauf werde ich in Sternk. II, 2 eingehen.

und auf eine Beziehung der vier Planeten Jupiter, Mars, Merkur, Saturn geschlossen werden.

Was nun endlich die vierfache Gottesoffenbarung an dem Venus-Planeten angeht, so hat uns Winckler selbst alle weitere Mühe erspart, da schon seine Voraussetzung, die Babylonier hätten die vier Phasen des Planeten erkannt, völlig willkürlich ist und den Tatsachen widerspricht (vgl. oben S. 57 ff.).

4. Ein exegetischer Streifzug Wincklers: Die vierfache Gottesoffenbarung der Bibel, der „Menschensohn" und der „Gottmensch".

Im Anschluß an das Bisherige ist es auch noch von psychologischem Interesse, wie Winckler, einem exegetischen Drange folgend, seine Gottesoffenbarung in den vier Punkten des Weltalls auf die Bibel überträgt. Unter dem Titel

Des Menschen Sohn = Erlöser

sucht er (Altor. Forsch. III 296 f.) zu zeigen, daß die vier apokalyptischen Tiere Mensch, Löwe, Stier, Adler [Apoc. IV, 7, auf Ezech. I, 10 zurückgehend] „nach unserer Vorstellung von vornherein den vier Punkten des Weltalls entsprechen müssen". ‚Löwe' und ‚Stier' bringt er glücklich am Himmel im Tierkreis unter. Aber ‚Adler' und ‚Mensch' wollen sich nicht in den ihnen zugewiesenen Platz fügen. Winckler weiß sich jedoch zu helfen. Der Text bei Ezechiel sei „in Unordnung"; die Reihenfolge müsse sein: Löwe, Stier, Mensch, Adler. Ferner dürfe man nicht entsprechend dem jährlichen Sonnenlauf von West nach Ost [wie gewöhnlich], sondern umgekehrt zählen; endlich müsse der Adler — den ‚Stier' als Sternbild der Frühlingstagundnachtgleiche vorausgesetzt — „den Herbsttagesgleichenpunkt" vertreten, und der ‚Mensch' habe seinen Platz im Südpunkt, dem Wasserreich des Ea. Aber der Adler liegt ja 20—30° über der Ekliptik! Tut nichts; denn er steht nach Winckler „unmittelbar neben dem Arcitenens", und der Adler ist es, „nach welchem doch wohl der Schütze ursprünglich

seinen Pfeil absendet“ [!] Die Orientalen haben ja bekanntlich eine sehr lebhafte Phantasie; aber wir vermögen in ihren Kombinationen noch Sinn und Verstand zu entdecken. Was uns aber hier Winckler bietet, kann man beim besten Willen nicht mehr als einen lusus ingenii bezeichnen. Und all das, um in der Bibel die vierfache Gottesoffenbarung nachzuweisen und außerdem die Gleichung: ‚Mensch‘ = babylonischer Ea herauszudestillieren. Diese letztere liegt Winckler besonders am Herzen. Denn, ist Ea = der Mensch, so ist Marduk, sein Sohn = „Sohn des Menschen“, und Christus, der sich selbst so nennt, ist nichts anderes als eine Marduk-Erscheinung. Da indes Winckler vielleicht selbst wohl ahnte, daß seine oben angeführte Beweisführung nur ein Haufwerk von Hypothesen sei, so führt er schnell noch andere Gründe ins Feld.

Der erste derselben ist den Bemerkungen Stuckens [1] und insbesondere Zimmerns [2] über den Adapa-Mythus entnommen. Adapa sei der menschliche Sohn des Ea, wie Marduk dessen göttlicher Sohn sei: im gleichen Gegensatz stehen *ὁ πρῶτος Ἀδάμ* und *ὁ ἔσχατος (ὁ μέλλων) Ἀδάμ* — der biblische Urmensch und Christus (bzw. der letzte Adam der Rabbinen). Letzteres — so schließt Winckler weiter — sei eine Kreislaufspekulation der wiederkehrenden Zeitalter. Der erste und der letzte, d. h. der Mensch gewordene Adam seien Wiederholungen derselben Erscheinung. Was im Weltall Ea, das sei im Tierkreis Marduk, im großen Weltenjahr Adapa-Adam (Mensch (Heros)) und in unserer Zeit der neue Adam. Also Adam = Ea.

Diese ganze Beweisführung scheitert — ganz abgesehen von dem totalen Mißverständnis von 1 Kor. 15, 45 und Röm. 5, 14 — schon an den willkürlichen Voraussetzungen und Schlußfolgerungen. Ist denn Adapa = Adam? Die Namen

[1] Astralmythen, S. 60, 71.

[2] KAT³, S. 523. Zimmern ist indes weit vorsichtiger als Stucken und Winckler; was diesen als sicher gilt, ist jenem nur eine „Möglichkeit“.

decken sich jedenfalls nicht. Und ihre Charaktere und Berufe? Adam (besser: Der Adam) ist der Stammvater der Menschheit, Adapa gilt als solcher nach dem Mythus nicht; Gott Ea schuf ihn nicht als Vater oder Ersten der Menschen, sondern gemäß Z. 6 „unter den Menschen“ (*ina ameluti ibnišu*). Er ist der oberste Leiter der öffentlichen Stadtfürsorge im heiligen Eridu, der überall persönlich eingreift, wo es gilt, Speise und Trank zu bereiten und über die Sicherheit zu wachen. Daß bei Adam und Adapa die „Weisheit betont“ wird, hat wahrlich nicht viel zu bedeuten. Es versteht sich doch von selbst, daß Ea keinen Dummkopf an die Spitze der Verwaltung seiner heiligen Stadt stellt; ebenso kann man sich den ersten Menschen nur als Ideal körperlicher und geistiger Kraftfülle denken. Auch hat die Erzählung des Sündenfalls in Genes. II—III verzweifelt wenig Ähnlichkeit mit dem Schicksal Adapas. Erstere ist allbekannt; letzteres wohl weniger. Daher hierüber einige Worte.

Adapa befindet sich eines Tages auf dem Meere. Da braust der Südwind daher und bringt sein Schiff zum kentern, so daß der Held ins Meer sinkt („in das Hau[s der Fisc]he“). Darob ergrimmt, zerbricht er dem Südwind die Flügel. Schon sieben Tage lang dauert infolgedessen die Windstille. Da hört Anu, der Himmelsgott, vom Frevel Adapas und fordert ihn vor sein Forum. Ea, der weiß, was Adapa bevorsteht, gibt diesem Ratschläge und zwar einen gutgemeinten und einen trügerischen. Ersterer lautet ungefähr so: Lege ein Trauergewand an; das wird die Götter Tamūz und Gišzida am Palasttor Anus zum Mitleid rühren. Dann aber kommt die Perfidie: „Wenn du dann vor Anu hintrittst, wird man dir Speise des Todes hinhalten; iß sie nicht! Wasser des Todes wird man dir hinhalten — trink es nicht! Ein Gewand wird man dir hinhalten — zieh es an! Öl wird man dir hinhalten — salbe dich damit!“

Adapa zieht hinauf zu Anu. Dieser, anfangs erzürnt, wird — auf die Fürbitte der genannten Götter hin — mild, ja sogar überaus huldvoll gestimmt. Er will Adapa ewiges Leben verleihen. Aber der durch Ea mißtrauisch gemachte Adapa weist ‚Lebensspeise‘ und ‚Lebenswasser‘, die man ihm darbietet, zurück, dagegen zieht er das ihm hingereichte Gewand an und salbt sich mit Öl. Damit hat er die Unsterblichkeit verscherzt. „Nehmt ihn und bringt ihn zur Erde zurück!“

Der Grundgedanke des Mythus ist dieser: Auch die Klügsten und Mächtigsten der Menschen bringen es nie zur Unsterblichkeit; denn die Eifersucht der Götter weiß es zu hintertreiben. Derselbe Gedanke liegt auch dem Gilgamesch-Epos zu Grunde. Der Heros von Erech macht beim pfiffigen Ut-napischtim dieselbe traurige Erfahrung wie der Heros von Eridu mit dem weisen Ea. Hier wie dort tritt dem Anscheine nach der Held im astralmythologischen Gewand auf; denn was göttlich werden soll, das hat bei den Babyloniern wenigstens auch eine Laufbahn am Himmel. Darauf weist auch ein Epitheton des Helden. Adapa wird als ein ‚sehr kluger der Anunnaki' bezeichnet. Anunnaki ist aber ein Name der südlicheren, in der ‚Wasserregion' des Himmels stehenden Gestirne, die auf- und u n t e r gehen — im Gegensatz zu den Igigi, zu denen jedenfalls auch die (nie untergehenden) Circumpolarsterne gehören. Wie die Südsterne so geht auch Adapa nicht bloß zum Himmel hinauf, sondern auch wieder zur Erde hinab. Das Trauergewand Adapas ist vielleicht ohne Anlehnung an die Natur vom Dichter erfunden; es könnte aber auch eine Wolkenhülle gemeint sein, die das Gestirn bedeckt. Das Anlegen des verhängnisvollen andern Gewandes, das Adapa vor seiner Rückkehr zur Erde erhält, dürfte dagegen wahrscheinlich eine Anspielung sein auf das von Tag zu Tag fortschreitende Unsichtbarwerden des betreffenden (am westlichen Himmel) heliakisch untergehenden Sternbildes.

Wie dem aber auch sei, soviel ist gewiß: der Verlauf des Sündenfalls in Genes. II—III ist in jeder Beziehung ein anderer als der des Adapa-Mythus. Wer freilich mit STUCKEN im „Schamgewand Adams" und dem „Trauergewand Adapas" unbedenklich dasselbe „Gewand-Motiv" erblickt, wird leicht noch andere Analogien entdecken können. Mehr Beachtung verdient, was ZIMMERN, KAT [3], 522, hervorhebt: „die gegensätzliche Aussage über den Charakter der dargebotenen bzw. verbotenen Gaben" sowohl im Mythus als in Genes. II—III. Da-

gegen ist indes zu erinnern, daß schließlich bei vielen tragischen Verwicklungen sich neben dem wahren Gönner auch der trügerische Freund einfindet und zum Verderben des Helden den Einfluß des ersteren zu lähmen weiß. Das ist ja gerade eines der allerwirksamsten Momente der Tragik. Die von ZIMMERN hervorgehobene Analogie könnte daher wohl eine bereits nachgewiesene Verwandtschaft verstärken, nicht aber eine solche — angesichts der großen Unterschiede — begründen.

Äußerst zweifelhaft erscheint es mir auch, ob wirklich die babylonische Religion zwischen Adapa und Marduk jenen Zusammenhang herstellte, den WINCKLER (mit ZIMMERN) annimmt: Adapa = menschlicher Sohn Eas, Marduk = göttlicher Sohn Eas. Der Umstand, daß jeder der beiden abkallu ‚Weiser‘ und mār Eridu ‚Sohn von Eridu‘ genannt wird, genügt doch zum Beweise nicht. Denn mār Eridu kann mindestens ebensogut ‚der Sohn (der Stadt) Eridu, der aus Eridu stammende‘ bedeuten; ja, wir dürfen ohne zwingenden Grund gar keinen anderen Sinn annehmen. Einen solchen Grund könnte nur der Nachweis liefern, daß Adapa ausdrücklich als Sohn Eas inschriftlich bezeugt ist. Der Mythus weiß nichts hiervon; denn stets nennt hier Adapa den Ea nur seinen Herrn. Aber selbst wenn Adapa als ‚Sohn Eas‘ nachgewiesen wäre, so müßten doch alle auf den Kreislaufspekulationen WINCKLERS beruhenden Identifikationen als gänzlich unhaltbare Behauptungen angesehen werden. Das gilt schon für das babylonische Gebiet, insbesondere für die Gleichung Ea = der Mensch (= Adam = Adapa).

WINCKLER meint zwar (Altor. Forsch. 299): „Einer Bestätigung aus den Keilinschriften selbst bedarf es für niemand, der den Zusammenhang, die Formel verstanden hat.“ Aus Rücksicht auf das unzulängliche Spekulationsvermögen seiner Leser fährt er aber fort: „Trotzdem sei auch hier wie bei Ninib das keilinschriftliche Zeugnis gesetzt, daß Ea = der Mensch.“ Nun, wir haben ja das Ninib-Argument (Ninib-

Saturn im Süd- oder Winterpunkt) bereits (oben S. 66 ff.) gekostet und sind darum sehr begierig, ob das neue Gericht von gleicher Güte ist.

Winckler transkribiert, übersetzt und interpretiert die Textstelle IV R 17 a, 38—42 folgendermaßen:

„39. *ilu amelu aš-šu ma-ri-šu ka-a-ša aš-riš iz-za-az-ka*

41. *be-lum ia-a-ti iš-pu-ra-an-ni*

42. *bēlu rabū Ea iati išpura-anni.*

= 39. Der „Gott-Mensch“ um seines Sohnes Willen ist er dir in Demut zu Diensten.

41. Der Herr hat mich entsandt,

42. Der große Herr *Ea* hat mich entsandt.“

„Hier ist deutlich der „Gott-Mensch“ durch den Parallelismus als Ea gekennzeichnet; er ist der große Herr, der den Boten gesandt hat. Also Ea ist der „Mensch“, der Adam, Adapa usw.“

Was wir schon so oft konstatieren mußten, das zeigt sich leider auch hier: Winckler reißt ein paar Zeilen aus dem Zusammenhang, um dann seine vorgefaßte Meinung hineinzulegen. Das macht ihm um so weniger Skrupeln, als ihm eine genauere Kenntnis der religiösen Literatur der Babylonier überhaupt abzugehen scheint. Er nimmt ohne weiteres *ilu amēlu* = ‚Gott-Mensch‘ und wegen des angeblichen Parallelismus zwischen Z. 39 und 41 setzt er dann ‚Gott-Mensch‘ = *Ea*. Was hier Winckler *ilu amēlu* lautiert, ist aber bekanntlich *il avēli* der ‚Gott des Menschen‘, sein spezieller Schutzgott. *Ea,* dem Gott der Wassertiefe und Weisheit, kommt jener Titel niemals zu, wenn er auch zur Menschheit als Ganzes in Beziehung steht, indem er als der *bēl tēnišēti ša kata-šu ibna avelūtu,* d. h. der ‚Herr der Menschheit, dessen Hände die Menschen gebildet‘, gilt. Wohl jedes Haus oder jeder Mensch hat seinen Schutzgott; sicher aber hat der König einen solchen an seiner Seite. Zuweilen wird auch noch einer

besonderen *il Ištār-arēli* ‚Schutzgöttin‘ gedacht [1]. Eine besondere Rolle spielen diese Schutzgötter in den Beschwörungsriten, die zur Heilung eines Kranken in Anwendung kommen. Als eine entferntere Ursache der Krankheit gilt dem Babylonier die Sünde [2] *(annu, arnu)*. Letztere bewirkt zunächst, daß der Schutzgott entweicht, und ein böser Dämon seine Stelle einnimmt. Dieser aber trägt die Unreinheit, das Gift der Krankheit in den Menschenkörper. Darum nimmt der Schutzgott auch bei der Beschwörung der Krankheit Anteil. Ihm wird wie *Ea, Schamasch und Marduk* auf einem besondern Altar ein Opfer bereitet [3]. Auch werden die Bilder des persönlichen Schutzgottes oder des Hausgottes aufgestellt [4]. Dies alles geschieht bereits bei Sonnenuntergang. Die eigentliche Beschwörung findet im Angesicht der aufgehenden Sonne, des obersten Richtergottes statt. Vermittelt wird die Beschwörung durch den Reinigungsritus des barmherzigen *Marduk* im Auftrag seines göttlichen Vaters *Ea*. An diesen wendet sich deshalb der Schutzgott — wie es scheint — [5] an erster

[1] Auf den König beziehen sich ausdrücklich mehrere Ritualtafeln (vgl. Zimmern, Beitr. z. Kenntn. d. babyl. Rel., S. 123 ff.). Der Schutzgott und die Schutzgöttin des Königs werden dort z. B. S. 132 Z. 80 f. erwähnt. Daß wohl jedem Menschen oder doch hervorragenden Persönlichkeiten eigene Schutzgottheiten zukamen, zeigt u. a. der Text Nr. 54, Z. 44 bei Zimmern, a. a. O. S. 169; denn hier heißt es: „Über NN, Sohn des NN, dessen Gott NN, dessen Göttin NN, in dessen Leib die Krankheit ist.“ Das Rituale ist also ganz allgemein gehalten. Es kann indes sein, daß man sich in bürgerlichen Verhältnissen vielfach mit den besondern Hausgottheiten begnügte. Darauf weist Nr. 41—42, Z. 15 bei Zimmern, a. a. O. S. 147 hin: *ana ili bīti il Ištār-bīti u šedi-bīti III GI. GAB tukān* = „Für den Hausgott, die Hausgöttin und den Hausdämon sollst du drei Altäre hinstellen.“

[2] Eine andere entferntere Ursache ist die Behexung (s. insbesondere Tallqvist, Assyr. Beschwörungsserie Maqlū).

[3] Siehe die Hinweise in Anm. 1 und Zimmern, a. a. O. S. 128, Col. IV, 18.

[4] a. a. O. S. 154, Col. III, Z. 5 ff.

[5] Darauf bezieht sich u. a. die Stelle a. a. O. S. 140, Z. 28 ff. Zwar ist hier zunächst ‚der Gott‘ gemeint, dessen Statue von Künstlern eigens

Stelle. Das Bild des letzteren ist auch dem aufgehenden Sonnengott zugewandt, während der Beschwörer den *Schamasch* um ein gnädiges Urteil anfleht[1].

Der Lösung des Krankeitsbannes folgt die feierliche Übergabe des Geheilten an seinen Schutzgott. Nach einem Brauche geschieht dies unmittelbar nach Vollzug des Ea-Ritus[2], nach einem andern wird der Geheilte von Marduk zunächst dem obersten Richter Schamasch vorgestellt, und dieser übergibt ihn „wohlbehalten den gnädigen Händen seines Gottes“[3]. Diese Zeremonien kommen natürlich vor allem in den eigentlichen Beschwörungstafeln vor. In andern Tafeln sind sie mit Hymnen auf Šamaš kombiniert. Dieser Art ist der von Winckler angezogene Text. Er beginnt mit einem Preislied auf die aufgehende Sonne. Auf die Schilderung der machtvollen Lichterscheinung des Šamaš folgt der Lobpreis seiner alles Siechtum verscheuchenden Kraft. Der Schutzgott des Kranken steht, für seinen Schützling bittend, demütig vor dem Richtergott und der Beschwörungspriester richtet im Auftrag *Eas* an *Schamasch* die Bitte, eine Entscheidung zu fällen. Dies ist der wahre Sinn des Textes. Zum besseren Verständnis möge derselbe, soweit er von Interesse und zugleich hinreichend erhalten ist, in Umschrift und Übersetzung hier folgen. Letztere ist absichtlich, so viel wie möglich, eine wörtliche; denn es kommt uns hier nicht so sehr auf Schönheit der Form als auf sachliche Korrektheit an.

---

neu hergestellt ist; aber dieser Gott ist doch wohl nur der spezielle Schutzgott des Kranken oder seines Hauses. Vgl. auch insbesondere a. a. O. S. 154 Col. III, Z. 5 ff.

[1] a. a. O. S. 140 f., Z. 6 ff. und S. 154 f., Col. III, Z. 5 ff. Dies ist auch in dem uns hauptsächlich beschäftigenden Beschwörungshymnus IV R 17a der Fall.

[2] a. a. O. S. 48 f., Z. 65.

[3] a. a. O. S. 38 ff., Z. 85 ff.

Umschrift des Textes IV R 17, a (ZZ. 2—6 und 36—65).

(1) 2. *be-lum rabû(u) iš-tu ki-rib šamê(e) . . . ina a-ṣi-ka*

(3) 4. *ḳar-ra-du id-lu Šamaš iš-tu ki-rib [šamê(e) ina] a-ṣi-ka*

(5) 6. *ina ši-gar šamê(e) ellûti sik-kat nam-za-ki [. . .]*

. . . .

. . . .

(36) 37. *ka-sa-a uš-šu-ru mar-ṣa [bul-lu-ṭ]u it-ti-ka i-ba-aš-[ši]*

(38) 39. *ilu avêli aš-šu ma-ri-šu ka-a-ša aš-riš iz-za-az-ka*

(40) 41. *be-lum ia-a-ti iš-pu-ra-an-ni*

42. *bêlu rabû Ea iâti išpura-anni*

(43) 44. *i-ziz-ma a-ma-as-su li-mad pu-ru-us-sa-šu pu-ru-us*

(45) 46. *at-ta ina a-la-ki-ka ṣal-mat ḳaḳ-ḳa-di šu-te-šír*

(47) 48. *ša-ru-ur šul-mi šu-kun-šum-ma ma-ru-uš-ta-šu li-eš-te-šír*

(49) 50. *a-ve-lu mar ili-šu e-nu-un ar-nam e-mi-id*

(51) 52. *meš-ri-tu-šu mar-ṣi-iš ip-šá mar-ṣi-iš ina mur-ṣi ni-il*

(53) 54. *il Šamaš ana ni-iš ḳa-ti-ia ḳu-lam-ma*

(55) 56. *a-kal-šu a-kul ni-ga-a-šu mu-ḫur il-šu ana i-di-šu šu-ku-un*

Übersetzung.

(1) 2. Großer Herr, aus dem Innern des Himmels wenn du hervortrittst,

(3) 4. Gewaltiger Held, Šamaš, aus dem Innern des Himmels wenn du hervortrittst,

(5) 6. In den Verschluß der strahlenden Himmel den Sperrpflock [du fügst],

. . . .

. . . .

(36) 37. Den Gebundenen zurechtzurichten, den Kranken zu beleben, bei dir steht es.

(38) 39. Der (Schutz)-Gott des Menschen, um seines Kindes willen, gebeugt tritt er vor dich hin.

(40) 41. Der Herr hat mich gesandt,

42. Der große Herr Ea hat mich gesandt.

(43) 44. Mache Halt und seine Botschaft vernimm: Seinen (des Kranken) Spruch fälle!

(45) 46. (Der) du auf deinem Wege die Schwarzköpfigen (= Menschen) lenkest,

(47) 48. Aufglänzen des Heiles bewirk' ihm und sein Wehe (seine Befleckung?) komme in Ordnung.

(49) 50. Dem Menschen, dem Kind seines Gottes, Strafe für die Sünde ist auferlegt.

(51) 52. Sein Gebein ist schmerzlich zugerichtet, leidvoll in Krankheit liegt er darnieder.

(53) 54. O Šamaš, auf die Erhebung meiner Hände (= m. Gebet) habe acht.

(55) 56. Seine (des Kranken) Speise iß, sein Trankopfer nimm an, seinen (Schutz)-Gott stelle ihm zur Seite [1].

[1] Jastrow bietet in seinem bekannten verdienstvollen Werk Rel. d. Bab. und Ass. I, 431 eine freiere Übersetzung der ZZ. 39—65, von welcher die meinige in einigen Punkten abweicht. Zum einzelnen sei noch folgendes bemerkt: Z. 39 darf *ilarēli* nicht auf Ea bezogen werden; es handelt sich vielmehr um den Schutzgott, der für ‚sein Kind' bei Šamaš Fürbitte einlegt (siehe oben S. 78). — Z. 44 bezieht sich das

(57) 58. *ina ki-bi-ti-ka en-ne-is-su lip-pa-ṭi-ir*
59. *a-ra-an-šu li-in-na-ši'*
(60) 61. *ka-su-us-su li-taš-ši-ir mar-ṣú-us-su li-ib-lu-uṭ*

62. *lugal-bi ḫe-en-ti(l)-la*
[1] *[šarru šuātu libluṭ]*
63. *en-e ud-da-ab ti(l)-la nam-maḫ-zu ḫen-tum-bi*
[1] *[adī ūm balṭu narbī-ka likbi]*
64. *lugal-bi ka-tar-zu ḫe-en-si-il-e*
[1] *[šarru suātu dalīli-ka lidlul]*
65. *šà mà-e* ^{gal} *tù-tù arad-zu ga-tar-zu ḫe-en-si-il-e*
[u iāti ^{amēl} *āšipu arad-ka dalīli-ka ludlul]*

Auf vorstehenden Beschwörungshymnus hat uns die irrige These Wincklers ‚Ea = Gott-Mensch, bzw. = Mensch‘ geführt und diese wurde so wenigstens Veranlassung zu nützlichen Erwägungen. In ähnlicher Weise könnten wir noch auf manche hierhergehörige Aufstellungen Wincklers eingehen. Da dieselben aber nicht einmal versuchsweise durch inschriftliche Belege erhärtet werden, so müssen wir hier darauf verzichten. Nur noch eine einzige Probe der panbabylonistischen Exegese möge hier Platz finden, weil derselben auch eine ‚assyriologische‘ Interpretation mit ‚!‘ beigefügt ist: „2 [1!] Tim. 2, 5: „einer (Ea = I!) ist Gott, einer auch der Vermittler (*μεσίτης*) zwischen Gott und Mensch [Menschen!], der Mensch Jesus Christus. Hier ist die Adapavorstellung von

Suffix šu in *purussā-šu purus* nicht auf Ea, etwa in dem Sinn: führe seine Entscheidung aus oder heiße sie gut, sondern auf den Kranken. — Z. 50 ist *enūnu* nicht Erlassung (der Sünde), sondern ‚Strafe‘. Strafe und Gnade (Zusage) heißen zwar beide *annu*, aber *anna* (bzw. *enūna*) *emēdu* kann doch wohl nur ‚Strafe auferlegen‘ bedeuten. Beachte außerdem den dem *enūn* entsprechenden Ausdruck *NAM.TAG.GA* (Z. 49), der meines Wissens nur im Sinne von Strafe (und Frevel), nicht aber von ‚Gnade, Erlassung‘ gebraucht wird.

[1] Die Zeilen 62—64 stehen im Text nur auf sumerisch; die babylonische Wiedergabe derselben in *[ ]* rühren von mir her.

(57) 58. Auf dein Geheiß seine Sünde werde gesprengt,
59. Sein Frevel werde hinweggeschafft,
(60) 61. Seine Gebundenheit werde zurechtgerichtet, sein Siechtum lebe (wieder) auf!
62. Selbiger König möge er leben!

63. Zeit seines Lebens deine Größe möge er verkünden.

64. Selbiger König deinem Dienste möge er ergeben sein.

65. Und ich, der Beschwörer, dein Knecht, deinem Dienste will ich ergeben sein.

Christus deutlich erhalten.“ Über den einfachen Sinn der paulinischen Stelle, welche durch das folgende: „welcher sich hingegeben hat als Lösepreis für alle“ außer Zweifel gestellt wird, brauchen wir nicht zu disputieren. Was soll aber der Hinweis: „(Ea = 1!)“? Der Nicht-Assyriologe sucht vielleicht darin eine tiefsinnige Symbolik, die Ea als den ‚Einen‘ darstellt. Das will natürlich auch WINCKLER sagen. Wie kann er das aber mit seinem assyriologischen Gewissen vereinigen? Jeder Assyriologe weiß, das das Zeichen 𒁹, welches in IV R 33, 43 b für A-e (= Ea) steht, hier ganz gewiß nicht ‚Einer‘ bedeutet. Zwar haben die großen Götter besondere heilige Zahlen; aber die heilige Zahl des Ea ist XXXX. 𒁹 ist darum zweifellos ein Ideogramm, das eine Eigenschaft oder eine Beziehung zum Gott Ea ausdrückt. Wahrscheinlich hat dasselbe den Wert *tal* und bedeutet ikkillu ‚Weheklage‘; dann wäre 𒀭 𒁹 = ^{il}*ikkilli* = ‚Gott der Weheklage‘, insofern der betrübte Mensch besonders in Krankheit sich flehend an ihn wendet [1].

---

[1] Vgl. auch BRÜNNOW, Classif. List 11629: Ea = ^{il}*A . ŠI . ʾU̇ . GAL* (= ‚Weinen‘ + ‚Lagerstätte‘ + ‚groß‘ = großes Schmerzenslager [bei Pestkrankheiten]?).

II. Kalender, Präzession, Weltzeitalter. — Angebliche Vertauschung der Planetennamen.

„Da alle Einrichtungen des Staatslebens als Widerspiegelung himmlischer Erscheinungen gelten, so ist der Kalender, der die Einrichtungen des Lebens nach dem Umlauf der Gestirne reguliert, die wichtigste Staatsakte, Sache der Gesetzgebung.“ Mit diesen Worten glaubt A. Jeremias, der getreue Nachfolger Wincklers, einen weiteren Beleg für die Formel: ‚Himmelsbild = Weltbild‘ zu erbringen. Das ist aber nichts weiter als eine große Selbsttäuschung. Denn die Babylonier haben nicht deshalb ihren Kalender nach himmlischen Vorgängen eingerichtet, weil sie alles nach Wincklerschem Muster vom Himmel ablasen, sondern, weil es für sie wie für jedes Volk auf der weiten Erde kein anderes Mittel der Zeitregulierung gab und geben konnte als die Wiederkehr bestimmter himmlischer Vorgänge und die dadurch bedingten vegetativen Erscheinungen. Und wenn Jeremias fortfährt: „Für den Kreislauf des Jahres war wohl von jeher von entscheidender Bedeutung die Beobachtung der Tagesgleichenpunkte, wie sie z. B. in den astronomischen Texten IV R 51 notiert sind“, so beruht das gleichfalls auf einem Irrtum, der freilich früher allgemein war und erst durch neuere Arbeiten [1] sich herausgestellt hat. Kein einziger Kalender der älteren Zeit beruht auf der Feststellung des Äquinoktiums, sondern auf der Wahrnehmung vegetativer Erscheinung. Das Jahr Sargons und das von Ur sowie das der Ḫammurapizeit beginnen nicht einmal um das Frühlingsäquinoktium, sondern mehrere Monate später. Est um die Mitte des 8. Jahrh. v. Chr. wurde das Frühlingsäquinoktium (soweit man dasselbe damals bestimmen konnte) zum durchschnittlichen Anfangstermin des Jahres. Dieses letz-

[1] Siehe De Genoulliac Tablettes sumér. arch. (1909) p. XVII und meine Sternkunde II, 1 (1909) SS. XV, 176 ff.

tere war — soweit die bisherige Forschung über die ältesten Zustände Aufschluß zu geben vermag — stets ein Lunisolarjahr, das gewöhnlich aus zwölf Mondmonaten bestand und durch öftere Einschaltung eines 13. Monats mit dem Sonnenjahr in Einklang gebracht wurde. Die Norm dieser Regulierung ward in der älteren Zeit nicht einmal direkt dem Himmel, sondern den vegetativen Erscheinungen (Stand der Saat, Reife des Getreides usw.) entnommen. Stand die Erntereife in dem gewöhnlichen Erntemonat noch aus, so schaltete man einen zweiten Erntemonat ein. Da aber die Jahreszeiten der vegetativen Erscheinungen allerlei Schwankungen unterworfen sind, so konnte man auf diese Weise kaum zu einem geordneten Schaltzyklus gelangen. In der Tat war den Babyloniern bis tief in das VI. Jahrh. v. Chr. hinein weder der 8jährige noch der genauere 19jährige (sogen. metonische) Zyklus bekannt [1]. Diese

[1] Siehe meine Nachweise in Zeitschr. f. Assyr. XXII (1908), S. 75 ff., Sternkunde II, 1, S. 186 ff., bes. 191 und S. XII. Hier werden die Schaltjahre angegeben, aus welchen ich bereits in meinem Vortrag über die ‚Kulturhistor. Bedeutung der babyl. Astronomie', Görres-Ges. III. Vereinsschrift f. 1907, S. 50 den Schluß ziehen konnte, daß erst im letzten Drittel des VI. Jahrh. v. Chr. ein 8jähriger Schaltzyklus bekannt war. Die Existenz des 19jährigen Zyklus ist in Sternkunde I (1907), S. 209 auf Grund eines umfangreichen Materials aus den letzten vier Jahrh. v. Chr. nachgewiesen. — Auf die willkürlichen Annahmen Wincklers und A. Jeremias, daß man schon im alten und ältesten Babylonien bestimmte Schaltzyklen kannte, brauchen wir hier um so weniger einzugehen, als A. Jeremias selbst endlich einsah, daß es damit nichts ist. Psychologisch interessant ist es aber, seinen Rückzug zu verfolgen. Noch ein volles Jahr nach meinem dokumentarischen Nachweis in Zeitschr. f. Ass. XXII (1908), S. 75 ff., daß in Altbabylonien weder ein 19jähriger, noch ein 8jähriger Zyklus existiert hat, macht Jeremias (Das Alter der babyl. Astron.[2] S. 5) nur das Zugeständnis: „Ein wesentlicher Irrtum liegt in der Annahme des metonischen Zyklus für das alte Babylonien; es sollte Oktaëteris heißen.“ S. 65 derselben Schrift sieht er sich aber zu dem weiteren Geständnis genötigt: „Für die altbabylonische Zeit ist die Oktaëteris noch nicht nachgewiesen.“ Er beruft sich wie früher für das Gegenteil [!] auf Messerschmidts Mitteilungen, meine Nachweise ganz mit Stillschweigen übergehend. Auf diese weist erst Messerschmidt

so lange dauernde Unkenntnis wäre bei einer astronomischen Jahresregulierung (durch Bestimmung der Äquinoktien bzw. Solstitien oder auch durch den heliakischen Aufgang eines bestimmten Gestirnes) kaum begreiflich. Vor dem VIII. Jahrhundert gab es denn auch in Babylonien keine wissenschaftliche Himmelsbeobachtung, auf der sich eine geordnete Chronologie aufbauen ließ, und alle entgegengesetzten Behauptungen von

selbst (a. a. O. S. 88 ff.) hin und fügt den von mir bestimmten 8 Schaltjahren des Kalenders von Ur noch hinzu: Gimil-Sin 3 und Gimil-Sin 9. Wenn aber MESSERSCHMIDT am Schluß bemerkt: „Ein bestimmtes, eigentliches Schaltungs-Schema habe ich bis jetzt nicht herausfinden können,“ so gibt er damit der Möglichkeit Raum, daß durch weitere Dokumente die Existenz eines Zyklus erwiesen werden könnte, eine Annahme, die durch meine Nachweise völlig ausgeschlossen ist. Zunächst fügen sich ja die Schaltjahre der Zeit von Ur (wie ich schon in ZA XXII, 76 und noch eingehender in Sternkunde II, S. 191 gezeigt habe) in keiner Weise irgend einem Schaltsystem, und folglich hat damals kein solches existiert. Bezeichnet man das Jahr Dungi 37 als I, so haben wir folgende Series nachgewiesener Schaltjahre: I (XXII?), VII, XVI (XXVIII?), XVIII, XX, XXII, XXV, XXVIII (XVI?), XXXIII, XXXVI, XL. Läge diesen Zahlen ein 8jähriger Zyklus (mit 3 Schaltjahren) zugrunde, so dürften sich bei der Division mit 8 nur 3 verschiedene Reste ergeben; statt dessen erhalten wir deren 6 : 0, 1, 2, 4, 6, 7. Bei Voraussetzung eines 19jährigen Zyklus (mit 7 Schaltjahren) dürfte man nur 7 verschiedene Reste erhalten; statt dessen sind es 10 : 1, 2, 3, 4, 6, 7, 9 (16?), 14, 17, 18. Wie außerdem die Reste zeigen, würden in beiden Fällen mehrere Male hintereinander Schaltungen anzunehmen sein, was einer geordneten Schaltung widerspricht. Selbst ein 27jähriger Zyklus kommt nicht in Frage, weil (wegen der Reste 6 u. 7) in zwei Jahren hintereinander eine Schaltung angenommen werden müßte. Derselbe Grund spricht auch gegen die Annahme irgend eines andern kleineren Zyklus — ganz abgesehen davon, daß außer dem 8- und 19jährigen kein einziger zweckdienlich wäre. Obendrein ist durch meinen Nachweis, daß selbst in den ersten 60 Jahren des VI. Jahrhundert v. Chr. weder der 8- noch der 19jährige Zyklus bekannt war, jede Hoffnung ausgeschlossen, daß man in früherer Zeit davon Kenntnis hatte. Denn es geht auf dem Gebiet der babylonischen Himmelsbeobachtung und Chronologie nicht an, sich auf eine vielleicht untergegangene Errungenschaft zu berufen. (Vgl. m. Sternkunde II, S. X, Anm. 1.)

Winckler, A. Jeremias u. a. haben sich als eitel und nichtig erwiesen [1].

Dem ganz unwissenschaftlichen Charakter der älteren babylonischen Himmelsbeobachtung ist es auch vor allem zuzuschreiben, daß die Babylonier nicht die Entdecker der Präzession geworden sind. Diese Tatsache steht jetzt dermaßen fest, daß sie nur bei geflissentlicher Ignorierung der Beweise oder gänzlichem Unvermögen, sie gebührend zu würdigen, noch bestritten werden kann.

Für Winckler, A. Jeremias und andere Anhänger des Panbabylonismus ist freilich diese Feststellung äußerst unbequem, da durch sie ein weiterer wesentlicher Teil des panbabylonistischen Baues sich als hinfällig und morsch erweist. Auf der den Babyloniern zugeschriebenen Kenntnis der Präzession der Äquinoktien beruhen ja alle Wincklerschen Spekulationen über die Weltzeitalter (das Zwillings-, Stier- und Widderzeitalter) und seine sogenannten ‚astralmythologischen Motive' in der Geschichtschreibung der Babylonier, Griechen und Juden.

Freilich war einmal der Frühlingspunkt (Schnittpunkt der Sonnenbahn (Ekliptik) und des Himmelsäquators) in den Zwillingen, später im Stier und noch später im Widder. Aber erkannt haben die Babylonier diese Wanderung nicht. Das von Winckler vorgebrachte Hauptargument, welches auf dem Text IV R 33 beruht, wurde in Sternkunde II, 1 S. 28 ff. eigentlich schon hinreichend berücksichtigt. Wir wollen uns aber hier, um Winckler vollkommen gerecht zu werden, noch eingehender damit befassen. Der Text stellt eine Liste der Monate nebst der jedem Monat zugehörigen Gottheit dar. Hier die Liste:

1.	Monat	Nisannu	Anu und Bel.
2.	„	Airu	Ea, dem Herrn der Menschheit.
3.	„	Sivānu	Sin, dem erstgeborenen Sohn Bels.
4.	„	Dūzu	dem (Kriegs-) Helden Ninib.

[1] Siehe m. Darlegungen in Sternkunde II, S. 10 ff.

5.	„ Âbu	Gišzida, dem Herrn . . .
6.	„ Ulūlu	Ištar, der Herrin . . .
7.	„ Tašrîtu	Šamaš, dem Helden.
8.	Araḫ-samna	Marduk, dem Weisen unter den Göttern.
9.	„ Kislimu	dem Kämpen Nergal.
10.	„ Ṭebîtu	Papsukal, dem Aufseher Anus und Ištars.
11.	„ Šabâṭu	Ramman (Adad), dem Gebieter von Himmel und Erde.
12.	„ Adaru	der großen Siebengottheit.
13.	„ Adaru arkû	Assur, dem Vater der Götter.

Aus diesem assyrischen Text will nun Winckler (Altor. Forsch. II, 368) beweisen, daß das Jahr ursprünglich mit dem Sivân, d. h. dem Mondgott Sin geweihte Monat begann und daß die beiden ersten Monate Nisannu und Airu später an die Spitze gestellt wurden, weil man erkannt habe, daß der Frühlingspunkt (bzw. das Frühlingsäquinoktium) sich um zwei Monate verschoben hatte.

Zum Beweise dienen ihm folgende „Feststellungen“:

1) „Die babylonische Planetenliste zeigt die Reihenfolge: Sin [Mond], Šamaš [Sonne], Nebo [Merkur], Venus, Mars, Jupiter, Saturn.“

Das ist ja wirklich bestechend; denn da haben wir die auf Mond und Sonne folgenden fünf Planeten in der Reihenfolge ihrer Umlaufszeiten! Schade nur, daß fünf Identifikationen falsch sind. Ninib (Z. 4) identifiziert Winckler mit Šamaš (der doch eigens Z. 7 aufgeführt wird); in Wirklichkeit ist Ninib der Gott des Saturn. Ningišzida (Z. 5) ist nach Winckler = Nebo-Merkur — ohne jede Spur eines Beweises. Ištar (Z. 6) wird ohne weiteres als Venus[-Planet!] bezeichnet, während es sich hier um das Sternbild der Jungfrau (mit der Ähre) handelt. Šamaš (Z. 7), den Sonnengott, setzt Winckler = Mars!! Nergal (Z. 9) ist nach Winckler = Gott des Saturn; in Wahrheit ist er aber der Gott des Mars[1]. Ein wahres Kabinettstück von Vertauschungskunst!

[1] Siehe m. Sternkunde I, 215 ff., bes. S. 224 f.

2) „Die Monatsliste zeigt deutlich, daß die Verteilung der Monate an die einzelnen Götter eine Zeit voraussetzt, wo das Jahr im Sivan begann, d. h. wo die Sonne in den Zwillingen aufging, also zwischen 5700 und 2500. Denn deutlich bilden die übrigen Götter, darunter die der beiden ersten Monate, weil es nicht die von Hauptgöttern sind, sondern der Art wie der Chronos-Saturn, Uranos usw. angehören oder untergeordnete Gottheiten vertreten, eine zweite Reihe und die Reihe hat mit dem ‚Vater der Götter' Sin angefangen. Die Monate Nisan und Airu sind also erst später vom Ende des Jahres an die Spitze gesetzt worden, als man den Ausgleich mit dem Weiterrücken der Sonne in Stier und Widder vornahm, Anu-Dagan [sollte heißen Anu-Bēl!] und Ea entsprechen so Wassermann und Fischen, der Wasserregion usw."

Die Antwort hierauf ist nicht schwer. Winckler zeigt hier deutlich, daß er die mythologischen Verhältnisse der älteren Zeit, auf die er sich beruft, nicht genügend kennt. Anu, Bēl und Ea waren nicht etwa Schattengestalten, sondern wurden praktisch als oberste Trias verehrt. Auffallend könnte es nur scheinen, daß auf den ersten Monat zwei Götter Anu und Bēl kommen. Daß aber diese Kombination nicht auf einem nachträglichen Flickwerk beruht, läßt sich mit Bestimmtheit aus dem Umstand erkennen, daß auch sonst, so besonders in den astrologischen Tafeln der Series „Enuma Anu [il]Bēl" beide Götter in einem Atemzuge genannt werden. Auch ist in der älteren Zeit der Mondgott im öffentlichen Kult nicht der „Vater der Götter", wenn er auch zuweilen in überschwenglichen Hymnen so genannt wird. Davon kann sich jeder überzeugen, der die von Thureau-Dangin bearbeiteten ‚Sumerischen und Akkadischen Königsinschriften' studiert hat. Und wenn Winckler — um auch noch auf ein Kuriosum hinzuweisen — G. Anu, der doch nach ihm der Gott der himmlischen Luftregion ist (vgl. oben S. 54 f.), in das Gebiet der himmlischen ‚Wasserregion' verweist, so sind wir glücklich bei jenem Element angelangt, in dem die ganze Beweisführung Wincklers schwimmt. Wir wollen jedoch noch einen neuen positiven Gegenbeweis bringen. Zu den Zeiten Sargons und der Dynastie von Ur — wo der Mondgott besonders verehrt ward — fiel der Jahres-

anfang auf den Monat Gan.maš [1]. Dieser ist aber ungefähr identisch mit unserem August! [2] Und zur Zeit Ḫammurapis begann das babylonische Jahr einen Monat nach der wirklichen Erntezeit, also im Juni-Juli. Da nun damals — wie später — Nisan der erste und Sivan der dritte Monat war, so ist es natürlich ganz ausgeschlossen, daß in dem vorausgehenden „Zwillingszeitalter“ der Sivan der erste Monat war und daß dieser ungefähr mit dem Frühlingsäquinoktium zusammenfiel. Ein Vergleich mit dem Jahresanfang der späteren Zeit zeigt außerdem unwiderleglich, daß in dem Kalenderwesen der Babylonier sich nicht im mindesten die Kenntnis der Präzession der Äquinoktion (bzw. Solstitien) widerspiegelt. Nach III R 51,1 fiel um 700 das Frühlingsäquinoktium auf den 6. Nisan, nach III R 51, 2 auf den 15. Nisan. Hiernach ist 1. Nisan = 16. März bzw. 7. März. Von Ḫammurapi (etwa 2200 v. Chr.) bis 700 hat also eine Verschiebung des Jahresanfangs von mindesten 3 Monaten stattgefunden. Natürlich kann dies nicht die Folge der Präzessionsbewegung (bzw. des Unterschieds des siderischen und des wahren Sonnenjahres) sein. Denn in 1500 Jahren beträgt jene Bewegung nur 21°, was einer rückwärtigen Verschiebung des Anfangs des Sternjahres gegenüber dem wahren Sonnenjahr im Betrage von nur drei Wochen entsprechen würde.

Woher kommt aber jener gewaltige Rückgang des 1. Nisan? Die Babylonier haben sich noch bis 528 v. Chr. vergeblich bemüht, Sonnen- und Mondlauf oder sprechen wir genauer: ihr Vegetationsjahr mit dem Mondlauf in Einklang zu bringen. Ihr Jahresanfang schwankte daher unsicher hin und her. Um nun wenigstens einen einigermaßen brauchbaren Anhaltspunkt zu gewinnen, verfielen sie — wohl schon um die Mitte des VIII. Jahrhunderts — auf den Gedanken, den Tag des Frühlings-

[1] Vgl. m. Nachweise in Sternkunde II, S. 185.

[2] Sternkunde II, S. 177.

äquinoktiums als mittleren 1. Nisan anzusetzen. Ihre Bestimmungen des Äquinoktiums waren aber zweifellos noch sehr ungenau. Dies läßt sich schon aus der ganzen Art der Himmelsbeobachtung der damaligen Zeit erkennen[1] und offenbart sich auch in der auffallenden, aber unwiderleglichen Tatsache, daß die Babylonier erst im letzten Drittel des VI. Jahrh. v. Chr. einen einigermaßen genügenden Schaltzyklus (die Oktaëteris) und erst noch erheblich später den 19jährigen Zyklus ausfindig machten[2]. Die obenerwähnte bedeutende Verschiebung des babylonischen Jahresanfangs ist also für die Entscheidung der Präzessionsfrage von ganz besonderer Wichtigkeit. Denn handelte es sich nur um einen Unterschied von drei bis vier Wochen, so würden die Panbabylonisten — meine bisherigen Hauptgründe, die sich auf die astronomischen Tafeln der Arsacidenzeit stützen, geflissentlich oder aus Mangel an astronomischer Einsicht ignorierend — siegesbewußt ausrufen: Kugler ist geschlagen! J e t z t a b e r i s t d a s S p i e l z u E n d e. Und sollte der eine oder andere trotz alledem mit ungebeugtem Mut die alten Behauptungen wiederholen, so muß man sich mit der Tatsache abfinden, daß es eine Energie gibt, gegen die selbst Marduk und Nabū machtlos sind. Es versteht sich nun von selbst, daß alle Spekulationen, welche Winckler und andere an die babylonische Kenntnis der Präzession geknüpft haben, dahin fallen. Schon vor Hipparch hat es im Altertum freilich ‚Zeitalter' und Weltperioden gegeben, wie es solche in der späteren Zeit gegeben hat. Dieselben haben aber nicht das mindeste mit der Präzession zu tun.

Winckler unterscheidet (mindestens) d r e i K a l e n d e r p e r i o d e n: die altbabylonische (vor dem Emporkommen Babels), die babylonische (von der Zeit Hammurapis bis Nabonassar) und die spätbabylonische (von Nabonassar abwärts).

Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden. Seine ganze C h a r a k t e r i s t i k dieser drei Perioden ist jedoch nichts als eine

[1] Vgl. m. Sternkunde II, 10 ff. [2] Siehe oben S. 87 f.

aprioristische Konstruktion, die zudem den Tatsachen widerspricht. Ausgehend von der falschen Hypothese, daß dem Marduk der Ostpunkt, dem Nebo der Westpunkt angehöre, und der Annahme, daß Nebo in altbabylonischer Zeit den Vorrang gehabt und ihn mit dem Emporkommen Babels an Marduk abgetreten habe, kommt Winckler zu dem Schluß: In Altbabylonien begann das Jahr im Herbst, dagegen z. Z. von Ḫammurapi und der Folgezeit im Frühling (z. Z. des Äquinoktiums)[1]. Beides ist durchaus verkehrt. Zwar versichert A. Jeremias[2]: „Wenn man in späterer Zeit [sic!] den Gegensatz zu Babylon zum Ausdruck bringen wollte, setzte man Nebo an die erste Stelle und man betonte den Herbstanfang des Jahres." Jeremias wird uns aber schwerlich irgendeine babylonische Stelle anführen können, die in späterer Zeit den Herbstanfang des Jahres „betont". Wie dem aber auch sei — die Hauptsache ist, daß weder das Jahr des Gudea, noch das von Sargon, noch das der Dynastie von Ur mit dem Herbst begann und daß unter Ḫammurapi der Jahresanfang nicht auf das Frühlingsäquinoktium fiel.

In innigem Zusammenhang mit der Änderung der Kalenderordnung steht nach Winckler die Vertauschung der Planetennamen[3]. Nach ihm war

UMUN . PA . UD . DU	früher (altb.)	Merkur,	später	Jupiter
GUD . UD (Šaḫit)	„	Jupiter,	„	Merkur
SAG . UŠ (Kaimanu)	„	Mars,	„	Saturn
ZAL . BAT-a-nu[4]	„	Saturn,	„	Mars.

Von einer solchen Vertauschung, die zuerst Hommel zu verteidigen gesucht hat, wissen aber die Inschriften nichts und alle ‚Beweise' für die Existenz einer derartigen Vertauschung haben sich als Täuschung herausgestellt. (Vgl. meine Nach-

[1] Himmelsbild, S. 35 f.

[2] Das Alter der babyl. Astron.[2], S. 78.

[3] Himmelsbild, S. 37 f.; Altor. Forsch. III, 185 ff.

[4] = *Muštabarrū mutānu.*

weise in Sternkunde I, 215 ff. und II, 121 ff.) A. Jeremias glaubt nun, einen gewaltigen Gegenstreich zu führen, indem er (Das Alter d. babyl. Astron. [2], 78) schreibt:

„Kugler im Anthropos l. c. [1909, S. 477—499] 405 ff. glaubt durch Bekämpfung der Vertauschungshypothese „einen der Grundpfeiler des ganzen astralmythologischen Systems des Panbabylonismus“ stürzen zu können. Das ist ein gründlicher Irrtum. Die Vertauschungshypothese wird ihrerseits durch ein Grundgesetz des „Panbabylonismus“ (Umkehrung der Gegensätze) erläutert, der „Panbabylonismus“ d. h. die Behauptung einer durch die Welt gewanderten, auf Himmelskunde beruhenden kosmisch-astralen Lehre, selbst ruht nicht auf der Planetenvertauschung. Es ist also nichts mit der Zertrümmerung des Panbabylonismus.“

Was Jeremias hier zuerst sagt, wäre richtig, wenn Winckler und er selbst irgend ein inschriftliches Zeugnis für die Grundlage des Panbabylonismus hätten erbringen können, welche von der Hommelschen Begründung der Vertauschung der Planetennamen unabhängig gewesen wäre. Dem ist aber nicht so. Denn während Hommel sich wenigstens noch bemüht hat, seine Vertauschungshypothese aus den Texten heraus zu rechtfertigen, haben sich Winckler und A. Jeremias — wie oben gezeigt ward — ihre Sache doch allzu leicht gemacht. Solange indes die Vertauschung der Planetennamen nicht widerlegt war, konnte man immerhin es noch für möglich halten, daß das „Grundgesetz des Panbabylonismus“, durch welches jene Hypothese „erläutert“ wurde, eine gewisse Berechtigung habe. In diesem Sinne habe ich den Ausdruck „Grundpfeiler“ gebraucht. Und auch andere Leute, nicht zuletzt A. Jeremias selbst haben die große Bedeutung der (vermeintlichen) Tatsache jener Vertauschung für das panbabylonistische System zu schätzen gewußt. Oder was hat sich A. Jeremias gedacht, als er in seiner Kampfschrift „Das Alter der babyl. Astronomie“ [1] S. 54 (und [2] S. 76) die Worte niederschrieb: „Am verblüffendsten hat die These Kuglers gewirkt: die ältere babylonische Zeit könne die Reihenfolge, die beiläufigen Umlaufszeiten nicht gekannt haben?“ Wir gehen gewiß nicht irre, daß der Beweis dieser These deshalb so überrascht hat, weil

dadurch nicht nur die angebliche Abhängigkeit der Griechen vom alten Babel in einem der allerwichtigsten Punkte zerstört, sondern auch eine ‚schöne Bestätigung‘ des WINCKLERschen Systems aus der Welt geschafft ward (vgl. m. Sternkunde I, 222 und II, 77 f.). Darum war denn auch große Freude unter den Panbabylonisten, als ganz unerwartet ein neuer Beweis für die Vertauschung aufzutauchen schien. JEREMIAS schrieb (l. c.[1], 61) damals vergnügt: „Es ist mehrfach darauf hingewiesen worden, daß neue Aufstellungen von grundlegender [sic!] Bedeutung in unserer Wissenschaft mit großer Lebhaftigkeit bekämpft worden sind, um nach jahrelanger Verpönung ihre endgültige Bestätigung durch inschriftliche Zeugnisse zu finden, und dann plötzlich Gemeingut zu sein. Diesmal hat ein Zufall ein solches Zeugnis schneller herbeigeführt — sonst wäre die Vertauschung der Planeten „Phantasterei“ gewesen —, bis sie das Schicksal und den Erfolg wie so manche andere Aufstellung gehabt hätte. Den panbabylonistischen Phantasten [sic!] wird man diesen Hinweis nicht verübeln.“ Hier sieht man deutlich das lebhafte Interesse der Panbabylonisten an der Vertauschungshypothese als einer Aufstellung von ‚grundlegender‘ Bedeutung. Leider war aber der Jubel bald zu Ende. Nach meinen Darlegungen im Anthropos 1909 S. 495 ff. und Sternkunde II 77 ff. trat im panbabylonistischen Lager eine plötzliche Wendung ein. Man gab auf einmal vor, die Vertauschung der Planetennamen sei für den Panbabylonismus gar nicht so wichtig, wie KUGLER meine; dieser habe überhaupt „nicht die geringste Vorstellung von Wesen und Grundgedanken des Panbabylonismus[1].“ Ich glaube, die beste Antwort auf diese mehr kühne als kluge Anschuldigung ist die vorliegende Schrift.

[1] F. E. PEISER in OLZ XII, Sp. 525.

III. Die Harmonie irdischer und himmlischer Zustände und Ereignisse (Geographie und politische Geschichte im Lichte der Astrologie).

Jedes Land ist nach Wincklers altbabylonischer Weltanschauung eine gottgewollte Einheit und muß am Himmel und im Weltraum sein entsprechendes Spiegelbild haben.

„Es ist Aufgabe der Geographie und der politischen Einteilung des Landes, die irdischen Verwaltungsbezirke mit den am Himmel vorgezeichneten in Einklang zu bringen, die Gaue und Provinzen müssen den einzelnen Einteilungen des Himmels entsprechen, die Landeshauptstadt als Wohnsitz des Gottes entspricht der Stelle des Himmels, wo der Gott seinen Sitz hat und führt denselben Namen. Die babylonischen Städte, welche Sitze der großen Götterkulte sind, finden sich ebenso wie ihre großen Tempel am Himmel wieder, der irdische und der kosmische Ort sind Spiegelbilder, Verkörperungen desselben Begriffes. So gibt es am Himmel ein Babylon, ein Eridu, die großen Tempel führen ihren Namen von dem kosmischen Orte oder Begriffe, den sie auf Erden darstellen: Sagila als Tempel Marduks in Babylon, der „Länderberg“ als der Bels. Am Himmel gibt es einen Euphrat und Tigris, eine Unterwelt, einen Ozean und ein Luftreich, wie es dort oben ein Festland gibt, das zwischen diesen beiden liegt.“ Winckler, Himmelsbild[2], 12; ähnlich KAT[3], 158 und Jeremias, ATLAO[2], 48 ff.

Auf Grund von einigen wenigen Gestirnnamen, die Städten-Heiligtümern, dem Ozean und den beiden Hauptströmen Mesopotamiens entlehnt sind, glaubt also Winckler die gesamte physikalische und politische Geographie als Spiegelbild der Topographie des Himmels erweisen zu können. Das ist eine arge Täuschung.

Zunächst eine naheliegende Frage. Woher sollten denn die Babylonier ihre kosmographischen Bezeichnungen nehmen, wenn nicht von irdischen Verhältnissen? Die Namen ihrer Götter genügten nicht, um alle stellaren Erscheinungen zu kennzeichnen. Sie sahen sich daher gezwungen, den Himmel mit Tiergestalten zu bevölkern und u. a. auch einige Namen der irdischen Topographie zu entlehnen. Wäre Winckler im Recht, so müßte gerade die letztere der babylonischen Stern-

benennung ihr eigentümliches Gepräge geben und insbesondere müßten irdische Ortsnamen in den astrologischen Texten eine häufige Erscheinung sein. Das Gegenteil hiervon ist Tatsache. Nur wenige Gestirnnamen sind der physikalischen oder politischen Geographie entlehnt und — was noch auffallender ist — die meisten dieser Gestirne spielen nur eine unbedeutende Rolle. So findet sich unter dem von PINCHES veröffentlichten und von mir[1] in der Hauptsache erklärten Verzeichnis von 24 ‚Monatsfixsternen‘ und anderen derartigen Listen[1] nicht ein geographischer Sternname, wenn auch Anunitu, der dritte Stern des Monats Airu, hie und da nebenher auch „Tigrisstern“ zubenannt wird[2]. Diese Seltenheit geographischer Ortsnamen auf der babylonischen Himmelskarte fällt um so mehr ins Gewicht, als man im Orient und auch in Babel den ‚Namen‘ mehr als irgendwo anders als Ausdruck des Wesens und charakteristischer Funktionen betrachtete (vgl. oben S. 29).

Natürlich mußten die Babylonier irgendwelche ordnungsmäßige Beziehungen zwischen den Vorgängen am Himmel und den irdischen Ereignissen annehmen. Eine solche Anschauung wuchs von selbst aus der Gestirnreligion heraus und bildete die unerläßliche Vorbedingung jeder Art von Astrologie. Es frägt sich aber: auf welchem Prinzip beruhten die sogenannten Entsprechungen der himmlischen und irdischen Vorgänge. Waren erstere nur signa manifestativa, die man der zufälligen Aufeinanderfolge nach dem Prinzip: ‚post hoc, ergo propter hoc‘ entlehnte, oder entwarf man nach irdischem Muster eine Topographie des Himmels, indem man Länder, Provinzen, Gaue, Städte, Berge und Flüsse mit Sternbildern

[1] Vgl. m. Sternkunde I, S. 228 ff.

[2] Mit weit mehr Recht könnte man die 1647 erschienene Mondkarte des ausgezeichneten Danziger Astronomen HEVEL als Spiegelbild der Erde betrachten; denn sehr viele Flecken tragen dort die Namen unserer irdischen Länder, Gebirge und Meere.

und einzelnen Gestirnen in Verbindung brachte, und erforschte dann in den astralen oder meteorologischen Vorgängen der einzelnen Himmelsörter das Schicksal der entsprechenden irdischen Länder, Provinzen usw., oder waren die lokalen Entsprechungen mehr oder minder willkürlich festgesetzt und demgemäß vielleicht mannigfachen Abänderungen unterworfen? Ferner müssen wir uns die Frage vorlegen: waren außer der Art der Himmelserscheinung Ort und Zeit ungefähr gleichwertige Faktoren der Himmelsdeutung oder kam dem einen der dreien eine größere Bedeutung zu?

Es versteht sich von selbst, daß diese wichtigste aller Fragen nicht a priori, sondern nur durch ein allseitiges Studium der astrologischen Texte entschieden werden kann. Aber gerade diese Art von Keilinschriften bieten ganz außergewöhnlich viele und große Schwierigkeiten, die nur durch langjährige Bemühungen bewältigt werden konnten und jetzt auch zum größten Teil bewältigt sind[1].

[1] Ein wirkliches Verständnis der babylonischen Astrologie konnte erst durch genaue Erforschung der astronomischen Keilinschriften der babylonischen Spätzeit erschlossen werden. Die erste Pionierarbeit auf diesem Gebiet verdanken wir dem Astronomen Pater Jos. Epping, S. J., der unterstützt vor allem durch die paläographischen Bemühungen und zum Teil auch durch die assyriologischen Kenntnisse seines Mitbruders J. N. Strassmaier in seinem bescheidenen Büchlein „Astronomisches aus Babylon" (1889) zum ersten Mal ein Gebiet beleuchtete, durch dessen Pflege die babylonischen Gelehrten hauptsächlich ihr großes Ansehen in der antiken Welt begründet haben. Ein Jahr später erschien die „Kosmologie der Babylonier" Jensens, der — durch assyriologische Kombinationen — teils in Anlehnung an Epping-Strassmaier, teils durch selbständige Erforschung manch' wertvolle Aufschlüsse über die ältere primitivere Kosmographie bot. Um das Verständnis der Sternkunde haben sich auch Oppert, Sayce und besonders Hommel bemüht und in einigen Punkten gewiß schätzenswerte Anregungen gegeben. Da diese Gelehrten aber nicht durch hinreichende astronomische Kenntnisse unterstützt wurden, so konnte von vornherein von einem durchgreifenden Erfolge nicht die Rede sein. Der gleiche Mangel haftet zum Teil auch den Versuchen Thompsons (The reports of the Magicians and Astrologers) an; seine Texte wurden jedoch recht nutzbringend, und in mehreren Punkten hat

Es gibt wohl keinen einzigen, mit bloßem Auge wahrnehmbaren himmlischen Vorgang, den nicht schon die Verfasser

— —

er auch bereits selbst ansprechende Texterklärungen geboten. Selbst die von Craig veröffentlichten Astrological-Astronomical Texts waren, trotzdem der Herausgeber offenkundig sehr wenig davon verstanden hat — wie eine Unzahl von leicht erkennbaren Fehlern beweist —, nicht ohne Nutzen. Vereinzelte, vorzüglich kopierte astrologische Texte endlich verdanken wir A. Boissier, C. Bezold und F. Harper. Um eine verbesserte und vermehrte Ausgabe der alten Series Enuma Anu il Bēl ist seit Jahren Ch. Virolleaud (L'Astrologie Chaldéenne) bemüht. Die Texte liegen bereits vor und wenn auch die Transkriptionen noch nicht abgeschlossen sind und die Übersetzungen noch ganz ausstehen, so ist doch zu erwarten, daß das neue Unternehmen auch neues Licht über die bis jetzt im Dunkel gebliebenen Stellen verbreiten wird. Seit etwa dreizehn Jahren ist auch der Verfasser dieser Schrift mit Entzifferung und Erklärung von Keilinschriften beschäftigt, die über die babylonische Himmelskunde handeln. Zunächst galt es die von Epping und Strassmaier so glücklich begonnene Aufhellung der astronomischen Texte fortzusetzen und — wo möglich — zum Abschluß zu bringen. Dann wurde die astrologische, meteorologische und mythologische Literatur der Babylonier in Angriff genommen. Die bisherigen Ergebnisse dieser Untersuchungen liegen — abgesehen von mehreren Artikeln in Zeitschriften — vor in den Werken: Die babylonische Mondrechnung (1900) und Sternkunde und Sterndienst in Babel I und II, 1 (1907—09).

Es wird nun gewiß nicht unbescheiden sein, wenn wir auch die Frage aufwerfen: Was haben denn die eigentlichen Wortführer des Panbabylonismus zur Kenntnis der babylonischen Himmelsdeutung beigetragen? Wo sind die Texte, die sie entziffert oder selbständig und richtig erklärt haben? Oder aus welcher Darstellung ist wenigstens soviel ersichtlich, daß sie die bisherigen Ergebnisse anderer verständnisvoll gewürdigt haben?

In Altor. Forsch. III hat Winckler S. 180 ff. das Verständnis des schon von Jensen und Hommel bearbeiteten Textes III R 51, 9 in sprachlicher Hinsicht etwas gefördert, ohne jedoch den Zusammenhang richtig zu erfassen und unsere Kenntnis der babyl. Astrologie merklich zu bereichern. Fügen wir dazu noch seinen Versuch l. c. S. 208 f., drei Zeilen über Sternpositionen zu deuten, so sind wir mit dem Verzeichnis der astronomisch-astrologischen Untersuchungen Wincklers, soweit sich dieselben auf keilinschriftliche Angaben stützen, zu Ende. Aber auch in der Verwertung bekannter Textstellen ist Winckler gar zu karg. So begnügt er sich in Himmelsbild[2] mit einer einzigen Textstelle, die er (S. 11)

der älteren Series (Enuma Anu [il]Bēl) zur Deutung der Zukunft benützt hätten. Nicht nur die astralen und meteorologischen Sondererscheinungen, sondern auch das Zusammentreffen zweier oder mehrerer derselben war für den Astrologen von Wichtigkeit. Die Anzahl der Kombinationen wurde aber dadurch noch gesteigert, daß man Astronomisches und Meteorologisches als gleichberechtigt und zusammengehörig ansah und außerdem noch die Gewitterstürme mit den Erdbeben und ihren Begleiterscheinungen verknüpfte. Für die Babylonier (und die Alten überhaupt) waren eben Stern- und Wolkenhimmel nicht weit auseinander und nicht hoch über der Erde. So versteht man auch, wenn der Wettergott Rammān (Adad) in vielen Texten als ständiger Gefährte des Sonnengottes Schamasch erscheint und wie nahe es den babylonischen Mythendichtern lag — man vergleiche z. B. das Gilgameš-Epos

---

auch noch ganz fehlerhaft übersetzt bzw. ausdeutet, und aus der gerade das Gegenteil von dem folgt, was sie nach WINCKLER beweisen soll.

Und A. JEREMIAS, der über ‚das Alter der babyl. Astronomie‘ geschrieben hat? Ich entsinne mich leider nicht, jemals eine Entzifferung oder Erklärung irgend eines astronomischen oder astrologischen Textes gelesen zu haben, die seiner Feder entstammte. Obendrein vermissen wir in seinen Schriften ebensosehr wie bei WINCKLER den Versuch, die Giltigkeit der Formel ‚Himmelsbild = Weltbild‘ an den bereits transkribierten und übersetzten astrologischen Texten zu prüfen. Unter solchen Umständen können sich die Hauptvertreter des Panbabylonismus wirklich nicht beklagen, wenn man ihre Darstellungen als willkürliche Konstruktionen auffaßt, selbst wenn sich nachträglich herausstellen sollte, daß ihre Auffassung zufällig etwas Richtiges enthielt. Alle Wissenschaft gründet sich eben nicht auf Ahnungen, sondern auf Beweise.

Im wohltuenden Gegensatz zu diesem Verfahren steht die Arbeitsweise des amerikanischen Forschers M. JASTROW JR., des bekannten Verfassers des Werkes: Die Religion Babyloniens und Assyriens. Obwohl nicht astronomisch geschult, hat er doch keine Mühe gescheut, sich mit allem vertraut zu machen, was über babylonische Sternkunde, Meteorologie und Astrologie geschrieben wurde und sich in den Stand zu setzen, nicht nur kritisch zu prüfen, sondern auch das Dargebotene zu mehren. Solche Arbeit hat Bestand und bringt uns vorwärts.

und den Adapa-Mythus —, Astrales und Irdisches auf einer Bühne zu vereinigen [1].

Suchen wir nun zunächst einen Überblick über die stellaren Himmelserscheinungen zu gewinnen, mit welchen die babylonischen Zukunftsdeuter sich befaßt haben.

I. Die Mond- und Sonnenerscheinungen. Sie betrafen insbesondere: 1. die Erscheinungen vor, während und nach der Konjunktion, also das Verschwinden der Mondsichel gegen Ende des natürlichen Monats, die kürzere oder längere Dauer der Unsichtbarkeit, eine eventuelle Sonnenfinsternis, die Neulichtsichel (= Signal des Monatsbeginns), den aschfarbenen Schein der dunklen Mondscheibe mit lichter oberer Umgrenzung; 2. die Erscheinungen vor, während und nach der Opposition, nämlich die verschiedenen Stellungen des Vollmondes zur Sonne vom 12.—16. Tag des Monats und die Mondfinsternisse; 3. die Stellung des Mondes, insbesondere der beiden Hörner des Mondes zu den Planeten und bedeutenderen Fixsternen, insbesondere auch die Sternbedeckungen; 4. die Höfe und mannigfachen Haloerscheinungen um Mond und Sonne.

II. Die Planetenomina erstrecken sich: 1. auf ihre Haupterscheinungen: den heliakischen Aufgang (in der Morgenfrühe), die Stillstände, die Rückläufigkeit, die Schleifenbildung, die Opposition (bei Mars, Jupiter und Saturn), den heliakischen Untergang, die Erscheinungen des Merkur und der Venus als Morgen- und Abendstern; 2. ihre jeweilige Stellung über dem Horizont, Zunahme und Abnahme des Glanzes und der Größe, sowie ihre Färbung; 3. das Zusammentreffen eines Planeten mit einem andern oder dem Monde oder bestimmten Fixsternen und auf die diametrale Stellung zu einem andern Gestirn; 4. ihre Stellung innerhalb eines Mondhalos und ihre Sichtbarkeit (oder Unsichtbarkeit) bei Mond- und Sonnen-

---

[1] Siehe auch die diesbezüglichen treffenden Bemerkungen Jastrows, Die Religion Babyloniens und Assyriens II, 419 ff.

finsternissen. Der Saturn hatte außerdem noch die besondere Aufgabe, als nächtlicher Vertreter der Sonne zu fungieren.

III. Abgesehen von ihren Beziehungen zum Mond und Planeten kamen auch die Fixsternbilder für sich in Betracht und zwar: 1. ihr heliakisches Erscheinen und Verschwinden; 2. die diametrale Stellung zweier Gestirne (unmittelbar über dem Horizont); 3. die Verhüllung, Trübung und Färbung durch atmosphärische Dünste sowie die Höfe um einzelne sehr helle Fixsterne.

IV. Eine Reihe von Omina bezeugen auch die sorgfältige Beobachtung der Meteorerscheinungen; diese betraf: 1. die Zeit des Eintritts; 2. die Gestalt und Größe; 3. die Bewegungsrichtung; 4. die Form und Bewegung des Schweifes, eventuell auch das Nachleuchten des letzteren; 5. die Anzahl der in einer Nacht beobachteten Meteore. — Große Aufmerksamkeit schenkte man insbesondere den Meteoren größter Art (Feuerkugeln), die bald mit eigentümlichem Geräusch niedergehen, bald in der Luft explodierend mannigfache Licht- und Rauchgebilde erzeugen und sich zuweilen noch deutlicher durch einen Hagel glühender Steine kundgeben. Auf derartige Erscheinungen beziehen sich zweifellos die sogenannten ‚Sternverwandlungen'.

Von nicht geringerer Bedeutung als die astralen Vorgänge waren für die Deutung der Zukunft die meteorologischen Erscheinungen, die man übrigens nach Möglichkeit mit den ersteren in Verbindung brachte.

I. Die Himmelsbedeckungen. Ihre Deutungsfähigkeit wurde dadurch erreicht, daß man folgende Umstände berücksichtigte: 1. den Monat, eventuell auch den Tag, besonders die betreffende (1., 2. oder 3.) Nachtwache; 2. die Himmelsgegend, in der die Trübung begann, oder die Richtung ihres Verlaufs; 3. die weiße, gelbe, rote, buntfarbige oder dunkle Farbe der Wolken.

II. Die Kränze (sog. Höfe) um den Mond (bzw. Sonne

und Venus). Die Omina waren verschieden, je nachdem der Kranz vollständig oder durchbrochen; 2. vorzugsweise weiß, dunkel (violett), gelb oder rot; 3. ein- oder mehrfach erschien.

III. Die Haloerscheinungen um Mond und Sonne. Diese Art von Vorzeichen ließ mancherlei bedeutungsvolle Kombinationen zu, je nachdem: 1. entweder nur einer oder zwei Halos (von je 22° u. 46° Radius) erschien; 2. eine (einer) oder mehrere — bis zu sieben! — Nebensonnen (Nebenmonde), einer oder mehrere Berührungsbögen und zwar bald rechts, bald links, bald oben, bald unten oder seitlich, bald mit, bald ohne Halo auftraten; 3. der Halo selbst unversehrt oder an einer Stelle durchbrochen war; 4. weiß oder farbig erschien; 5. dieser oder jener Planet oder Fixstern oder zwei bedeutende Gestirne gleichzeitig innerhalb des geschlossenen oder offenen Halo standen. Außerdem treten noch andere spezielle Haloerscheinungen in den Texten auf.

IV. Wetterstürme verschiedener Art (leichte und schwere Gewitter, Orkane, Zyklone [Tornados]). Bei diesen prüfte man: 1. Die Form und Farbe der Wolken; 2. den Ausgangspunkt und die Himmelsrichtung; 3. die Art, Richtung und Anzahl der Blitze, die verschiedenartigen Laute des Wettergottes Adad, die man durch Vergleich mit Tierstimmen (dem Gebrüll des Löwen, dem Wiehern des Pferdes, dem Gebell des Hundes usw.) kennzeichnete; 5. das zeitliche Zusammentreffen des Donners (dem Machtwort Adads) mit dem Aufgang der Sonne oder gewisser hervorragender Gestirne; 6. den Niedergang von Schnee, Hagel, „Blutregen“ usw.; 7. die Ausdehnung, Himmelsrichtung und vorherrschende (gelbgrüne, rote, blau-violette) Farbe der Regenbogen; 8. das gleichzeitige Auftreten von Erdbeben und dessen Folgen (Flutwellen, mineralischen Eruptionen von Bergteer usw.). Natürlich kamen hier wie überall auch die Angabe der Monate (zuweilen auch des Tages oder der betreffenden Nachtwache) als nähere Bestimmung hinzu.

Aus dieser Fülle von Naturbeobachtungen [1], wie sie in den astrologischen Texten auftreten, ersieht man, daß man alles in Rechnung zog, dessen man irgendwie habhaft werden konnte. Es kann daher nicht zweifelhaft sein, daß wenn irgendwo, so hier das Prinzip hervortreten muß, auf dem die sogenannten Entsprechungen des Himmlischen und Irdischen beruhen. Welche von den oben S. 98 f. erwogenen Möglichkeiten wird durch die astrologischen Tafeln zur Tatsache erhoben? Sehen wir uns zur Entscheidung dieser Frage die Texte an, in welchen möglicherweise Länder, Provinzen, Städte, Berge, Seen und Flüsse auftreten.

In dem ältesten auf uns gekommenen astrologischen Werk, der aus etwa 70 teilweise noch erhaltenen Tafeln bestehenden Series ‚Enuma Anu [il] Bêl', werden vorzugsweise die vier Länder Akkad, Elam, Subartu und Amurru genannt, die zur Zeit Sargons die vier Großstaaten (kibrat irbitti) bildeten [2]. In mehreren Texten der gleichen Sammlung werden außerdem noch mehrere andere Länder bzw. Völker: Dilmun, Anšan, Ur und besonders Gu-ti-um erwähnt. Von einer Anwendung der Omina auf einzelne Provinzen und Städte der genannten Gebiete ist aber nirgends die Rede. Allerdings werden die Königreiche in mehreren Texten mit bestimmten Himmelsgegenden in Verbindung gebracht. Dies beruht aber in keiner Weise auf der Überzeugung, daß die irdischen Vorgänge ein Spiegelbild des Himmels sind. Denn selbst angenommen, man hätte hier stets die wirkliche geographische Lage der fraglichen Länder berücksichtigt, so brauchte man darin nur eine sich von selbst aufdrängende symbolische Ent-

[1] Eingehend handelt hierüber m. Sternkunde II, S. 10—128.

[2] Daraus folgt aber durchaus nicht, daß die Series Enuma Anu [il] Bêl in der uns vorliegenden Redaktion auf Sargons Zeit, also auf das 3. Jahrtausend zurückgeht. Es ist vielmehr zweifellos, daß dieselbe viel jünger ist. Das ergibt sich insbesondere aus der Zeit der heliakischen Aufgänge einer Reihe von Ekliptiksternbildern.

sprechung zu sehen. Die Texte zeigen aber obendrein, daß nicht einmal jene Voraussetzung zutrifft, daß vielmehr die Entsprechungen der himmlischen und irdischen Örter vielfach auf willkürlichen Festsetzungen beruhen.

Eine naturgemäße Entsprechung findet sich in den Texten Virolleaud, Adad XX, 10 ff., XXII, 1 ff. und Ištār XXVI, 22 ff.

XX, 10 ff.:

Blitzt	es	nachts	im	Süden,	so	überschwemmt	Adad	(das	Land	Akkad)
„	„	„	„	Norden,	„	„	„	„	„	Gutium[1]
„	„	„	„	Osten,	„	„	„	„	„	Elam
„	„	„	„	Westen,	„	„	„	„	„	[Amurru].

XXII, 1 ff.

Donnert	Adad	in	einem	südlichen	Gewölk,	(so	gilt	das)	dem	Land	Akkad
„	„	„	„	nördlichen	„	„	„	„	„	„	Subartu[1]
„	„	„	„	östlichen	„	„	„	„	„	„	Elam
„	„	„	„	westlichen	„	„	„	„	„	„	Amurru.

Dagegen erscheint in den Texten Virolleaud Sin, XXVI, 5 ff., XXXIII, 1 ff. eine ganz andere Ordnung. So wird in XXVI, 5 ff. eine in der 1. Nachtwache des XIV. Nisan stattfindende atmosphärische Verfinsterung des Himmels als Vorzeichen von schwerer Erkrankung und Tod des Königs und einer Hungersnot in seinem Land in der Weise gedeutet, daß der Beginn der Verfinsterung

im	Westen	sich	auf	den	König	von	Amurru	und	sein	Land
im	Norden	„	„	„	„	„	Akkad	„	„	„
im	Osten	„	„	„	„	„	Subartu	„	„	„
im	Süden	„	„	„	„	„	Elam	„	„	„

bezieht. Die gleichen Deutungen treten uns in Sin XXXIII, 1 ff. entgegen. Wir lernen aber hier zugleich aus andern Angaben, daß es sich um eine willkürliche Kombination handelt. Die Tafel behandelt die atmosphärischen Verfinsterungen

[1] Daß in Adad XX, 11 mât Gutī, dagegen in XXII, 2 mât Subartu der Nordgegend des Himmels entspricht, kann nicht befremden; denn beide Länder gehören zusammen, wie sich aus dem Text Viroll. Sin XXV, 115 („*šar Amurri u Gu-ti-i limutta immarū* = der König von Amurru und (der von) Gutium werden Böses sehen) ergibt.

(Bedeckungen) für jeden einzelnen Monat unter Berücksichtigung gewisser Tage, der Himmelsgegend und der Nachtwache, wo die Verfinsterung begann und aufhörte.

So heißt es z. B. Z. 35 ff.: „Falls im Monat Ulūlu, den 14. Tag, eine Verfinsterung stattfand und im Norden hervorkam, im Süd-Osten aufhörte, während der 1. (Nacht)wache begann, während der mittleren Nachtwache aufhörte . . . dem König von Akkad wird eine Entscheidung gegeben.“ Dagegen Z. 72: „Falls im Monat Šabāṭu, den 14. Tag, eine Verfinsterung stattfand und im Norden hervorkam, im Westen aufhörte, in der mittleren Wache begann, in der Morgenwache aufhörte . . . dem König von Amurrū wird eine Entscheidung gegeben.“

Obschon also beide Male die Finsternis von Norden ausging, bewirkten doch die anderen Umstände eine ganz verschiedene Deutung. Daß dabei aber nicht etwa die Richtung, nach welcher die Finsternis verlief, sondern die Zeit das entscheidende Moment war, zeigt klar der Inhalt der beiden folgenden Stellen der gleichen Tafel:

		Ort:		Nachtzeit:		
	Monat	Anfang	Ende	Anfang	Ende	Entscheidung
Z. 10	Sivānu	Osten	Westen	2. Wache	3. Wache	f. d. König v. Dilmun
Z. 63	Tebiṭu	Osten	Westen	1. „	2. „	„ „ „ „ Anšan und Subartu

Dabei ist auch noch zu beachten, daß die Entscheidungen in beiden Fällen ganz gleichartig sind; denn im ersten Fall wird der König von Dilmun bei einem Aufruhr getötet und ein Usurpator reißt den Thron an sich, im zweiten Fall wird der Thron von Anšan und Subartu gestürzt.

Zum Überfluß sei auch noch auf den Text Virolleaud, Adad XXXIII, 13 ff. hingewiesen, wo die vier Hauptländer wiederum in anderer Weise mit den einzelnen Himmelsgegenden verbunden werden, in welchen ein Wetterphänomen (hier wohl eine Windhose[1]) auftritt. Hier bedeutet

Süden	= Akkad.	Osten	= Subartu.
Norden	= Elam.	Westen	= Amurru.

[1] *umu id šūti (iltāni, šadī, amurri) u-pa-a i-ta-rim* — ein Sturm umgab auf der Süd- (Nord-, Ost-, West-) Seite eine Wolke.

Diese Ordnung steht teils im Einklang, teils im Widerspruch mit jeder der beiden obigen (wiederum unter sich verschiedenen) Ordnungen.

Und nun noch etwas Merkwürdiges. In den astrologischen Texten aus der spätassyrischen Zeit treten die Namen der vier Großstaaten der Sargonszeit auf, obschon damals weder ein Subartu [1] noch ein Amurru existierte. Nicht minder auffallend ist die Art der Verbindung dieser Länder mit den vier Himmelsgegenden, wie sie bei der Beschreibung der Mondfinsternisse hervortritt. Man teilte die Mondscheibe in Quadranten, die in folgender Weise den vier Ländern entsprechen sollten:

Osten	=	linke	Seite	=	Elam.
Westen	=	rechte	„	=	Akkad.
Norden	=	obere	„	=	Amurru.
Süden	=	untere	„	=	Subartu.

Eine Verfinsterung des süd-westlichen Teiles war demgemäß im allgemeinen unheilbringend für Subartu und Akkad; eine totale Mondfinsternis (*atal mātāti* = ‚Verfinsterung der Länder') verhängnisvoll für alle Länder insgesamt. Diese ‚Entsprechungen' sind wieder andere als die, welche in der Serie ‚Enuma Anu [il]Bēl' auftreten.

Und nun prüfe man einmal die Gültigkeit der WINCKLERschen Formel ‚Himmelsbild = Weltbild' an dem folgenden Gesamtergebnis unserer bisherigen Untersuchung:

	(1) Adad XX; XXII Ištar XXVI	(2) Sin XXVI	(3) Sin XXXIII	(4) Adad XXXIII	(5) Texte aus assyr. Zeit
Süden	Akkad	Elam	Elam [Dupliaš]	Akkad	Subartu
Norden	Subartu (Gutium)	Akkad	Akkad [Amurru]	Elam	Amurru
Osten	Elam	Subartu	Subartu [Dilmun] und Anšan	Subartu	Elam
Westen	Amurru	Amurru	Amurru [Gutium]	Amurru	Akkad

[1] Die Astrologen waren daher genötigt, ihre eigenen Angaben noch besonders zu erklären; so heißt es bei THOMPSON, Reports Nr. 62: *a-ni-nu Subartu* [ki] = ‚wir (d. h. die Assyrer) sind Subartu'.

Die Gegensätze, die zwischen diesen sämtlichen fünf Ordnungen bestehen, zeigen klar, daß die Babylonier nicht im Entferntesten daran dachten, zwischen Himmel und Erde eine lokale Harmonie anzunehmen. Die babylonischen Festsetzungen (1) berücksichtigen allerdings einigermaßen die wirkliche Lage der einzelnen Länder, aber die Ordnungen (2) bis (5) gründen sich z. T. auf ein zufälliges Zusammentreffen von himmlischen Phänomenen und irdischen Ereignissen, z. T. auch auf ganz willkürliche Annahmen.

Wir haben schon an der Tafel Virolleaud, Sin XXXIII gezeigt, daß in den älteren Texten die Zeit des himmlischen Phänomens vor allem in Betracht kam. Dies wird durch eine Reihe anderer Texte bestätigt.

Das Neulicht des Mondes (das erstmalige Erscheinen der Sichel nach der Konjunktion) sollte an sich den Anfang des Monats bestimmen. Das babylonische Kalenderschema stand aber oft genug im Widerspruch mit dem wirklichen Mondlauf, indem die Berechnung bald eine Verfrühung, bald eine Verspätung um 1—2 Tage ergab. Weit entfernt aber, von dieser Dissonanz Veranlassung zu nehmen, die Mondbewegung durch sorgfältige Positionsbestimmungen zu studieren und so allmählich ihren Kalender zu berichtigen, haben die Astrologen diesen letzteren als das einzig Richtige angesehen und die davon abweichende Naturerscheinung als etwas Anormales und daher irgendwie Unglückverheißendes angesehen. Auf diesen astrologischen Mißbrauch des Kalenders spielt zweifellos der Prophet Isaias c. 47, 13 an.

Erschien der Mond am 30. Tag des Kalenders, so bedeutete das: Unglück für Akkad, erschien er aber am 1. Tag, so war dies für Akkad glückverheißend, schlimm dagegen für Elam und Amurru. Erschien die Sichel wie am 1. Tag

	am 27.,	so	bedeutete	dies	Unheil	für	Elam
	„ 28.,	„	„	„	„	„	Amurru
	„ 29.,	„	„	„	„	„	Gu-ti-um
mit einem ‚Hof‘	„ 29.,	„	„	„	„	„	Amurru.

Die Willkürlichkeit dieser Omina bedarf wohl keines Kommentars. Ähnlich wurde die gleichzeitige Sichtbarkeit von Mond und Sonne am Horizont zur Vollmondzeit gedeutet. Der ‚richtige', also für Akkad glückverheißende Tag war der 14. Dieser war aber schlimm für Elam. Umgekehrt war der 13. und 15. Tag bös für Akkad, gut für je eines der andern Länder (vgl. den Text Viroll., Sin III, 108 ff.). Bei den Finsternis-Omina kam es hauptsächlich darauf an, in welcher der drei Nachtwachen die Verdunklung eintrat. So deutet im Adar die erste oder Abend-Wache (bararītu) für Akkad, die zweite oder mittlere (ḳablītu) für Gu-ti-um, die dritte oder Morgen-Wache (šadurru) für Elam auf künftiges Unheil (vgl. den Text Viroll., Sin XXV, Z. 116 ff.)

Ganz besonders wurde das Schicksal der einzelnen Länder mit den Planeten-Erscheinungen in Verbindung gebracht. Die fünf Wandelsterne waren ja überhaupt als Schicksalsverkündiger besonders in der spät-assyrischen Zeit von größter Bedeutung. Dafür lassen sich drei Gründe namhaft machen. Erstens waren sie — wie Mond und Sonne — jedenfalls schon vor dem Aufkommen einer systematischen Astrologie mit bestimmten Gottheiten verknüpft; zweitens boten sie durch ihre wechselreichen Bewegungen und Konstellationen der astrologischen Kombinatorik das ergiebigste Feld; drittens endlich erschien den alten Astrologen der Ort und die Zeit ihrer Erscheinungen ebenso unberechenbar wie die Geschicke des Menschenlebens [1].

[1] Der zuletzt angeführte Grund wird vielleicht etwas überraschen. Hat man sich doch vielfach daran gewöhnt, eine Astrologie ohne Astronomie für ein Unding zu halten. Das ist auch ganz richtig, wenn man jene Astrologie im Auge hat, wie sie sich in den letzten Jahrhunderten vor Christus auszubilden begann. Denn diese Astrologie suchte aus gegenwärtigen Himmelserscheinungen nicht nur die künftigen irdischen Geschicke, sondern auch künftige Positionen, Erscheinungen und Konstellationen zu erschließen. Die erstere Voraussagung beruhte natürlich ebensosehr auf Aberglaube wie die Deutungen der älteren

Die Beziehung der Planeten zu bestimmten Ländern tritt besonders klar bei Jupiter und Mars hervor. Jupiter ist der Stern von Akkad bzw. seines Königs, Mars dagegen der Stern von Amurru (und Elam). Mattes Licht bzw. Abnahme der Größe bedeutet Unglück, zunehmender Glanz dagegen steigende Wohlfahrt des zugehörigen Landes und das Gegenteil für das andere Land, bzw. den König desselben. Entsprechend bedeutet die Annäherung des Mars an Jupiter Bedrohung Akkads und seines Königs durch die Kriegsmacht Amurrus. Ebenso

---

Astrologen; die letztere dagegen hatte eine entschieden wissenschaftliche Basis. Die ältere babylonische und spät-assyrische Astrologie operierte nur mit einer gewissen Summe kosmographischer Kenntnisse. Dieselben beziehen sich auf die Sternbilder und die beiläufige Jahreszeit ihres heliakischen Auf- (und Unter-) gangs; die Bewegungen der Wandelsterne, doch ohne daß man die mittleren Umlaufszeiten und wechselnde Geschwindigkeit von Mond, Sonne, Merkur, Mars, Jupiter und Saturn bestimmt hätte; die Tatsache, daß 8 Sonnenjahre ungefähr = 5 synodische Venusumläufe sind, die wechselnde Größe der Mond- und Sonnenfinsternisse, doch ohne Kenntnis der ihnen zu Grunde liegenden Periode; endlich all' die andern S. 102 ff. erwähnten astralen und meteorologischen Phänomene, die sich dem aufmerksamen Beschauer von selbst darbieten. Wir dürfen diese umfassende Himmelsbeobachtung nicht verachten; denn sie war die notwendige Vorstufe für die systematischen Messungen der letzten Jahrhunderte vor Christus. Auch waren einzelne babylonische Beobachtungen von Mondfinsternissen (aus den Jahren 721, 720, 621 v. Chr.) der späteren Astronomie höchst willkommen. In der beiläufig richtigen Erkenntnis des Verhältnisses von Sonnen- und Venusumlauf dürfen wir sogar — wenn auch nur bescheidene — Anfänge einer wissenschaftlichen (d. h. mit Maß und Zahl operierenden) Sternkunde erblicken. Aber gegen die Annahme, daß man schon im 9. Jahrhundert, ja sogar im 3. Jahrtausend die Perioden der Planeten, das Verhältnis von Sonnen- und Mondlauf und die ‚Präzession' der Äquinoktien gekannt habe, erheben die astrologischen und astronomischen Dokumente der letzten 8 Jahrhunderte v. Chr. lauten Protest. Auch ist die Hoffnung, daß vielleicht neue Ausgrabungen ganz ungeahnte Zeugnisse einer älteren wissenschaftlichen Astronomie zutage fördern könnten, im Hinblick auf den Stand der spätern Sternkunde, die zweifellos das Beste der früheren aufgenommen und verwertet hat, völlig ausgeschlossen. Auf diesem Gebiete geht es nicht an — ich wiederhole es —, mit etwa gänzlich verschollenen Errungenschaften zu rechnen.

verständlich sind die Auslegungen: Jupiter im Mondhalo = Belagerung des Königs von Akkad und offene Stelle (Tor) des Halo = die Belagerung ist nicht gefährlich. Ganz im Einklang damit ist das Erscheinen des Mars in einem Halo ein schlimmes Vorzeichen für Amurru (und Elam)[1]. Während aber so die beiden Planeten Jupiter und Mars je ein Land vertraten — gleichviel, welche Stellung sie inne hatten —, war der Venusplanet bald für dieses, bald für jenes Land Glück oder Unglück verheißend, je nachdem er in diesem oder jenem Bereich der Ekliptik sichtbar oder in dem einen oder in dem andern Monat unsichtbar war. So bedeutet nach Viroll. Text Ištar IV, 1 ff. das Aufleuchten der Venus als Abend- oder Morgenstern

im Wege des Ea: Glück für Amurru;
„ „ „ Anu: „ „ Elam;
„ „ „ Bel: „ „ Akkad.

Wenn wir nun auch nicht genau die Grenzen diese drei Himmelsbezirke kennen (die Angaben widersprechen sich), so ist doch sicher ‚der Weg des Ea' im Süden der Ekliptik zu suchen. Wie paßt aber Amurru zum Süden?

Da indes die Planetenkonjunktionen nur sehr selten stattfinden, so bestimmte man noch einzelne Ekliptiksternbilder, welche die fernen oder unsichtbar gewordenen Planeten vertreten konnten. So übernahm die Jungfrau die Rolle der Venus, das Speergestirn (wahrscheinlich η in den Plejaden und Aldebaran im Stier) die des Mars.

[1] Die Erscheinungen des Planeten Saturn wurden in wesentlich anderer Weise gedeutet. Am häufigsten erscheint er als Vertreter der Sonne (vgl. Sternkunde II, 104 ff.). Seine politischen Bedeutungen in den Ominatexten scheinen einander zu widersprechen. Nach Thompson, Reports Text 176 Rs 6 f.: ist er der „Stern des Königs"; nach Text 107 Rs 7: Stern von Akkad (?), nach Text 167 Rs 9: der „Stern von Amurru", während nach Rs 7 der gleichen Tafel Mars der „Stern von Subartu" sein soll. Da liegt indes allem Anschein nach eine Verwechslung vor; denn der Mars ist sonst immer der Stern von Amurru.

Gleich dem Mars wird auch das Sternbild KU.MAL (= DIL.GAN) (jedenfalls zum Teil identisch mit unserem Widder) als Gestirn von Amurru bezeichnet. Dementsprechend deutet das Erscheinen der Venus im DIL.GAN-Gestirn auf das Gedeihen der Ernte in Amurru (Viroll. Ištar IV, 14 und das Erscheinen des Merkur (als Abendstern) im KU.MAL auf die Niederwerfung des Königs von Amurru (hier speziell *mât Miṣir* = Ägypten)[1].

Das eben erwähnte Sternbild ist indes das einzige, welches in den uns vorliegenden Ominatexten ausdrücklich nach einem bestimmten Lande zubenannt wird. Angesichts der großen Zahl jener Texte wäre diese vereinzelte Erscheinung kaum begreiflich, falls man auch die andern Sternbilder mit bestimmten Ländern entsprechend ihrer geographischen Lage in Verbindung gebracht hätte. Gegen diese Annahme spricht auch die Tatsache, daß die Konstellationen von Planeten mit Ekliptikgestirnen vielfach gar keine politisch-geographische Deutung erfahren — und daß in mehreren Fällen, wo Sternbildern politische Rollen zugeschrieben werden, dieselben ganz unbestimmt oder zweideutig sind, oder im Widerspruch mit andern Omina stehen. Hier nur einige Belege. Befindet sich AL.LUL (etwa unser Sternbild des Krebses) innerhalb eines Mondhalos, so deutet dies auf ein langes Leben des Königs von Akkad, und erglänzt das Venusgestirn im AL.LUL, so ist das gleichfalls ein Zeichen des Heils für Akkad (vgl. Viroll. Ištar Text XXX, 18 und Thompson, Reports Text

[1] Thompson, Reports Text 44. Aus diesem Text geht hervor, daß in spätassyr. Zeit Merkur (GUD.UD) als Repräsentant von Subartu (= Assyrien) war; siehe oben S. 108. Der „König, mein Herr“ ist hier gewiß nicht der „König von Akkad“, der vorher erwähnt wird (vgl. auch Thompson, l. c. XLI). Hier wird Amurru als ein Land im Süd-Westen (Ägypten) aufgefaßt, während nach dem Mondschema aus assyr. Zeit (vgl. oben S. 108) Amurru durch die Nordseite der Mondscheibe repräsentiert wird. Auch diese Dissonanz zeigt deutlich, wie willkürlich man verfuhr.

207, 4 ff. und 207 B, Rs 6 ff.). Hiernach sollte man erwarten, daß das Erscheinen des Mars (des Akkad feindlichen Planeten) im gleichen Sternbild eine Invasion Akkads von seiten Amurrus bedeute; nach Viroll. Ištar XXX, 19 aber verkündet es Unheil für Elam. — Ferner ist a. a. O., Z. 20 das Auftreten des Ninib-Gestirns in Verbindung mit dem Stier (= GÙ . AN . NA = MIR . AN . NA) für Akkad und Elam zugleich ein schlimmes Omen, während doch sonst beide Länder in feindlichem Gegensatz stehen. — Nach Thompson, Rep. Text 203, 4 ff. verheißt die Stellung des SIB . ZI . AN . NA (wahrscheinlich β, ζ Tauri und ε und γ Geminorum) in einem Mondhalo: Heil dem König von Subartu und seinem Land. Nach dem Obigen sollte man daher erwarten, daß das Aufglänzen des Venusgestirns in jenem Sternbild ein dem Lande Subartu günstiges Omen sei. Thompson, l. c. Text 86, Rs 3 dagegen bietet die ganz allgemeine Deutung: „ein Land bekämpft das andere, der Bruder den Bruder; Niedermetzelung von Leuten und Vieh.“

Wir sahen oben, daß das Sternbild DIL . GAN (alias KU . MAL) „Sternbild von Amurru“ ist. Schon das ist merkwürdig, weil im Widerspruch mit anderen astrologischen Ansätzen. DIL . GAN (KU . MAL) geht, wie wir aus mehreren Tafeln wissen, im Monat Nisan heliakisch auf und deckt sich wenigstens zum Teil mit unserem ‚Widder‘. Und dieses Frühlingssternbild ist der Repräsentant eines Landes, das in wenigstens fünf Tafeln mit dem Westen und in dem assyr. Schema der Mondfinsternisse[1] mit dem Norden in Verbindung gebracht wird! Noch merkwürdiger aber ist, daß sich (nach Viroll., Ištar Text XXVI) in dem erwähnten Frühlingssternbild das Geschick nicht nur von Amurru (Westen), sondern auch von Akkad (Süden), Elam (Osten) und Subartu (Norden) und zwar in einem und demselben Monat (Nisan) offenbart, je

[1] Vgl. oben S. 108.

nachdem der westliche, südliche, östliche oder nördliche Teil des heliakisch aufgegangenen Sternbildes unsichtbar[1] ist. Diesem Omen liegt wohl die Idee zu Grunde, daß im Nisan die gesamten Geschicke des neuen Jahres entschieden werden.

Wir sind jetzt auf Grund einer hinreichend eingehenden Würdigung der uns vorliegenden astrologischen Texte zu folgendem Urteil berechtigt: 1. Die Astrologie der älteren Zeit (bis etwa zur Mitte des VII. Jahrhunderts herab) stützt ihre Schlußfolgerungen vor allem auf den besonderen natürlichen und mythologischen Charakter der Himmelserscheinungen, wobei als eine Hauptnorm galt: Licht = Heil, Verdunklung = Unheil. 2. Als wichtigster Umstand galt bei weitaus den meisten Erscheinungen die Zeit (der Monat, der Tag und die drei Nachtwachen). Die betreffenden Festsetzungen beruhten — soweit bestimmte Länder in Frage kommen — zweifellos zum größten Teil nicht auf früher einmal wahrgenommenen zufälligen Übereinstimmungen, sondern auf willkürlicher Festsetzung. Diese wurde aber — so viel man sieht — konstant eingehalten. 3. Zwar fehlt natürlich auch die örtliche Orientierung nicht; aber dieselbe war sehr mangelhaft und ihre astrologische Verwertung läßt in keiner Weise eine Harmonie zwischen himmlischer und irdischer Topographie erkennen; im Gegenteil tritt insbesondere in der vielfachen Vertauschung der astrologischen Himmelsgegenden der einzelnen Länder der denkbar größte Kontrast zutage. Die sogenannten Entsprechungen der Sternbilder fehlen entweder ganz oder beruhen auf irgend einer zufälligen Tatsache bzw. willkürlicher Wahl und leiden an Zwei- und Vieldeutigkeit. Von einer Einteilung der größeren Sterngebiete in Provinzen, Gaue und Städte wissen die Texte erst recht nichts. Beweis hierfür ist die verschwindend kleine

[1] Durch Wolken oder atmosphärische Dünste; anders kann das Omen nicht verstanden werden.

Zahl von Sternen mit geographischen Ortsnamen und die gänzliche Außerachtlassung der kleineren Länderbezirke und der Städte in den astrologischen Omina.

Vorstehende Ergebnisse schließen indes keineswegs aus, daß die babylonischen Astrologen der Spätzeit die damals bekannten Länder mit den zwölf Tierkreiszeichen in ähnlicher Weise in Verbindung gebracht haben, wie es in griechischer Zeit geschah [1]. Ansätze dazu bietet ja schon — wie oben gezeigt — die babylonisch-assyrische Astrologie des VII. Jahrh. v. Chr. Außerdem scheint es mir, daß die astronomischen Ephemeriden der Arsacidenzeit, welche den künftigen Eintritt der fünf Planeten in je eines der zwölf Zeichen der Ekliptik angeben, kaum einem andern Zweck als der Vorausbestimmung des Geschickes der einzelnen Länder gedient haben [2]). Eine derartige sogenannte astrologische Geographie, welche die irdischen Länder unter die besondere Hut einzelner Tierkreiszeichen stellt, rechtfertigt noch lange nicht die Formel „Himmelsbild = Weltbild". Letztere hat erst recht keine Geltung für das VII. Jahrhundert v. Chr., wo jene astrologische Geographie noch in keiner Weise ausgebildet war. Und nun soll die ‚Formel' schon in altbabylonischer Zeit fix und fertig gewesen sein und ihren Siegeszug durch die Welt angetreten haben! Es ist doch wahrlich hohe Zeit, daß die panbabylonistischen Träume ernster historischer Arbeit Platz machen.

IV. Babel als wahre Heimat astronomischer Kenntnisse und astrologisch-mythologischer Vorstellungen der antiken Kulturvölker.

So sehr es unsere Pflicht ist, der Willkür des Panbabylonismus entgegenzutreten, so entschieden müssen wir auch

---

[1] Vgl. die Zusammenstellung bei BOUCHÉ-LECLERCQ, L'astrol. grecque p. 328 ff., bes. 332; KROLL, Neue Jahrb. f. kl. Alt., I. Abt. VII 574 und BOLL, Sphaera S. 295 ff.

[2] Siehe EPPING, Astron. aus Babyl., S. 153 ff. und m. Sternkunde I, S. 93 ff.

die Tatsachen hervorheben, die teils zweifellos, teils höchstwahrscheinlich eine Beeinflussung der antiken Welt durch die babylonische Kultur bezeugen.

Schon die höchst merkwürdige Erscheinung, daß — wie dies die El-Amarna-Tafeln beweisen — bereits im XV. Jahrhundert v. Chr. die babylonische Sprache und Schrift im wechselseitigen diplomatischen Verkehr verschiedener außerbabylonischer Länder des Orients benutzt wurde, läßt mit Bestimmtheit erwarten, daß dort auch schon frühe manche Errungenschaften babylonischen Geistes eingedrungen sind. Dabei bleibt es unentschieden, ob diese erstaunliche Verbreitung der Keilschrift-Sprache mehr auf einer ehedem alles überragenden Machtstellung Babels oder mehr auf dem imponierenden Reichtum seiner Literaturschätze beruht, ob sie durch ein siegreiches Vordringen von babylonisch redenden Völkerschaften oder auf dem Wege friedlichen Handelsverkehrs vermittelt ward. Uns genügt vorerst die Tatsache der Verbreitung. Auch die späteren Eroberungszüge der Assyrer, die längst bei den Babyloniern in die Schule gegangen waren, konnten für die Länder des Westens kaum ohne kulturelle Nachwirkung bleiben.

Mit diesen allgemeinen Erwägungen ist uns aber noch wenig gedient; wir wünschen bestimmte historisch beglaubigte Einzelheiten. Solche finden sich auch wirklich und zwar am klarsten auf dem Gebiete der Himmelskunde.

Zunächst einige längst bekannte Tatsachen. Wenn Josephus (Antiq. Jud. I, 8) mit andern versichert, daß die Astronomie ihren Weg nach Griechenland von Babel aus über Ägypten genommen, so ist er wenigstens teilweise im Recht.

Der alexandrinische Astronom Claudius Ptolemäus, der Verfasser des sogenannten Almagest, beruft sich 13 mal auf ältere babylonische Beobachtungen (von zehn Mondfinsternissen und drei Konjunktionen von Planeten mit Fixsternen) aus den Jahren 721—229 v. Chr. Auch seine Vorgänger, besonders

Hipparch schöpften aus derselben Quelle. Von den Babyloniern haben die Griechen jedenfalls im wesentlichen ihre Himmelstopographie, besonders die Ekliptiksternbilder [1], die Einteilung der Ekliptik in 12×30 Grade [2], die des Tages in

[1] EPPING und STRASSMAIER, Astronomisches aus Bab. 1889, S. 148 ff., 170 ff., wiesen in Texten der Arsacidenzeit zwölf Zodiakalgestirne nach, die dort ideographisch bezeichnet sind. Fast gleichzeitig untersuchte JENSEN, Kosmologie der Babylonier, 1890, S. 47 ff., die babyl. Sternbilder und insbesondere die der Ekliptik des VII. Jahrh. v. Chr. Die inzwischen erschienenen Resultate EPPINGS und STRASSMAIERS bestätigten in mehreren Punkten JENSENS Ergebnisse und ermöglichten diesem, noch einige der gebliebenen Lücken auszufüllen, Kosmol. S. 113 und S. 499; Gött. Gel. Anz. 1902, S. 370 f. Einzelne Fixsterngruppen wurden aber wohl schon lange vor dem VII. Jahrundert zu besondern Bildern vereinigt, die zum Teil aber größere Ausdehnung hatten als die gleichnamigen der späteren Zeit. (Vgl. m. Abhandl. Die Sternenfahrt des Gilgamesch, Stimmen aus Maria-Laach 1904, S. 432 ff. und 547 ff.) Der Versuch HOMMELS, Ausland 1891/92 und Aufsätze und Abhandlungen, S. 236 ff., 350 ff. und 434 ff., im Anschluß an EPPING-STRASSMAIER, l. c. S. 149 f. den Nachweis zu erbringen, daß die Grenzsteinbilder (vgl. Fig. IV ff.) nichts anderes als den Tierkreis darstellen, ist als gescheitert zu betrachten. Natürlich war es von vornherein wahrscheinlich, daß dort außer Mond, Sonne und Venus auch noch andere astrale Gottheiten dargestellt werden, da eben fast das ganze babylonische Pantheon astral ist; aber am Himmel gibt es nicht nur Zodiakalgestirne und nicht nur Fixsternbilder, sondern auch noch vier weitere Planeten. Außerdem war es vornherein zu erwarten, daß der mächtige Wettergott Adad auf Grenzsteinen einen Platz habe; denn er ist nicht nur der Beisitzer des obersten Richtergottes Schamasch, sondern weiß auch durch den Blitzstrahl den Frevel der Grenzsteinverrückung am wirksamsten zu strafen. Und in der Tat findet sich dort sein Symbol (Stier (Brüller) und darüber Blitzbündel). Immerhin muß anerkannt werden, daß HOMMELS Arbeiten trotz aller Verirrungen das Verständnis der Grenzsteinembleme recht gefördert haben. Manche Embleme konnten überhaupt erst auf Grund von Inschriften wie die von DE MORGAN, Délég. en Perse I p. 165 suiv. (1900) verstanden werden. Vgl. SCHEIL, Dél. en Perse II, p. 86 suiv.; BOLL, Sphaera (1903) S. 198 ff., bes. 208; FRANK, Bilder und Symbole, nebst einem Beitrag von ZIMMERN, Über die Göttersymbole des Nazimaruttaš-Kudurru (Leipz. Sem. Stud. II, 2 1906); HINKE, A new boundary stone of Nebuchadrezzar I. (Bab. Exped. D, IV, 1907).

[2] Siehe m. Mondrechnung S. 13 Col. B, S. 56 Col. C und oft.

12 (Doppel-) Stunden[1], die fortschreitende Sexagesimalteilung (Grad, Minute, Sekunde usw.) entlehnt; durch sie sind sie auch mit der Finsternisperiode, dem Saros (von etwa 18 jul. Jahren + 11 Tagen = 223 synodischen Monaten, (nahezu) = 239 anomalistischen und 242 drakonitischen Monaten) sowie der mittleren Geschwindigkeit des Mondes von 13° 10′ 35″ pro Tag bekannt geworden (Geminus, Ptolemäus; vgl. m. Babyl. Mondrechn. S. 4 ff.). Selbst ihre instrumentale Ausrüstung verdanken die Griechen wenigstens z. T. den „chaldäischen" Astronomen; dies bezeugt Herodot (II. 109) ausdrücklich von den *πόλος* (Sonnenuhr) und *γνώμων*[2].

Gehen wir nun zu neueren Ergebnissen über, die — soweit sie Babylonisches betreffen — sich lediglich auf keilinschriftliche Zeugnisse stützen.

1. Babylon, China und Indien. Es ist eine allbekannte Tatsache, daß die Dauer des längsten Lichttags abhängt von der Polhöhe des Ortes oder — was numerisch dasselbe ist — von dessen geographischer Breite. Je nördlicher der Ort, um so beträchtlicher auch sein längster Tag. Nun machte ich bereits vor 12 Jahren[3] die merkwürdige Entdeckung, daß der alte astronomische Kalender der Chinesen, der Vedakalender der Inder und drei große babylonische Keilinschriften in vollster Übereinstimmung als Maximum des Lichttages $14^h\ 24^m$ angeben. Für Indien paßt dies jedoch in keiner Weise und ebensowenig für die in Betracht kommenden Orte Chinas; dagegen entspricht es durchaus der geographischen Breite Babels (32 ½°), wie ich neuerdings[4] feststellen konnte. Das weist doch — wenn wir nicht ein

[1] HERODOT II. 109. Vgl. auch die gründliche Studie G. BILFINGERS, Die babyl. Doppelstunde (1888); EPPING, a. a. O. S. 183 Anm.; JENSEN, Kosmol. d. Bab. S. 67 f.; BOLL, Sphaera S. 314 ff.

[2] Vgl. hierzu IDELER, Handb. d. Chronol. I, 233 ff.

[3] Vgl. m. Babylonische Mondrechnung S. 80 ff.

[4] Sternkunde und Sterndienst in Babel I S. 174 f.

Spiel des blinden Zufalls bzw. menschlicher Willkür annehmen wollen — klar darauf hin, daß der Einfluß der babylonischen Astronomie bis nach China hinüber und bis ins Pandschab hinabgedrungen ist. Selbst einer der entschiedensten Gegner der Ansicht, daß die indische Astronomie von Babel stamme, nämlich der bekannte Indologe Thibaut, zeigte sich geneigt, mir zuzustimmen [1], zumal sich die von mir [2] festgestellte babylonische Gleichung:

391 synodische Jupiterumläufe
= 427 siderische Sonnenjahre

„genau so in einem der ältesten indischen Siddhántas — von dem wir nur fragmentarische Kenntnis haben — findet".

Man könnte nun freilich einwenden, das ergebe sich mit Naturnotwendigkeit. Doch ist dem keineswegs so, da jenes Verhältnis nur ein angenähertes ist und also nicht nur von der Beobachtungsweise, sondern auch im gewissen Sinne von der freien Wahl des Astronomen abhing. So haben beispielsweise Hipparch und Ptolemäus andere Näherungsbrüche gewählt.

2. Babylon, Rhodos und Alexandria. Wir haben soeben zwei Astronomen genannt, von denen ersterer im 2. Jahrh. v. Chr. auf Rhodos der Beobachtung und theoretischen Untersuchungen oblag, während letzterer in Alexandrien wirkte und als Verfasser des klassischen astronomischen Lehrbuchs *Μεγάλη Σύνταξις* (Almagest) beinahe anderthalb Jahrtausende hindurch ein unbestrittenes Ansehen genoß. Aber auch diese hervorragenden Männer haben allem Anschein nach nicht nur da, wo sie es eingestehen, reichlich aus babylonischer Quelle geschöpft, indem sie ihren Untersuchungen der Sonnen-, Mond- und Planetenbewegung babylonische Beobachtungen zu Grunde legten; denn auch die außerordentlich genauen Mondperioden,

[1] Laut briefl. Mitteil. von Allahabad, 10. I. 1901.

[2] Babyl. Mondrechnung 209; Sternkunde I, 161 ff.

die Ptolemäus dem Hipparch zuschreibt, erweisen sich mit ziemlicher Gewißheit als Produkt babylonischen Geistes. Schon vor 10 Jahren war ich in der Lage, aus den Zahlenkolumnen einiger großer Neumond- (bzw. Neulicht-) Tafeln des 2. Jahrh. v. Chr. folgende babylonische Werte abzuleiten[1]:

mittlerer	siderischer	Monat	$= 27^d$	7^h	43^m	14^s
„	synodischer	„	= 29	12	44	$3\frac{1}{3}$
„	anomalistischer	„	= 27	13	18	34,9
„	drakonitischer	„	= 27	5	5	35,8

251	synodische	Monate	= 269	anomalistische	Monate
5458	synodische	„	= 5923	drakonitische	„
(1783	synodische	„	= 3008	siderische	„)

Alle diese Größen finden sich nun ganz genau ebenso im Almagest lib. IV cp. 2, wo das Verdienst ihrer erstmaligen Feststellung ausdrücklich Hipparch zugeschrieben wird. Die Frage der Priorität oder — genauer gesprochen — der wirklichen Urheberschaft wurde bereits in m. Babyl. Mondr. S. 50 ff. erörtert und dahin entschieden, daß nicht Hipparch, sondern die Chaldäer die Urheber der verbesserten Mondperioden seien. Die damals geltend gemachten Gründe lassen sich durch weitere Erwägungen noch erheblich verstärken.

Zunächst hat man sich vor einer irrigen Vorstellung zu hüten. Die obigen Werte sind in den babylonischen Tafeln nicht etwa als einfache Beobachtungsergebnisse aufgeführt; sie sind vielmehr mit einer Reihe von andern Größen zu einem höchst sinnreichen Rechenmechanismus verbunden. So greifen in der Tafel S H. 272 die numerischen Elemente von nicht weniger als 18 Kolumnen wie Räder einer Maschine ineinander. Wie aus dem Fragment Sp. I. 162 ersichtlich ist, bestanden

[1] Babyl. Mondrechnung S. 21 ff., 24, 40, 46 [107 ff.]. Den Wert des siderischen und des synodischen Monats hatte schon vor mir Epping, Die babyl. Berechnung des Neumonds, Stimmen aus Maria-Laach, 1890, S. 225 ff. festgestellt.

andere Tafeln derselben Art sogar aus 21 Kolumnen [1]. Und wer war der Urheber dieses komplizierten Kunstwerkes? Die Unterschrift der Tafel S H. 272 hat uns seinen Namen aufbewahrt: *Ki-din-n(u)*. Während die gleichfalls unterzeichneten Schreiber der Tafel durch Beifügung des Namens ihrer Väter näher gekennzeichnet werden, steht *Kidinnu* ohne jeden Zusatz. Er ist eben der allen bekannte, berühmte Astronom. Selbst bei Griechen und Römern stand er im hohen Ansehen; denn der gefeierte Chaldäer *Κιδήνας (Κιδηνᾶς)* des Strabo, der Cidenas des Plinius, der *Κιδενᾶς* des Vettius Valens ist identisch mit unserem Kidinnu. Dies hat Direktor Prof. Schiaparelli — laut brieflichem Bericht — schon vor zwei Jahren vermutet; aber erst der jüngst erschienene interessante Aufsatz Prof. Cumonts „Comment les grecs connurent les tables lunaires de Chaldéens" (Florilegium Melchior de Vogüé p. 159 suiv.) lenkte meine Aufmerksamkeit auf Tatsachen, die, mit den keilinschriftlichen Angaben verglichen, die Identität außer allen Zweifel stellen.

Kidenas war nicht nur gleich *Kidinnu* als Erfinder und Berechner von Mondtafeln berühmt, sondern er wird auch ausdrücklich als Entdecker der in der Mondtafel S H. 272 des *Kidinnu* auftretenden Gleichung

251 synodische Monate = 269 [2] anomalistische Monate

bezeichnet. Von Interesse ist auch, daß der Astrolog Vettius Valens von Antiochien, der sich bezüglich der Sonne nach Hipparch, bezüglich des Mondes nach Sudines, Kidenas und Apollonius richtete, die Äquinoktien und Solstitien auf den 8. Grad der betreffenden Zeichen setzt — genau wie dies in den Mondtafeln des Kidinnu geschieht [3]. Bei Hipparch ist bekanntlich der Frühlingspunkt = 0° Arietis.

---

[1] Mondr. S. 50.

[2] 261 bei Cumont, S. 163 f., ist natürlich nur ein Druckfehler; im griech. Text steht richtig σξθ'.

[3] Vgl. m. Mondrechnung S. 95 ff., bes. 99.

Die Tatsache, daß auch im römischen Kalender die Äquinoktien und Solstitien auf den 8. Grad der Zeichen fielen, beruht gleicherweise auf babylonischem Einfluß [1].

3. Die astrale Manifestation der babylonischen Ischtar-Ṣarpanītu und der ägyptischen Isis.

In Sternkunde II, 85 ff. wurde der Nachweis erbracht, daß Ischtar-Ṣarpanītu sich nicht nur im Venusplaneten, sondern auch im Sirius und in der ährentragenden Jungfrau manifestiert [2]. Diese eigenartige Erscheinung ist der Mythologie der älteren Zeit fremd; wenigstens waren die Göttin des Venusplaneten und die des Sirius am Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. noch getrennte Persönlichkeiten [3]. Was den Anstoß zur Verschmelzung der drei Ischtaräte gegeben, und wann sie sich vollzogen hat, läßt sich zurzeit nicht bestimmen. Zweifellos war aber eine solche in der besondern Helligkeit der drei Gestirne begründet. Venus ist ja der hellste Planet, Sirius der hellste Fixstern, Spica der hellste Fixstern in unmittelbarer Nähe der Ekliptik. Dazu kam aber noch ein be-

[1] Vgl. Mondrechnung S. 104 ff. Man vergleiche auch BOLL, Sphaera S. 247 über die Lage des ‚Styx' im 8. Grad der Wage.

[2] Daß in den drei Gestirnen sich ein- und dieselbe Ischtar offenbare, haben zwar auch schon die Panbabylonisten behauptet und es würde mich daher nicht wundern, wenn sie die Priorität für sich oder einen der ihrigen beanspruchten. Wenn freilich ein zufälliges Erraten vor dem Forum der Wissenschaft dieselbe Geltung hätte wie eine strenge Beweisführung, so hätte man leicht gewonnenes Spiel. Das wäre überhaupt eine ebenso bequeme wie einträgliche Methode: man stellt ein Dutzend Thesen auf und wenn sich späterhin eine einzige davon zufällig bewährt, so legt man triumphierend die Hand darauf; die andern elf übergibt man — eventuell nach einigen Scheinmanövern — der Welle der gütigen Lethe. Die Geschichte der Assyriologie der letzten 20 Jahre bietet dafür manche Beispiele. Nun, diese Praxis haben ja schon die alten babylonischen und assyrischen Astrologen mit Meisterschaft gehandhabt, ohne etwas von ihrem Ansehen einzubüßen. „Das Fehlen — sagt KEPLER — vergißt man, weil es nichts besonderes ist; das Eintreffen behält man nach der Weiber Art; damit bleibt der Astrologus in Ehren."

[3] Sternkunde II, S. 136 f.

greifliches Interesse der Astrologie. Ihr eigentlichstes Gebiet war die Ekliptik (bzw. der Tierkreis); denn dort vollzogen sich durch die Bewegung der Planeten die verschiedensten Konstellationen. Dabei konnte aber der weit abliegende Sirius gar nicht in Betracht kommen. Außerdem war der Venusplanet nach seinem heliakischen Untergang als Morgenstern lange Zeit unsichtbar. Konnten aber beide (Sirius und Venus) durch ein entsprechend helles Gestirn (die Spica) vertreten werden, so wurden die astrologischen Kombinationen nur sehr selten unterbrochen. Eine derartige Vertretung läßt sich in der babylonischen Astrologie mehrfach nachweisen [1]. Doch

---

[1] Siehe oben S. 112. Die merkwürdigste und ganz einzigartige Vertretung ist die des Jupiters durch den Merkur. Letzterer ist an sich der Stern des Gottes Nabū; aber in einem besondern Fall, nämlich wenn er im Nisan also zu Anfang des Jahres erscheint, wird er als „Stern des Gottes Marduk" angesehen, ein Epitheton, das sonst nur dem Jupiter eigen ist. Im Stern des Sohnes (Nabū) manifestiert sich so per accidens der Vater (Marduk). Die Beweise hierfür bietet Sternkunde II, 77 ff. Mit einer Vertauschung der Planetennamen (vgl. oben S. 94 ff.) hat dieselbe gar nichts zu tun. Außerdem ist wohl zu beachten, daß Jupiter niemals „Stern des Nabū" ist. Durch meinen Nachweis, daß GUD . UD (Merkur) bei seinem Aufgang im Monat Nisan „Stern des Gottes Marduk" genannt wird, nähere ich mich also in keiner Weise der Vertauschungshypothese Hommels und Wincklers, wie Jeremias, Das Alter d. babyl. Astron.[2], S. 81 irrtümlich annimmt. Ebenso trügerisch ist Jeremias' Zuversicht l. c.: „Wenn Merkur in seiner Offenbarung als Neujahrs-Morgenstern Planet Marduks ist, so ist Marduk-Jupiter als Offenbarung der Gottheit im Frühlingspunkt [!] anerkannt und dann wird wohl für Nebo-Merkur nichts übrig bleiben, als daß er Offenbarung der Gottheit im Herbstpunkt ist." Gründe: 1) Es ist weder im Anthropos 1909, S. 497 noch in Sternkunde II, S. 77 ff. von dem Merkur als Neujahrs-Morgenstern die Rede; es geht vielmehr aus dem Text Thompson, Nr. 184 (Sternkunde II, S. 82), wo der Merkur als Mardukstern im Monat Nisan im Sternbild des Stieres steht, hervor, daß er damals Abendstern gewesen ist. 2) Es handelt sich gar nicht um die Stellung des Merkurs — der nebenbei bemerkt gar nicht im „Frühlingspunkt" stand —, sondern um die astrale Kundgebung Marduks zu Anfang des Jahres, wo er als summus deus die Schicksale des Jahres bestimmt. Da Jupiter, der eigentliche Mardukstern, nur selten gerade im Nisan erscheint, so tritt an dessen Stelle häufig der Nabūstern Merkur.

kehren wir nach dieser Begründung zur Tatsache selbst zurück, um auf ein merkwürdiges Analogon hinzuweisen.

Bei den Ägyptern wurde die Isis als Göttin des Sirius-Sterns (Sopdet, bei den Griechen Sothis) betrachtet. Wie Ischtar-Ṣarpanītu wird sie als Himmelsherrin, als Königin der Sterne aufgefaßt. Aber noch mehr! Wie Ischtar-Ṣarpanītu manifestiert sich Isis u. a. auch in dem Zodiakalbild der ‚Jungfrau', wie Boll, Sphaera, 5, 209 ff. klar gezeigt hat. Obendrein galt nach Plinius II, 37 Isis bei den Ägyptern wahrscheinlich auch als Göttin des Planeten Venus[1]. Wir haben also hier ein vollkommenes Analogon zur babylonischen Ischtar-Ṣarpanītu. Da kann man gewiß nicht von Zufall reden.

4. Die Planetennamen und die Sonderstellung der Venus bei den Babyloniern und Griechen.

Die echt griechischen Planetennamen sind seit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert (seit Platon) immer mehr durch neue Beziehungen verdrängt worden: *Ἀφροδίτης ἀστήρ* trat an Stelle von *Ἑωσφόρος (Φωσφόρος, Ἕσπερος)*, *Ἑρμοῦ ἀστήρ* an die von *Στίλβων* usw. Diese Wandlung beruht gewiß auf der Identifizierung der genannten griechischen Götter mit den alten assyrisch-babylonischen Planetengottheiten, die zugleich mit der babylonischen Astrologie und Astronomie im Westen bekannt wurden[2].

Von besonderem Interesse ist aber noch die Tatsache, daß bei Demokrit[3] der Venusplanet im Gegensatz zu den übrigen Planeten mit Sonne und Mond auf eine Stufe ge-

Damit steht im Einklang die mythologische Rolle Nabûs, der als „Schreiber von Esagil (Marduktempel in Babel)" im Namen seines Vaters Marduk die Schicksale des neuen Jahres mit seinem Schreibstift in die Schicksalstafeln eingräbt. (Sternkunde II, S. 83 f.) Nabû hatte also eine ähnliche Vollmacht, wie gegenwärtig (Mai 1910) der Kronprinz des Deutschen Reiches.

[1] Roscher, Lexik. d. Mythol. III, 2527.

[2] Vgl. Roscher, Lexik. der Mythologie III, 2525.

[3] Diels, Doxogr. p. 344, 16.

stellt wird (Roscher, l. c. 2520) — genau so, wie es schon auf den alten babylonischen Grenzsteinen geschieht (siehe oben S. 57 ff.). Diese Analogie beruht indes nicht notwendig auf Entlehnung. Letztere ist nur wahrscheinlich mit Rücksicht auf die übrigen Abhängigkeitsverhältnisse.

5. Höchstwahrscheinlich werden sich nach und nach noch weitere ähnliche Abhängigkeitsbeziehungen der antiken Kultur zur babylonischen herausstellen. So dürften die beiden 8- und 19 jährigen Schaltzyklen, die ich in den Keilinschriften des VI. bzw. IV.-I. Jahrhunderts nachgewiesen habe (vgl. oben S. 87), der attischen Kalenderordnung, wo der 19 jährige (metonische) Zyklus gleichfalls die Oktaëteris ablöste, als Vorlage gedient haben. Es ist indes wohl zu beachten, daß die erwähnten astronomischen oder astral-mythologischen Entlehnungen teils sicher in eine sehr späte Zeit fallen, teils kein höheres Alter als das V. Jahrhundert v. Chr. fordern. Dem Panbabylonismus Wincklers können aber derartige Feststellungen in keiner Weise als Stütze dienen.

Schluss:

Ein Mahnwort und ein Exempel.

Blicken wir nun noch einmal auf das große Trümmerfeld des Panbabylonismus zurück! Von dem stolzen Bau des vielgerühmten altorientalischen Weltsystems blieb kein Stockwerk verschont, kein Stein auf dem andern; selbst das Fundament ist geborsten und in den Moorboden haltloser Voraussetzungen hinabgesunken. Manche Hypothesen, die im Laufe der Zeit aufgetaucht und wieder verschwunden sind, haben wenigstens den Nutzen gestiftet, daß sie einzelne brauchbare, wohlbehauene Bausteine für Theorien von bleibendem Wert geliefert haben. In unserem Falle aber bleibt dem Baumeister und seinen Werkleuten selbst dieser Trost versagt. Die Gerechtigkeit fordert indes, daß wir ihre Verirrungen nicht ihnen allein aufs Konto schreiben. Der Mensch ist ein Kind seiner Zeit und selbst begabte Leute können sich ihren Strömungen nicht ganz entziehen. Man wundert sich heute über die kritiklose Leichtgläubigkeit des 11. und 12. Jahrhunderts, man ist entsetzt über den Hexenwahn, der unsern Vorfahren im 16. und 17. Jahrhundert die Köpfe verdreht hat und denkt nicht daran, daß die künftigen Generationen über die bunten Formen des philosophischen und religiösen Skeptizismus unserer Tage sich nicht minder wundern werden und zwar um so mehr, als diese Erscheinung im vollendeten Gegensatz steht zu der gleichzeitigen exakten naturwissenschaftlichen und historischen Forschung. Mit mäch-

tigen Posaunenstößen hat man vor nicht langer Zeit das Prinzip der absoluten Voraussetzungslosigkeit verkündigt. Auf diesem grund- und uferlosen Ozean hat aber noch niemand sein Glück gemacht. Die einen tauchen als kühne Forscher in die Tiefe und glauben, bald da, bald dort die schwimmenden Fäden erfaßt zu haben, welche zum Ursprung aller religiösen Vorstellungen hinabführen sollen. Andere, die sich auf das Tauchen nicht verstehen oder die Mühe scheuen, ziehen es vor, bald dieser, bald jener verheißungsvollen Luftspiegelung nachzusegeln, die ihnen ihre lebhafte Einbildungskraft vorgaukelt. Keine getäuschte Hoffnung vermag sie zu entmutigen. In trostlosen Stunden richtet einer den andern auf und der Weihrauch des Forscherruhms, den sie sich wechselseitig spenden, verbirgt ihnen die unendliche Leere, auf die sie blindlings lossteuern.

Nichts kennzeichnet diese Methode besser als die leichtfertige Konstruktion sogenannter „religionsgeschichtlicher Parallelen“. Wann wird man endlich sich entschließen, auf derartige wohlfeile, aber auch nichtige Beweismomente zu verzichten? Was gehört denn dazu, allerlei Ähnlichkeiten zwischen irgendwelchen Kulteinrichtungen oder hervorragenden Persönlichkeiten (sei es sagenhafter oder historischer) aufzufinden und sie zu einem überraschenden Spiegelbild zu vereinigen? Abgesehen von einigen oft ganz und gar zufälligen Übereinstimmungen, gar nichts als eine möglichst detaillierte Kenntnis der zu vergleichenden Objekte und ein wenig Witz, der es versteht, äußere Analogien herauszuheben und in wirksame Beleuchtung zu setzen, die störenden Gegensätze dagegen in den dunklen Hintergrund zu schieben. Noch leichter wird die Sache, wenn man — gestützt auf die Erfahrung, daß manche Sagen im Laufe der Zeit allerlei Verschiebungen und Umwandlungen erlitten haben — alle nur möglichen Vertauschungen der Rollen für erlaubt hält. Höchst auffällig ist aber, daß selbst solche eine derartige Methode befolgen oder billigen, die auf andern, oft recht schwierigen

Gebieten nicht nur durch eine ausgebreitete Erudition, sondern auch durch große Umsicht und seltenen Scharfsinn sich auszeichnen. Was mag wohl der psychologische Grund dieses merkwürdigen Kontrasts sein?

Damit will ich indes durchaus nicht allen geschichtlichen Parallelen jede Bedeutung absprechen, sondern möchte nur selbst in jenen Fällen zur größten Vorsicht mahnen, wo ganz auffallende und zahlreiche Analogien auftreten: denn mehr als einmal wird sich herausstellen, daß sie alle samt und sonders trügerisch sind. Allgemeingehaltene Warnungen nützen indes bekanntlich wenig, darum möge man es nicht übel nehmen, wenn ich dieses Büchlein mit einer solchen „religionsgeschichtlichen“ Parallele beschließe.

Kein Mensch zweifelt bis jetzt an dem, was uns eine Reihe von Quellen, insbesondere die reizenden Memoiren des Sire de Joinville über Leben und Wirken Ludwigs IX., des Heiligen berichten. Die imponierende Gestalt seiner klugen und tatkräftigen Mutter Blanca, der sanftmütige und doch so energische, peinlich gerechte und gleichwohl so kriegerische König, seine eigentümlichen Lebensumstände, seine Beziehungen zu seiner Mutter Blanca, seiner Gemahlin Margarita, seinen Brüdern und gräflichen Vasallen, seine glücklichen und unglücklichen Kriegszüge hat man bis jetzt als bestverbürgte historische Tatsachen angesehen. Und doch ist das alles nur Mythus und Sage! Ludwig IX.[1] ist ein vollkommener Sonnenheros, dessen

[1] Man hat mich gefragt, warum ich gerade Ludwig IX. gewählt habe. Die Antwort ist bald gegeben. Ich suchte nach einem im vollen Lichte der Geschichte stehenden Herrscher, den einst ein großes Lebensideal über das Meer geführt, dessen Pläne zwar scheiterten, dessen ethische Größe aber als Gegenstand des Kultes durch die Jahrhunderte strahlt. Nur so ließ sich eine durchgreifende „religionsgeschichtliche“ Parallele erreichen. Ich hoffe, daß die Verehrer des edelsten Trägers der französischen Krone und seiner genialen, einzigartigen Mutter mich nicht der Profanation des Heiligen beschuldigen werden. Ludwig und Blanca würden mir ihr königliches ‚Placet‘ gewiß nicht verweigern, denn auch die Heiligen lieben den Scherz, der ernster Wahrheit dient.

einzelne Züge unverkennbar **babylonischen** Ursprung verraten und im besonderen entpuppt er sich als Wiederholung der mythisch-sagenhaften Gestalt **Gilgameschs**, des Königs von Erech[1].

I. Ludwig IX. ist Sonnenheros im babylonischen Sinne[2].

a) Ludwigs Sonnencharakter.

I. *Der Titel „König Schamasch" wird zwar Ludwig IX. nicht ausdrücklich beigelegt; aber er findet sich in dem Kult seines gleichnamigen Nachfolgers Ludwig XIV., des „Roi Soleil".*

II. Die heilige Zahl des Schamasch ist XX.

Die gleiche Zahl ist im Leben Ludwigs höchst bedeutsam. Mit ***20*** *Jahren tritt er in ein neues Leben, den Ehestand ein. Nach weiteren* ***20*** *Jahren beginnt er abermals ein neues Leben, als er genau an seinem Geburtstag (25. April) vom Orient aufbricht. Die Sage selbst sieht darin eine Wiedergeburt. „Et aujourd'hui — sagt Joinville — vous êtes rené; car c'est bien naître une deuxième fois que d'échapper au péril de cette terre." Mit* ***20*** *Jahren vollendet sein Lieblingssohn Tristan, der im Orient (1250) geboren ward, vor Tunis (1270) sein Leben.*

---

[1]) Unsere Nachweise beruhen — abgesehen von den Grundlehren der babylonischen Astralmythologie — hauptsächlich auf folgenden Quellen: Jensen, Assyr.-Babyl. Mythen und Epen (KB VI, 1) p. 117 ff.: Das Gilgamesch-Epos. Michaud et Poujoulat, Nouvelles collections des Mémoires relatifs à l'histoire de France (Paris 1866) p. 173 ff.: Memoires du Sire Joinville. H. Wallon, Saint Louis et son temps (Paris 1875), tome I. In einzelnen Fällen wurden auch noch andere Quellen zu Rate gezogen.

[2] Das volle Verständnis dieses I. Teiles unserer Darlegungen erfordert naturgemäß, daß man den Geist der babylonischen Mythologie erfaßt hat. Die jedesmalige Hervorhebung der in Betracht kommenden mythologischen Gesichtspunkte wird es indes jedem denkenden Leser ermöglichen, die einzelnen Beweismomente und deren Gesamtwirkung richtig einzuschätzen.

Auf dem glänzenden Hoffeste zu Saumur ist der König mit einem Kranz von **20** *frommen Prälaten umgeben, offenbar eine allegorische Darstellung der Heiligkeit des Ludwig-Schamasch.*

III. Schamasch ist im Babylonischen der goldstrahlende, männliche Held, dessen Auge alles durchdringt; er ist das Prinzip ethischer Reinheit, der unbestechliche Schützer der Gerechtigkeit, der Schutzpatron der Orakelpriester.

Ludwig wird geschildert als ein schöner Ritter mit blendend weißem Teint, (gold)blondem Haar, leuchtendem Blick, als ein Charakter ohne Makel und unbestechlicher Schützer der Gerechtigkeit, als großer Gönner der Priester. (Lavisse, Hist. gen. II. 383.)

IV. Mythologisch hochwichtig war in Babylonien die Erscheinung der Sonnenhalos. Bezaubernd schön ist dieselbe, wenn außer dem großen Hof noch vier Nebensonnen sichtbar sind und wenn die Sonne selbst mit einem innen blauen, außen roten Kranz unmittelbar umkleidet ist.

In Saumur umgab sich Ludwig um den 20. Juni (Solstitium!) mit einem großen Hofe von ungewöhnlicher Pracht. Nach Joinville saßen an der königlichen Tafel die 4 Grafen von Poitiers, Dreux, La Marche und Bretagne, die als Vasallen den Glanz der königlichen Sonne widerspiegelten. Der König selbst trug ein Gewand von blauem und einen Mantel von rotem Seidenstoff.

V. Die Stürme zur Zeit des Frühlingsäquinoktiums werden nach babylonischer Auffassung von lichtfeindlichen Dämonen erzeugt. „Die kriegerische Verwüstung sind sie," heißt es in einem babylonischen Mythus.

Alle Empörungen gegen Ludwig (in den Jahren 1227, 28, 29, 42) brachen im Frühjahr zur Zeit des Äquinoktiums aus, dauerten aber wie die Äquinoktialstürme nur kurze Zeit.

VI. Nach dem Solstitium geht die Sonne nach Süden (babyl. = Unterwelt), ihr Licht nimmt ab; die Vegetation des Orients erstirbt.

Die unglücklichen Züge Ludwigs gingen stets nach dem Süden (Ägypten und Tunis) und erfolgten nach dem Solstitium; sie brachten ihm und seinen Leuten Siechtum und Tod.

VII. Bei Sonnenmythen spielt naturgemäß die „Himmelfahrt" eine wichtige Rolle (vgl. Gilgamesch-Epos).

Am Vorabend des Himmelfahrtstages (1234) vermählt sich Ludwig und am Feste selbst läßt er seine Gemahlin krönen [weiter unten wird gezeigt, daß letztere als Meeresgöttin aufzufassen ist; die aus dem Meere aufsteigende Sonne läßt das Haupt der Göttin in Gold- und Perlenglanz erstrahlen].

Am Himmelfahrtstag (1250) wird Ludwig aus der ägyptischen Gefangenschaft befreit. — Man hat sogar gefunden, daß die Rechnungen pour l'hôtel du roi et de la reine sich nach dem Himmelfahrtsfest richten. (WALLON, l. c. 478 ff., *z. B. „depuis l'Ascension 1248 jusqu'à l'Ascension 1254".) (Das steht zwar im Widerspruch mit allen irdischen Kalendereinrichtungen, aber im schönsten Einklang mit der Lebensordnung eines Sonnenheros.)*

VIII. Nach babylonischer Auffassung war die Wiederholung der nämlichen Stellung des Jupiter zur Sonne in der gleichen Jahreszeit ein bedeutsames Ereignis. War die erste Konstellation glücklich, so brachte ihre Wiederholung natürlich gesteigertes Glück. Letztere tritt den babylonischen Tafeln zufolge nach **12**, **71** und **83** Jahren ein.

*Ludwig hatte erst das **12.** Jahr vollendet, als er den Thron Frankreichs bestieg; **71** Jahre später, also **83** Jahre nach seiner Geburt ward er mit der himmlischen Krone der Heiligkeit geschmückt. (11. August 1297.)*

b) Astralmythologische Bedeutung Blancas, der Mutter des Ludwig-Schamasch.

I. Der Venusstern ist weißglänzend; die Babylonier nannten sie daher auch Ṣarpanītu = ‚die Silberstrahlende'. Sie ist das Ideal weiblicher Schönheit.

Ludwigs Mutter hieß Blanca (Blanche) = die ‚Weiße', ‚Lichte'. Blanca war die schönste Fürstin ihrer Zeit.

II. Die Göttin des Venusgestirns ist im Babylonischen „Himmelskönigin" (šarrat šamē), „Herrin Himmels und der Erde" (bēlit šamē u erṣitim) und zugleich „Götterherrin" (Bēlit-ilē).

Blanca zeigt als Königin ein ganz hervorragendes Herrschertalent, sie weiß die Grafen und Herrn des Landes in Botmäßigkeit zu halten und beherrscht selbst den König vollständig.

III. Venus-Ṣarpanit erstrahlt als Morgenstern schon lange vor der Sonne und selbst noch in deren Gegenwart (besonders im Orient).

Blanca geht nicht nur Ludwig zeitlich voraus, sondern führt auch für den noch unmündigen Sohn das Zepter; sie behält sogar nach seiner Volljährigkeit einen entscheidenden Einfluß auf die Regierung.

IV. Venus-Ṣarpanit erstrahlt als Abendstern, wenn die Sonne bereits unter dem Horizont verschwunden ist und macht dann von neuem ihre Oberherrschaft am Himmel geltend.

Während der Abwesenheit Ludwigs im fernen Ägypten (Unterwelt) führt Blanca aufs neue die Zügel der Regierung.

V. Venus-Ṣarpanit geht unter, bevor die Sonne im Osten wieder hervorkommt.

Blanca stirbt (geht in die Unterwelt) bevor Ludwig vom Orient in die Heimat zurückkehrt.

VI. Venus-Ṣarpanit ist männlich (zikarat) und weiblich (zinnišat) und zwar ist sie als Morgenstern männlich, als Abendstern weiblich. Seit uralter Zeit gilt sie als Göttin der Schlacht, und ihr Schreckensglanz wirft alle Feinde nieder. Im babylonischen Frühlings- (Neujahrs-) mythus IV R 5, wo drohende Sturmdämonen am Himmel heraufziehen, macht Venus-Ṣarpanit ihre Ansprüche als „Himmelskönigin" geltend.

Von Blanca wird berichtet: „elle était une femme au coeur virile". Ihre Manneskraft zeigt sich insbesondere zur Zeit der

Minderjährigkeit ihres Sohnes (d. h. als Morgenstern, siehe III.). Damals — es war im Frühjahr (März/April) — wirft sie im Kampfe vier gewaltige Feinde (mythologisch = Wolkenstürme von vier Himmelsgegenden hereinbrechend (vgl. oben S. 131, V) *nieder.* (WALLON, l. c. p. 1 suiv.)

c) Margarita, die Gemahlin des Ludwig-Schamasch.

I. *Mar-garita = (babyl.) Mar-galitu ‚Kind des Ozeans'; schon der Name weist also auf eine Meeresgöttin.*

II. Der Sonnengott erhebt sich am Morgen aus dem die Erde umgebenden Ozean und sinkt am Abend wieder in denselben hinab; Schamasch weilt also nur des Nachts bei der Meeresgöttin.

Dazu paßt trefflich folgende Stelle: „Les duretés que la reine Blanche fit à la reine Marguerite furent telles, dit-il (Joinville) que la reine Blanche ne vouloit pas souffrir, autant qu'elle le pouvoit que son fils fût en compagnie de sa femme, si ce n'est le soir quand il alloit coucher avec elle." Ausdrücklich wird auch von Joinville hervorgehoben: „la chambre du roi étoit au-dessus et la chambre de la reine au-dessous." (Der Sonnengott geht des Nachts zur Meeresgöttin hinab.) (WALLON, l. c. p. 40.)

III. Außer dem die Erde umgebenden Ozean kennt die babylonische Mythologie aber auch einen himmlischen Ozean in der Süd- oder Wintergegend des Himmels; dort wird sich aber auch und zwar während des ganzen Aufenthalts des Sonnenheros seine marine Gemahlin finden.

In der Tat ist Margarita während des ganzen Aufenthalts Ludwigs im Süden (Ägypten) dessen treue Gefährtin und sie — die Meeresgöttin — schenkt ihm dort am Meeresgestade drei Kinder.

IV. Schamasch erhebt sich aus der Meeresflut und tritt seine Himmelfahrt an; dabei läßt sein Licht die gekräuselten

Wellenkämme (auf dem Haupte der Meeresgöttin) in Gold- und Perlenglanz erstrahlen.

Die Vermählung Ludwigs und Margaritas findet am Vorabend des Himmelfahrtstages (1234) statt; am Feste selbst wird die Königin mit großer Prachtentfaltung gekrönt.

d) Die drei „Brüder“ des Ludwig-Schamasch.

Die babylonische Mythologie kennt neben Schamasch noch andere Sonnen-Götter — entsprechend ihren verschiedenen Erscheinungsformen: Nergal, Ninib und Tamūz.

Die drei sogenannten „Brüder“ unseres Sonnenheros sind offenbar nur verschiedene Erscheinungsformen der Sonne.

Der rücksichtslose Karl von Anjou, der auch in der Hohenstaufensage durch die Hinrichtung Konradins und seiner Genossen seine grausame Natur kundgibt, repräsentiert den blutgierigen Nergal. (Dazu stimmt auch, daß er seinen Königssitz im Süden (Neapel) hat; die Südgegend des Himmels ist babylonisch = Unterwelt, deren König Nergal ist.)

Der schmucke Robert von Artois, der sich durch seine Unklugheit ins Verderben stürzt, und dessen Tod wiederholt beweint wird, erinnert an den schönen Tamūz, der nach ungestümer Entfaltung seiner Kraft stirbt und im babylonischen Kult alljährlich beweint wird.

Alphons von Poitiers endlich, der stets an der Seite von Ludwig kämpft, stellt die Sonne als Krieger dar und repräsentiert darum den babylonischen Gott Ninib. Wenn Ludwig und Alphons am 1. Juli (also kurz nach dem Solstitium) nach Tunis ziehen, so bedeutet das auf babylonisch: Hinabsteigen der Sonnenscheibe, Ermattung des Lichtes und damit Siechtum und Sterben der Gottheit. In der Tat läßt die Sage beide Heroen vor Tunis den Tod finden. Alphons-Ninib teilt so das Schicksal von Robert-Tamūz, ganz entsprechend der Tatsache, daß im Babylonischen (IV R 33) Ninib der Gott des Monats Tamūz ist. Schamasch stirbt freilich nach der Mythologie nicht; dem

trägt aber die Sage Rechnung, indem sie an Stelle Ludwigs IX. sofort seinen Sohn treten läßt. Mehr kann man von einem Mythus, der im historischen Gewand auftritt, nicht verlangen.

II. Ludwig als französischer Gilgamesch.

I. Gilgamesch war König von Erech.

Ludwig war König von Frankreich.

II. Gilgamesch war ein gottmenschliches Wesen (zwei Drittel Gott, ein Drittel Mensch).

Ludwig war ein Heiliger; Heiligkeit aber macht gottähnlich.

III. Gilgamesch war anerkanntermaßen ein Sonnenheros, wie vor allem das Gilgamesch-Epos zeigt.

Ludwig war gleichfalls ganz entschieden ein Sonnenheros und zwar speziell im babylonischen Sinne, wie oben gezeigt.

IV. Von Gilgameschs Vater hat man (vgl. Aelian, Anim. Hist. XII, 21) nur dunkle Kunde.

Auch von Ludwigs Vater weiß die Geschichte nur sehr wenig zu berichten.

V. Großen Einfluß hatte auf Gilgamesch seine gottesfürchtige Mutter, die „alles Wissens kundige“ Rīmat-Bēlit; sie ist in allen wichtigen Angelegenheiten die Beraterin Gilgameschs. (KB VI, 1 p. 131, 133, 147.)

Großen Einfluß hatte auf Ludwig seine fromme Mutter, die hochintelligente Blanca; sie ist in allen wichtigen Angelegenheiten die Beraterin Ludwigs.

VI. Die Kindheitsjahre Gilgameschs waren (nach Aelian) sehr trübe. Die Herrschaft und das Leben des Unmündigen waren ernstlich bedroht.

Die Knabenjahre Ludwigs fielen in eine sehr trübe Zeit. Wiederholte Empörungen bedrohten Thron und Leben des unmündigen Königs.

VII. Ea-bāni, „der auf dem Felde geboren ward“, das freie, kraftstrotzende und zugleich naive Naturkind, das

sich bei den Tieren des Feldes wohlfühlt, wird durch den Liebreiz eines Weibes und die Pracht des Hoflebens bezaubert, seiner bisherigen Lebensweise entfremdet. Er, der einst „mit dem (zottigen) Gewand gleich dem (Feldgott) Gira bekleidet“ war und mit dem „Gewimmel des Feldes“ aus frischer Quelle trank, erscheint jetzt im Palaste Gilgameschs in „großer Kleidung“ und trinkt Wein an der königlichen Tafel. Mehr noch! Er wird vom Gilgamesch selbst als vertrauter Freund behandelt, wie ein Bruder geliebt, als König geehrt. Gilgamesch und Ea-bāni sind fortan unzertrennliche Schicksalsgenossen. Trotz dieser Ehrungen erfaßt Ea-bāni gleichwohl mächtiges Heimweh nach dem alten, freien Naturleben, und nur die Liebe zu Gilgamesch und die gemeinsamen kriegerischen Unternehmungen vermögen ihn zurückzuhalten. (KB VI, 1 p. 129, 139.)

Diese Züge der Gestalt Ea-bānis kehren in dem französischen Ludwig-Mythus deutlich wieder, wenn auch differenziert und im christlichen Geiste geläutert. Die charakteristischen Züge Ea-bānis verteilen sich auf den Grafen Theobald von Champagne und seinen Seneschall Joinville.

Der Graf von Champagne (champagne = flaches Land, Feld!) stand anfangs dem Hofe Ludwigs und Blancas feindselig gegenüber, weil ganz unter dem Einfluß des stürmischen und unbotmäßigen Bretonen Peter Mauclerc. Aber die Hoheit und Schönheit Blancas bezaubern den Grafen, „der seine hoffnungslose Liebe in schönen Liedern ausströmt“. Ja, wenn man den Verleumdungen der Gegner Blancas glauben dürfte, hätte sogar ein wirkliches Liebesverhältnis zwischen ihr und dem Grafen der Champagne bestanden. (Wallon, l. c. p. 17.) *Später erscheint der ehemalige ‚Graf des Feldes‘ im königlichen Hoflager Ludwigs (zu Saumur) — wie Ea-bāni — mit königlicher Würde geschmückt, im golddurchwirkten Gewande (Mémoires 51). Die Champagne aber fiel ebenso an Ludwig, wie die ehedem unzugänglichen Gefilde Ea-bānis sich*

nach dessen Bezähmung für die Leute Gilgameschs erschlossen. Noch deutlicher wiederholt sich Ea-bānis Charakterbild in Joinville, dem Seneschall von Champagne. Wie Ea-bāni war er ein echtes Naturkind, kraftvoll, geradaus und von einer Naivität, wie man sie nur in stiller Landeinsamkeit findet. Wenn man seine Schilderung der Pracht des königlichen Hofes liest (Mémoires 52), denkt man unwillkürlich an die Eindrücke, welche Ea-bāni, der Sohn der Wildnis, am strahlenden Hofe Gilgameschs empfing. Der Seneschall ist fortan der traute Freund und Waffenbruder Ludwigs. Aber wie Ea-bāni hat auch er den Kampf mit dem Heimweh zu bestehen. Wenn er in Mémoires 67 berichtet, wie er barfuß und in Laken gehüllt („à pié deschaus et en langes") an seiner Burg Joinville in der Champagne eiligst vorüberschritt und nicht wagte, die Blicke dahinzurichten, aus Furcht, sein Herz möchte erweicht werden, so wiederholt sich hier nur der siegreiche innere Kampf des Ea-bāni, der nur mit einem Fell bekleidet, sich mit schwerem Herzen von seiner bisherigen Heimat abwendet, um das Schicksal Gilgameschs zu teilen.

VIII. Gilgameschs Genosse Ea-bāni hatte wiederholt prophetische Träume und Visionen. Einmal sah er ein schreckliches Traumbild in Gestalt eines „Berges", der ein feindliches Ungeheuer darstellte. Das Traumbild wird aber als Zeichen des Heiles gedeutet. (KB VI, 1 p. 163). Ein anderes Mal sah er im Geiste eine Art von Meteorexplosion mit Rauchwolken, Blitz, Donner und Aschenregen.

„[Es b]rüllte der Himmel, es toste der Erdboden,
[Der Ta]g erstarrte, Finsternis kam heraus.
Es blitzte ein Blitz auf, es ward Feuer entzündet,
. . . sättigten sich, es füllte sich der Tod.
Da schwand die Helle, schwand das Feuer.
[Rauch], der niederfiel, wandelte sich in Asche."

Ea-bāni meldet Gilgamesch das schreckliche Gesicht. Dieser deutet den Traum und hält Kriegsrat. (KB VI, 1 p. 165.)

Auch Ludwigs Genosse Joinville, der Seneschall von Champagne, erlebte ganz Ähnliches. In der Nähe der afrikanischen Küste erblickte er und seine Genossen einen großen, runden Berg, von dem sie trotz aller Bemühungen nicht loskommen konnten. In ihrer Todesangst stellten sie eine Prozession um die Schiffsmasten an und alsbald war der Berg verschwunden. (Mémoires 71.) Die andere Vision Ea-bānis wiederholt sich in der Schilderung, die Joinville von dem sagenhaften griechischen Feuer entwirft, das die Sarazenen gegen ihn und seine Gefährten schleuderten. „Die Feuermasse glich an Umfang einem Weinfasse und der flammende Schweif, den sie nach sich schleppte, war einem großen Schwert ähnlich. Das Feuer machte beim Zerspringen ein solches Getöse, daß man meinte, es falle ein Blitzstrahl aus dem Himmel krachend nieder, und es kam mir wie ein in der Luft fliegender Drache vor.“ Kaum hat Ludwig die schreckliche Kunde erhalten, als er durch Gebet und Schutzvorrichtungen die Gefahr zu beschwören sucht. (Mémoires 115.) Prophetische Träume des Seneschalls, die sich beide gleichfalls auf das Schicksal Ludwigs beziehen, berichten die Mémoires 382 und 395 (siehe unten).

IX. Gilgamesch hat mehrere Kämpfe auf dem Kontinent zu bestehen, bevor er seine große Reise über das Meer antritt.

Ludwig genau ebenso.

X. Die Himmelsfürstin Ischtar sucht die Freundschaft Gilgameschs zu erlangen: er aber verachtet sie, indem er sie an ihre vielen Ränke und Buhlereien erinnert. (KB VI, 1 p. 167 ff.)

Die „Königin Isabella“ (ehemalige Gemahlin Johanns ohne Land von England und nunmehrige Gräfin de la Marche) begegnet Ludwig in Poitiers, wird aber von ihm und seinen Leuten keiner Beachtung gewürdigt. „Ils ne m'ont pas invitée à m'asseoir avec eux le faisant à dessein de m'avilir devant tout le monde“ . . . „Ni à mon entrée, ni à ma sortie il ne se sont

levés.“ (WALLON, l. c. p. 143.) *Ihre vielen Ränke und Buhlereien waren eben nur allzubekannt.*

XI. Die beleidigte Ischtar schwört Gilgamesch furchtbare Rache. In ihrer Wut tritt sie vor Gott Anu ihren Vater und verlangt unter leidenschaftlichen Drohungen gegen diesen selbst, daß er ihr einen gewaltigen Himmelsstier schaffe, den sie gegen Gilgamesch loslassen wolle. „Mein Vater! Gilgamesch hat mich verwünscht ... Mein Vater, schaffe einen Himmelsstier, daß er Gilgamesch ... Gilgamesch fülle mit ...!“ „Wenn du mir den Himmelsstier nicht schaffst, so zerschmettere ich ... es sollen mehr als die Lebendigen die Toten sein.“ (KB VI, 1 p. 173.)

Die beleidigte Isabella schwört Ludwig und den Seinen furchtbare Rache. In ihrer Wut tritt sie vor ihren Gemahl und verlangt unter leidenschaftlichen Drohungen gegen diesen selbst, daß er gegen Ludwig eine allgemeine Empörung ins Werk setze. „Fuyez lui dit-elle, et ne restez plus en ma présence, vous qui avez fait honneur à ceux qui vous déshéritent, je ne vous verrai plus“ ... Drei volle Tage darf er nicht vor ihr erscheinen; dann fordert sie ihn unter Schluchzen und Drohungen auf, sie an Ludwig zu rächen. „Eh bien oui, dit-elle, sinon jamais plus vous ne coucherez avec moi et je ne vous verrai!“

Genau wie Ischtar erfaßt auch sie eine blinde Zerstörungswut. Auf ihrem Schloß Lusignan, wo Ludwig und seine Brüder kurz zuvor bei ihrem Gemahl zu Gast waren, läßt sie nichts zurück als die kahlen Wände, um jede Spur des Andenkens an den verhaßten König auszutilgen. (WALLON, l. c. p. 142 f.)

XII. Der wohlwollende Anu sucht die Wütende zu besänftigen und macht sie auf die schlimmen Folgen (Hungersnot auf der Erde) aufmerksam. Doch endlich gibt er ihrem Drängen nach. (KB VI, 1 p. 173.)

Alle Besänftigungsversuche des Grafen machen Isabella nur noch wütender; da gibt er ihrem Drängen nach.

„A ces paroles et devant ces larmes le comte, bon comme vous le savez, fut très-ému et dit: Madame, ordonnez! tout ce que je pourrai je le ferai, sachez-le bien!“ „Et lui il jurait avec plus de force qu'il ferait sa volonté.“ (Wallon, l. c. p. 143.)

XIII. Gilgamesch aber überwindet den wütenden Himmelsstier, zerlegt die Beute und läßt der gedemütigten Göttin ein Stück zuwerfen. (KB VI, 1 p. 177.)

Ludwig überwindet das aufrührerische Land, teilt es auf und überläßt nur ein Stück der gedemütigten Isabella. (Wallon, l. c. p. 164 ff.)

XIV. Gilgamesch überwindet die Löwen: der Sonnenheld passiert in seinem Jahreslauf die Sternbilder des Großen Löwen mit dem „Königsstern“ und des Kleinen Löwen, die beide in älterer babylonischer Zeit hoch im Norden standen. Dies geschah im Juli. Höchstwahrscheinlich hat auch diese Ungeheuer die rachsüchtige Ischtar aufgehetzt. Das hl. Tier der Ischtar ist ja der Löwe; sie wird sogar selbst „Löwe“ genannt.

Ludwig überwindet zwei nordische Löwen: den König Heinrich III. und seinen Bruder Richard im Juli (1242). Beachte die drei Löwen im Wappen Heinrichs III. und die Löwennatur der sagenhaften normannischen Herrscher: Richard I. = „Löwenherz“; sein Schwager ist Heinrich „der Löwe“. Die beiden Löwen Heinrich III. und Richard waren von der Königin Isabella aufgehetzt; sie gilt als Mutter der beiden.

XV. Die kriegerischen Unternehmungen Gilgameschs werden von seinen Untertanen schwer empfunden: man jammert über die Zerstörung des Familienlebens. Die eigene Mutter (Rīmat-Bēlit) ergeht sich in Klagen über den unersättlichen Drang ihres Sohnes nach Abenteuern von zweifelhaftem Erfolg. (KB VI, 1 p. 147.) Gilgamesch aber läßt sich nicht erschüttern.

Ganz Ähnliches berichtet die Sage von Ludwigs Regierung. Die Steigerung der königlichen Herrschaft wird von den Grafen und Baronen mit Mißbehagen betrachtet. Seine eigene Mutter erschrickt über seinen Kreuzzugsplan (Mémoires 58). Ludwig läßt sich aber nicht erschüttern.

XVI. Ea-bāni wird kraftlos, Todesschlaf umfängt ihn. Da packt auch Gilgamesch die Furcht des Todes. Bleich und abgezehrt geht er dahin; fern über das Meer will er ziehen, dorthin, wo an der „Mündung der Ströme“ Ut-napischtim (der babyl. Noah) seit dem Ende der großen Flut ein vergöttlichtes Leben führt. Ihn will er fragen „nach Leben und Tod“. (KB VI, 1 p. 193 ff.)

Zwar stirbt in der französischen Sage der Genosse Ludwigs nicht; sie läßt ihn vielmehr mit über den Ozean ziehen. Allein auch hier geht der Meerfahrt eine schwere Krankheit, ja sogar ein Scheintod unmittelbar voraus. Ludwig selbst wird von tödlicher Krankheit erfaßt und schon meint man, er sei tot. Da gelobt er die Fahrt ins Heilige Land, nimmt das Kreuz und genest. (Mémoires 58.) So ist denn auch hier die Furcht vor dem Tode und das Verlangen nach Erhaltung des Lebens die eigentliche Veranlassung der mühevollen Fahrt über das Meer.

XVII. Gilgamesch tritt seine Meerfahrt nicht auf seinem eigenen Schiffe an, sondern benützt das Fahrzeug Ur-nimins, des Schiffers Ut-napischtims. (KB VI, 1 p. 217.)

Ludwig fährt nicht auf seinen eigenen Fahrzeugen über das Meer, sondern auf den Schiffen, die ihm die Stadt Genua baut und liefert. (E. Heyk, Die Kreuzzüge, p. 157.)

XVIII. Gilgamesch kommt zur Göttin Siduri-Sabītu, die auf dem Throne des Meeres sitzt; sie sucht ihn von der gefahrvollen Fahrt durch die „Wasser des Todes“ abzuhalten; doch umsonst. (KB VI, 1 p. 211 sq.

Ludwig trifft auf der Insel Cypern die Kaiserin von Kon-

stantinopel, die ihn flehentlich bittet, statt nach Ägypten an den Bosporus zu ziehen; doch umsonst. (Mémoires 76.)

XIX. Von der Göttin Siduri-Sabītu heißt es im Gilgamesch-Epos: „sie haben ihr ein (Kleid)schnur gebunden . . . mit einer Hülle ist sie umhüllt.“ (KB VI, 1 p. 211.)

Ganz ähnlich heißt es von der Kaiserin bei Joinville (Mémoires 76): „il ne lui étoit resté que la chape dont elle étoit vêtue et un surtout pour la table . . . le lendemain, je lui envoyai du drap pour faire une robe et la pane de vert avec, ainsi qu'une tiretaine et le taffetas pour fourrer la robe.“

XX. Gilgamesch landete glücklich an der „Mündung der Ströme“. Bei der Fahrt durch die Wasser des Todes wurden gerade **120** (Schiffs)stangen von je 60 Ellen Länge verbraucht (KB VI, 1 p. 223).

Ludwig landete glücklich an der Mündung des Nil. Die Flotte bestand aus **120** *großen Galeeren und vielen kleinen Schiffen.* (Lavisse, Hist. gén. II, 336.)

XXI. Ut-napischtim staunt über die Landung des kühnen, göttergleichen Gilgamesch; aber dessen herausfordernde Haltung beleidigt seinen Stolz und im Gefühl seiner göttlichen Übermacht beschließt er, ihm seine Schwäche fühlen zu lassen. Er schildert ihm die Schrecken der Sintflut und seine und seines Weibes Rettung und Vergöttlichung; dann wandelt sich seine Rede in Hohn auf Gilgameschs Hoffnung, gleichfalls das Leben zu finden, und von einer tödlichen Seuche erfaßt, sinkt der Held zu den Füßen Ut-napischtims hin. (KB VI, 1 p. 245.)

Mit Staunen vernimmt der Sultan die kühne Landung Ludwigs und seiner Ritter. Anfangs weicht das Sarazenenheer zurück. Aber gekränkter Stolz und religiöser Fanatismus bereiten allzubald dem hoffnungsfreudigen Christenheer den Untergang. Tausende finden den Tod in der Flut, und die Lagerseuche läßt das Schwert dem Arm der Tapfern entsinken. Der todkranke König kommt in die Gewalt des Sultans.

XXII. Des todkranken Gilgamesch erbarmt sich nur die Frau des Ut-napischtim. (KB VI, 1 p. 245.)

Des todkranken Ludwig erbarmt sich eine einfache Frau, die sein müdes Haupt in ihren Schoß legt. (Mémoires 167.)

XXIII. Ut-napischtim läßt sich schließlich gnädig stimmen und auf sein Geheiß erhält Gilgamesch durch magische Arzneien (Zauberbrote) und heilsame Bäder rasch Gesundheit und Lebensfrische zurück. Auch läßt er ihn mit neuen Gewändern bekleiden. In diesen kehrt Gilgamesch heim. (KB VI, 1 p. 247 ff.)

Der Sultan läßt sich schließlich gnädig stimmen und auf sein Geheiß wird Ludwig durch ärztliche Hilfe (Arzneien, Bäder) rasch wiederhergestellt. Auch läßt er ihn mit besonderen neuen Gewändern bekleiden. In diesen verläßt Ludwig den ägyptischen Boden. „Le soudan le fit traiter par ses propres médecins et comme ils étaient plus experts dans ces sortes de maux, ils le mirent bientôt hors de danger." „Le soudan ne cessa plus d'entourer de soins et ordonna qu'on pourvût chaque jour à ce que lui était necessaire." „Le soudan lui fit faire deux robes de taffetas noir, fourrées de vair et de gris avec des boutons d'or. Il portait encore, quand il arriva à Saint-Jean-d'Acre, cette livrée de sa captivité." (Wallon, l. c. I p. 259 suiv.)

XXIV. Gilgameschs Heimfahrt war mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Das Schiff kam nicht vorwärts, saß offenbar auf einer Sandbank fest. Leider sind uns nähere Einzelheiten nicht erhalten. (KB VI, 1 p. 251.)

Auch Ludwigs Heimfahrt brachte große Gefahren; u. a. geriet sein eigenes Schiff auf eine Sandbank und wurde nur wie durch ein Wunder errettet. (Mémoires 331 suiv.)

XXV. Gilgamesch erhält zum Troste ein Wunderkraut, dessen Name ist: „Als Greis wird der Mensch wieder jung." „Ich will davon essen und zum Zustand meiner Jugend zurückkehren," sprach freudig der Held. Aber schon bald raubt ihm

eine listige (Meeres-)Schlange das kostbare Kraut. Mit Tränen in den Augen und bitterer Enttäuschung im Herzen verläßt er das trügerische Schiff und kehrt in seine Königsstadt Erech zurück. Seine Jugendkraft und seine Jugendideale waren unwiederbringlich dahin! Die Sage aber hat die Mühen des Helden geehrt und ihn unter die Götter versetzt. (KB VI, 1 p. 253.)

Ludwigs Leben sollte sich — wie Joinville meinte — mit der Abreise vom Heiligen Lande, das er an seinem Geburtstag (25. April 1254) verließ, erneuern (vgl. oben S. 130). Aber das drückende Gefühl so vieler gescheiterter Hoffnungen begleitete ihn in seine Hauptstadt Paris zurück und hat ihn niemals wieder verlassen.

Kurz bevor Ludwig von Ägypten schied, hatte Margarita ihm an der Mündung des Nil einen blühenden Knaben geschenkt, in dem sich sein eigenes Leben zu verjüngen schien. Aber auf Ludwigs zweiter Kreuzfahrt (die doch wohl nur eine Doublette der ersten ist) wird der Jüngling mitten auf dem Meere und an der Seite seines Vaters von der Pest dahingerafft. Gilgameschs Schicksal erneut sich in Ludwig. Auch dieser verläßt bald darauf das Schiff und den trügerischen Ozean dieses Lebens. Aber die christliche Sage hat die Mühen des Helden geehrt und ihn unter die Heiligen versetzt.

XXVI. Bei Gilgameschs Ankunft in Erech wird seiner Mutter in keiner Weise gedacht; sie war also wohl schon tot.

Ludwigs Mutter Blanca starb während der Heimreise ihres Sohnes.

XXVII. Gilgamesch trauert um seinen ins Totenreich hinabgegangenen Freund Ea-bâni; auf seine Bitten hin, läßt Gott Ea den Totengeist des Freundes aus der Erde fahren und durch diesen ihm Kunde von der düstern Unterwelt bringen. (KB VI, 1 p. 263.)

Die christliche Sage hat diesen Zug des Gilgamesch-Epos benutzt, aber abgeändert und verklärt. Nach Mémoires 395 hatte Joinville, der treue Gefährte Ludwigs, ein wunderschönes Traum-

gesicht. Der hl. Ludwig erschien seinem Seneschall in dessen Hauskapelle und bedeutete ihm mit seligem Lächeln, daß er fortan bei ihm bleiben werde. Erwacht, erkannte der gute Seneschall die Bedeutung des Traumes. Er ließ dem hl. König in seinem Hause einen Altar errichten und Reliquien von ihm daselbst beisetzen.

So bildet denn auch hier die R ü c k k e h r d e s a b g e s c h i e d e n e n F r e u n d e s z u d e m l e b e n d e n den Schlußakt des höchst tragischen Mythus.

Sapienti sat!

Einige Beigaben.

(1) Zum mexikanischen Kalender (S. 8 ff.).

Die 584jährige Venusperiode hat FÖRSTEMANN in den Dresdener Maya-Handschriften und SELER in den Handschriften der Codex-Borgia-Gruppe nachgewiesen. SELER hat außerdem versucht, die 260 (= 20 × 13)-tägige Periode des Tonalamatl in folgender Weise zu erklären [1]. Ausgehend von der Tatsache, daß 5 Venusperioden = 8 mexikanische Jahre (à 365^{d}), hätten die Erfinder des Tonalamatl eine chronologische Einheit 5 × 73 + 8 × 73 = 13 × 73 Tage gebildet, diese dann — gemäß dem natürlichen [Zehen und Finger!] vigesimalen System der Mexikaner — 20 mal gesetzt und so ihren Zyklus von 52 Jahren erhalten. Durch diese ‚Zusammenlegung des Sonnenjahres und der Venusperiode' sei man — so glaubt SELER — auf die Zahl 13 und auf das Tonalamatl gekommen. Wie schon oben (S. 9) bemerkt, will mir diese Zusammenlegung nicht recht gefallen, obschon es nicht absolut ausgeschlossen ist, daß die altmexikanischen Kalendermeister — vielleicht aus mythologisch-symbolischen Gründen — die Kombination 5 + 8 = 13 hergestellt haben. Stützt man sich auf rein astronomische Gründe, so scheint mir die Ansicht GINZELS (Handb. d. mathem. u. techn. Chronol. I, 436), die 13 rühre wahrscheinlich von der beiläufig 13 tägigen nächtlichen Sichtbarkeit des Mondes während eines Monats, plausibler. Es liegt aber wohl noch näher, daß ursprünglich die 26 Tage, die durchschnittlich zwischen dem Neu- und Altlicht des Mondes verstreichen, eine chronologische Einheit bildeten und durch Multiplikation mit der natürlichsten Einheit 10 zum Tonalamatl führten. Sollte aber — da die mexikanische Zeitrechnung vom Monde ganz absieht — auch ursprünglich nur die Venus in Betracht kommen, so ist zu beachten, daß vom heliakischen Aufgang derselben als Abendstern bis zu ihrem heliakischen Aufgang als Morgenstern nahezu 260 Tage verstreichen [2]. Dieser Zeitraum konnte den Mexikanern,

[1] Vgl. SELER, Das Tonalamatl der Aubinschen Sammlung, 1900, cp. V. p. 16 sq. und Codex Vaticanus Nr. 3773 p. 3 sq.

[2] Die älteren Venustafeln der Babylonier (bzw. der Assyrer) aus dem VII. Jahrh. v. Chr. (z. B. III R 63) bieten ein Schema zur Be-

die dem Venusgestirn schon aus religiösen Gründen die größte Aufmerksamkeit schenkten und die ja auch die 584 tägige Periode kannten, nicht entgehen. Freilich bildeten diese 260 Tage nicht eine eigentliche (kontinuierliche), sondern nur eine intermittierende Periode; gleichwohl konnte dieser Zeitraum, einmal bekannt und bedeutsam geworden, leicht zu einer höheren chronologischen Einheit, dem Tonalamatl, gestempelt werden. Die natürliche Zerlegung in 20 Teile führte dann von selbst zu der Zahl 13. Vielleicht ist es einem so gründlichen Kenner der zentralamerikanischen Inschriften wie SELER möglich, unsere Hypothese durch weitere Tatsachen zu stützen.

rechnung der heliakischen Auf- und Untergänge der Venus. Hiernach war z. B.

Heliak. Aufgang am Abend Dūzu 5.
„ Untergang „ „ Addaru 10.
„ Aufgang „ Morgen Addaru 17.

Zwischen den beiden heliakischen Aufgängen verstreichen also 8 Monate + 12,5 Tage. Das nämliche Intervall behielt man auch für andere Jahreszeiten bei.

Ferner war nach der gleichen Tafel z. B.

Heliak. Aufgang am Morgen Abu 6.
„ Untergang „ „ Nisan 11.
„ Aufgang „ Abend Dūzu 11.

Zwischen den beiden heliakischen Aufgängen verstreichen also 11 Monate + 4,5 Tage. Das gleiche Intervall gilt für andere Jahreszeiten. Hier ist nun — wie in allen schematischen Berechnungen der Babylonier — der Monat zu 30^{d}, das Jahr zu 360^{d} gerechnet. Beachtet man dies, so ergibt sich als Intervall

vom heliak. Aufgang am Abend bis zum heliak. Aufgang am Morgen . . . . = 252,5^{d}
vom heliak. Aufgang am Morgen bis zum heliak. Aufgang am Abend . . . . = 334,5^{d}
Somit synodische Periode der Venus = 587^{d}

(in Wirklichkeit ist sie nahezu = 384^{d}).

Nach babylonischen Beobachtungen aus der Arsacidenzeit ergaben sich für das Jahr 84/3 v. Chr. (EPPING und STRASSMAIER, Zeitschr. f. Ass. V, 355 ff.) folgende Daten:

Heliak. Aufgang am Abend Airu 12. = Mai 22.
„ Untergang „ „ Šabāṭu 10. = Febr. 10.
„ Aufgang „ Morgen Šabāṭu 12. = Febr. 12.

Also vom heliak. Aufg. am Abend bis zum heliak. Aufg. am Morgen 266^{d}.

Aus diesen und ähnlichen Angaben ist ersichtlich, daß die in Frage stehende Zeit um den Betrag von 260 Tagen schwankt.

(2) Zu den sogenannten Weltzeitaltern (S. 91).

Winckler gibt an und mehrere schreiben ihm nach, daß die Sonne zwischen 5700 und 2500 v. Chr. in den Zwillingen aufging. Gemeint ist natürlich die Sonne im Frühlingspunkt.

Ich habe diese völlig willkürliche Angabe l. c. nicht weiter berücksichtigt, da sie für die dort behandelte Frage belanglos war. Da aber dieses Schweigen als eine Gutheißung angesehen werden und so zur Befestigung des Irrtums Veranlassung geben könnte, so sei folgendes bemerkt.

Bekanntlich umfassen die einzelnen Ekliptiksternbilder auch nicht annähernd genau je 30^0 der Ekliptik, sondern sind bald länger, bald kürzer. Auch decken sich die Sternbilder der Babylonier (selbst die aus der Spätzeit) nicht völlig mit den unsrigen. So gehörte unser β Virginis in der Arsacidenzeit dem Löwen an; er hieß ja ‚der hintere Fuß des Löwen‘. Ein verständiger Gebrauch der Ausdrücke ‚Zwillings-, Stier-, Widderzeitalter‘ setzt daher voraus, daß man sich über deren Sinn geeinigt hat. Auf jeden Fall ist aber der obige Ansatz Wincklers ganz verkehrt. Zweifellos gehörte der zweite Hauptstern der Zwillinge (Pollux) wie jetzt, so auch in babylonischer Zeit diesem Sternbilde an. Nun betrug die ‚Länge‘ des Pollux Ende 1900 $111^0\ 56'$, 2151 Jahre früher 30^0 weniger, also 8025 Jahre früher, d. h. im Jahre 6126 v. Chr. gerade 0^0; der Stern hatte also damals dieselbe Länge wie die Sonne im Frühlingspunkt. Pollux ist aber heute (und wohl auch bei den Babyloniern) nicht der östlichste Stern der Zwillinge; diese reichen vielmehr noch einige Grade weiter und wir werden nahezu das Richtige treffen, wenn wir als Jahr des Eintritts des Frühlingspunktes in die Zwillinge 6510 v. Chr. annehmen. Dadurch wird zugleich erreicht, daß bei gleichmäßiger Zuteilung von 30^0 an die Zwillinge und die folgenden historisch in Betracht kommenden Sternbilder der hellste und östlichste Stern der Fische (α Piscium) gerade den Anfang dieses Sternbildes bildet. α Piscium hatte nämlich 56 v. Chr. die Länge $= 0^0$.

Der Anfangstermin läßt sich natürlich noch etwas erhöhen, nicht aber erniedrigen. Eine Erhöhung um 24 Jahre führt zu folgender Anordnung:

Zeitalter	der Zwillinge	6534—4383	v. Chr.
„	des Stieres	4383—2232	„ „
„	des Widders	2232— 81	„ „
„	der Fische	81 —	n. „

Wie man sieht, tritt bei dieser Anordnung klar hervor, daß der Anfang des Widderzeitalters mit dem Anfang der I. Dynastie von Babel zusammenfällt[1]. Der Vorteil dieses Schemas springt damit zugleich in die Augen. Man braucht vom Anfangsjahr der Ḫammurapidynastie nur um 2151 Jahre vorwärts und rückwärts zu gehen und hat sofort die betreffenden ‚Zeitalter'. Nur muß man sich beim Gebrauche des Wortes sorgfältig vor der Wincklerschen Idee hüten, daß die Babylonier selbst mit einem Zwillings-, Stier- und Widderzeitalter gerechnet hätten.

Obige Zahlen zeigen wohl zur Genüge, wie es um die Wincklersche Angabe der Dauer des ‚Zwillingszeitalters' von 5700—2500 v. Chr. bestellt ist; sie beleuchten ebenso die den Panbabylonisten geläufige Annahme, daß die Blütezeit Babels dem ‚Stierzeitalter' angehöre (vgl. oben S. 53 Z. 7 v. u.).

Von Interesse mag es noch sein, wie die Positionen der in Betracht kommenden Hauptsterne sich dem obigen Schema fügen. Die Länge 0^0, d. h. die des Frühlingspunktes hatte

η-Geminorum (westlichster großer Stern der Zwillinge)	4700	v. Chr.
ζ-Tauri (östlichster „ „ des Stieres)	4080	„ „
α-Tauri (Aldebaran)	3000	„ „
η-Tauri (Hauptstern der Plejaden)	2300	„ „
α-Arietis	700	„ „
α-Piscium	56	„ „

Man darf natürlich nicht meinen, diese Zahlen könnten irgendwie zum Verständnis astronomischer oder chronologischer Angaben der Babylonier dienen. Dies wäre nur dann der Fall, wenn die Babylonier die ‚Länge' der Fixsterne in unserer Weise bestimmt hätten. Solches geschah aber selbst in der Arsacidenzeit nicht; fehlte es doch noch damals an der notwendigsten Vorbedingung: der hinreichend genauen und wiederholten Bestimmung der Äquinoktial- oder Solstitialpunkte. Dieser Mangel ist zugleich einer der Hauptgründe, warum die Babylonier nicht die Präzession erkannt haben[2].

[1] Falls sich der Ansatz Thureau-Dangins, Zeitschr. f. Assyr. XXI, 186, vollkommen bewährt.

[2] Die neueren Versuche, die Platonische Zahl mit der in alten Nippur-Texten vorkommenden Zahl 60^4 in Verbindung zu bringen und daraus schließlich die Bekanntschaft der Babylonier mit der Präzession abzuleiten, sind im Anthropos IV, 492 ff. und in meiner Sternkunde II, 35—45 („Lösung des Problems der Platonischen Zahl etc.") hinreichend gewürdigt. Für mich ist diese Angelegenheit vorerst erledigt und nur das Auftauchen wohlbegründeter Bedenken könnte mich nochmals bewegen, zur Sache das Wort zu nehmen. Einwände wie die, welche

(3) Erklärungen der beiliegenden Bilder.[1]

(Besonders zu S. 20, 57, 118.)

Fig. I. **Assyrische Götterprozession.** Die Götter werden von Kriegern auf Bahren getragen. Links Wettergott Adad mit Axt und Blitzbündel und vier Hörnern (? oder Feuerzungen) auf dem Kopf. Rechts zwei Göttinnen.

Fig. II. **Asarhaddonstele** mit 12 Göttersymbolen. **(1)** Ašur auf zwei Tieren stehend, deren vorderes ein ‚Schlangengreif' (offenbar dasselbe Tier wie der sogen. ‚Drache von Babel' bei Delitsch, Babel und Bibel II (1903) Fig. 14). Die Rechte des Gottes hält ein Wurfholz (?), die Linke einen Ring. **(2)** Göttin Ištar von Niniveh[2] auf einem Throne sitzend, den ein Löwe trägt; die Rechte ist erhoben, die Linke trägt einen Ring; das Sternenband von fünf Sternen auf der Rückseite des Thrones weist auf eine Sternengottheit (Siriusgöttin?). **(3)** Sichel des Mondgottes Sin mit obererem die Scheibe umziehenden Lichtstreifen, wie er zur Zeit des Neulichtes öfter sichtbar. **(4)** Wahrscheinlich Bēl auf

in d. Orient. Literaturz. XIII Sp. 103 ff. erhoben wurden, können aber wirklich nicht als wohlbegründet gelten; das ist hoffentlich nicht bloß dem Verfasser, sondern auch den übrigen Interessenten durch meine Erwiderung vom 28. März (Orient. Literaturz. XIII Sp. 277 ff.) klar geworden. Noch weniger werden hochtönende Versicherungen und lebhafte Sympathiebezeugungen etwas zur Entscheidung jener Fragen beitragen, insbesondere wenn sie von Leuten ausgehen, die sich niemals mit der Mathematik der Griechen (insbesondere der Platos) und der Astronomie der Babylonier beschäftigt haben. Auf diese Weise kann man ja die öffentliche Meinung eine Zeitlang beeinflussen; aber die Wahrheit läßt sich nicht dauernd unterdrücken.

[1] Bezügl. der Grenzsteinbilder Fig. IV—VII vgl. die Literat. S. 118.

[2] Sie heißt in den Texten Asarhaddons und Assurbanipals auch Bēlit und Ištar einfachhin. Denn neben Ašur erscheint die Hauptgöttin bald als Ištar von Niniveh, bald als Bēlit, bald als Ištar. Vgl. KB II, S. 140, 27; 150, 14; 152, 1; 154, 9; 174, 107; 184, 104; 190, 33 usw. Niemals wird außerdem Ištar einfachhin oder Istar von Niniveh neben Bēlit genannt. An der Identität der Göttinnen kann somit nicht gezweifelt werden. Bēlit gilt als Gemahlin Ašurs insofern dieser der assyrische Bēl ist.

einem ‚Schlangengreif' (vgl. FRANK, Bilder und Symbole 9). **(5)** Geflügelte[1] Sonnenscheibe des Šamaš. **(6)** Wettergott Adad mit dreistrahligem Doppelblitz in der Rechten, auf einem Stiere (Symbol des Donners) stehend. **(7)** Sternsymbol der Venusgöttin (hier wahrscheinlich = Ištar von Arbela, die in den Texten Asarhaddons und seines Sohnes Assurbanipal neben der Ištar von Niniveh (ausschließlich) als Göttin aufgeführt wird) oder die Bēlit von Babel. **(8)** Lanze des Marduk[2] mit Troddeln. **(9)** Schreibstab des Nabū. **(10)** Widderkopf auf einer Stange, Symbol des Ea[2]. **(11)** Stange (oder Stab) von zwei Löwenköpfen gekrönt (Ninib oder Nergal). **(12)** Die Siebengottheit (wahrscheinlich auch hier die Plejaden; vgl. ZIMMERN, KAT[3], 620, Anm. 5).

Fig. III. **Babylonisch-assyrische Götter auf dem Felsrelief von Maltaja.** Vorn und hinten je ein Adorant; dazwischen auf Tieren sieben Gottheiten, worunter zwei Göttinnen (bartlos). Schon daraus erhellt die Unrichtigkeit der Behauptung A. JEREMIAS' (ATLAO[2], 14 Anm. 4: »Es sind die Planeten, nicht die „sieben Hauptgötter" (HOMMEL)«; denn unter den Planetengottheiten ist nur eine weiblich. Außerdem ist **(6.)** zweifellos Adad, der Wettergott. **(1)** Ašur auf zwei Tieren, fast ganz wie (1) in Fig. II. **(2)** Ištar von Niniveh (Bēlit) = (2) in Fig. II. **(3)** Mondgott Sin auf einem Stiere stehend (beachte: 1) daß der Mondgott oft als gehörnt und geradezu als ‚Stier' bezeichnet wird[3]; 2) daß in den Texten Asarhaddons und Assurbanipals von allen noch in Frage kommenden Göttern Sin gleichfalls an erster Stelle steht). **(4)** Bēl auf ähnlichem Fabeltier wie (4) in Fig. II. **(5)** Šamaš, der Sonnengott, auf einem geschirrten Pferd (beachte: 1) der Himmelswagen des Šamaš wird von Rossen gezogen[4]; 2) Šamaš folgt unter den ebengenannten Herrschern auf Sin und geht Adad voraus). **(6)** Adad, der Wettergott auf

[1] Die älteren Darstellungen (so noch aus der Zeit Nebukadnezars I; 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts) zeigen niemals eine geflügelte Scheibe. Wir finden sie aber bereits unter Salmanassar II. (860—824 v. Chr.); vgl. die Bilder bei BEZOLD, Ninive und Babylon, 1909, S. 63 und 64. Vielleicht beruht diese Darstellungsweise auf (indirektem) ägyptischem Einfluß. [Beachte übrigens, daß auch Gott Ašur in einem Ring schwebend und Pfeil und Bogen führend mit zwei Seiten- und einem Schwanzflügel ausgestattet ist. Der griechische und der syrische Sonnengott ward bekanntlich mit (7) Strahlen ums Haupt dargestellt. (Vgl. GRESSMANN, Altorient. Texte und Bilder, Nr. 103, 135, 142).]

[2] Die Symbole (8) und (9) sind in einem Kudurru, den DE MORGAN, Dél. en Perse I, 168 veröffentlichte, ausdrücklich so erklärt (dort Nr. 1 und 6).

[3] und [4] Diese Beweismomente hat bereits FRANK, l. c. p. 14 f. für die Deutung: ‚Sin' und ‚Šamaš' geltend gemacht.

einem Stier stehend, mit wellenförmigem Doppelblitz = (6) in Fig. II. **(7)** Ištar (Göttin des Venussterns) auf einem Löwen; ihr Sternsymbol ist (7) in Fig. II. Falls eine assyrische (und nicht eine babylonische) Göttin gemeint ist, so kommt nur Ištar von Arbela in Betracht.

Fig. IV. **Kudurru (Grenzstein) Nazi-Maruttaš** mit 16 Göttersymbolen. [I. Bilderseite]: **(1)** Mondsichel = Sin. **(2)** Sonnenscheibe = Šamaš. **(3)** Venusstern = Ištar (von Babel). **(4)** Thronende Göttin mit Hund = Göttin Gula. **(5)** Skorpion = Göttin Išḫara. **(6)** Lampe = Nusku. [II. Bilderseite]: **(7)** Thron mit turbanähnlichem Aufsatz = Anu. **(8)** Das gleiche Symbol = Bēl (von Nippur). **(X)** [Ziegenfisch mit Widderkopf zerstört; vgl. aber Fig. V (6 und 7)] = Ea. **(9)** Thron [hier leer, sonst (vgl. Fig. V (7)) mit Ω — ähnlichem Aufsatz][1] = Bēlit (Nin-ḫar-sag). **(10)** Schlange [in unserem Bilde nur teilweise sichtbar; doch deutlich in Fig. V und VI] = Schlangengottheit Kadi. **(11)** Lanze

[1] Zimmern (bei Frank, Bilder und Symbole, S. 41) bezieht hierauf wohl mit Recht die Kudurrustelle: *mar-ka-su rabu-ú šá bīt si-kil-la* = ‚großes Band des *bīt si-kil-la*', indem er das Ω-ähnliche Ding für ein gewundenes Band ansieht. Aber was bedeutet es? Und was bedeutet ‚das Haus (der Tempel) *si-kil-la*'? Zimmern wagt keine Erklärung; vorerst ist wohl auch keine sichere Erklärung möglich. Dagegen läßt sich, wie mir es scheint, die Gottheit selbst, die durch das Symbol (9) versinnbildet ist, folgendermaßen feststellen. Da dieses Symbol in Fig. VI einen andern Platz hat (es steht dort in der 3. Reihe, die mit dem Marduk-Symbol beginnt) als in Fig. IV und V, so bildet es hier sicher keinen Teil des Ea-Symbols, sondern stellt eine besondere Gottheit dar. Aber welche? Wohl keine andere als Bēlit (Nin-ḫar-sag-ga). Gründe: 1) Neben Ea, den wir in Fig. IV an der lädierten Stelle der zweiten Reihe voraussetzen dürfen und neben Anu Bēl und Ea auf gleicher Linie in Fig. V, zweite Reihe, dürfte man von allen übrigen Göttern höchstens noch Marduk oder Ninib erwarten, von denen auch der letztere als Sohn des Bēl von Nippur im XIV. und XIII. Jahrh. noch hoch in Ehren stand. Aber die Symbole der beiden Götter folgen weiter unten, sind also schon vergeben. 2) Das Fehlen der Hauptgöttin (Bēlit) jener Zeit würde um so mehr befremden, als die Symbole von fünf andern Göttinnen: Ištar (Venusplanet), Gula (Göttin mit Hund), Išḫara (Skorpion), Kadi (Schlange), Aruru (Rabe?) vorhanden sind. 3) In der Tat bilden auch im Text des Kudurrus Fig. V (Scheil, Dél. II, 108) die vier Götter in der Rangordnung Anu, Bēl, Ea, Nin-ḫar-sag eine besondere Gruppe. Daß aber das Bēlitsymbol in dem Kudurru Nebukadnezars I. (Fig. VI) in der 3. Reihe (die mit dem Marduksymbol beginnt) steht, kann nicht auffallen, da auch sonst öfter die Hauptgöttin statt an der Seite des Gemahls nach den übrigen männlichen Hauptgöttern ihren Platz hat.

= Marduk [1] (Šulpaë). (12) Paar von Löwenköpfen mit Keule dazwischen (= Fig. II (11)) = Nergal oder Ninib [1]. (13) Geierkopf = Zamama (Ninib?) [2]. (14) Löwenkopf = Šitlamtaëa (?), eine Erscheinungsform des Nergal. (15) Vogel (Falke, Rabe?) auf Stange = Göttin Aruru (?). (16) Aufwärts fahrender Doppelblitz über Stier (Brüller) = Wettergott Adad.

Fig. V und Fig. VI. **Die Kudurrus Melišipak's und Nebukadnezars I.** Beide wurden hauptsächlich zwecks Vergleichung beigegeben. Fig. V bietet eine Reihe von Symbolen, die zum größten Teil mit denen in Fig. IV übereinstimmen. Die zwei oberen Reihen sind schon erledigt. In der 3. Reihe ist (8): ein Stab mit zwei Löwenköpfen auf einem geflügelten Löwen (Ninib oder Nergal) = IV (12); (9) = IV (13); (10) Vogel (Rabe?) auf dem Boden sitzend, fehlt in IV und in VI. (11) = IV (15); (12) fehlt in IV und VI. Falls — wie ZIMMERN (bei FRANK, l. c. p. 40) vermutet — IV (15) = Šitlamtaë (die eine der beiden Erscheinungsformen Nergals ist, so dürfte V (12) wohl die andere (Lugalgira) sein. Die 4. Reihe in V bietet 1) das Marduk-Symbol: Lanze über Thron auf einem gehörnten Schuppentier; 2) ein Triangel (Schreibstift?) auf einem reckteckigen Gebilde (Schreibtafel?), darunter ein Thron, der auf einem gehörnten Schuppentier ruht (das Ganze vermutlich das Symbol des Nabū); 3) Gula mit Hund = IV (4). Die beiden ersten Symbole finden sich in gleicher Ordnung in VI, 3. Reihe; statt der Gula steht aber hier an letzter Stelle der Thron mit gewundenem Band, das wir oben als Symbol der Bēlit ansahen. In der 5. Reihe ist uns nur das 1. Symbol = Adad, das 3. = Nusku und das 5. = Aruru (?) schon begegnet; die beiden andern: 2. = spatenförmiges Instrument auf Thron und Widder (?) und 4. = schreitender Vogel lassen sich z. Z. noch nicht erklären. Die 6. Reihe bietet eine Kammmuschel auf Thron (wohl eine Wassergottheit darstellend), sowie die bekannten Symbole Schlange = Göttin Kadi und Skorpion = Göttin Išḫara.

In Fig. VI, 4.—6. Reihe treten noch einige besondere Eigentümlichkeiten auf: ein Pferdekopf unter einem großen Joch, ein Schütze mit Skorpionschweif und eine Schildkröte. Ob der Pferdekopf und das Joch mit Bunene, dem Rosselenker des Šamaš, oder mit dem babylonischen Jochgestirn etwas zu tun haben, lasse ich völlig dahingestellt; nur auf folgendes möchte ich aufmerksam machen. Nach THOMPSON, texts Nr.

[1] Vgl. FRANK, l. c. 28 und ZIMMERN, ibid. 39. Eine endgültige Entscheidung muß wohl bis zum Erscheinen neuer Bilderinschriften verschoben werden; vgl. übrigens die Schlußbemerkungen über Ninib in Fig. VI.

[2] Ninib findet sich wiederholt mit Zamama identifiziert; vgl. indes die Schlußbemerkung über Ninib in Fig VI.

272, 7 ff. sind *Šar-ur* und *Šar-gaz* am Sternhimmel zwei helle Gestirne am Schweifstachel des Skorpions, der dort als ‚großer Herr *Pa-bil-sag*‘ genannt wird; dieser ist aber nichts anderes als der himmlische Schütze (Sagittarius) der babylonischen Astrologie. Andererseits gelten *Šar-ur* und *Šar-gaz* auch als Waffen Ninibs, des Kriegs- und Jagdgottes, der natürlich auch Pfeil und Bogen führt. Sollte daher der Skorpionschütze des Kudurru Nebukadnezars I. nicht Ninib, der Gemahl Gulas sein, zumal hier das Symbol der letzteren unmittelbar vorausgeht? Ist dem so, so würden die Löwenkopfzwillinge in der 4. Reihe unbedingt Nergal angehören.

Fig. VII. **Adoration des Sonnengottes Šamaš (von Sippar).** Das Bild fand sich auf einer in einer Tonkiste verpackten Inschrift-Tafel in Abu-Habba (dem alten Sippar, der Sonnenstadt). Als Zeit der Abfassung gibt die Inschrift die Regierungszeit Nabū-apal-iddins (zirka 810—854 v. Chr.) an. Das Relief selbst ist nur die Kopie eines viel älteren Originals, das nach Ausweis des Textes schon unter Simbar-Šipak (1045—1028 v. Chr.) verloren gegangen war. Šamaš sitzt auf einem Thron unter seinem Zelt, das auf dem Wasser des Apsū ruht (s. unten). Die Rechte des Gottes hält Stab und Ring. Darüber die bekannten Embleme von Sin (Mond), Šamaš (Sonne) und Ištar (Venusstern). Vor dem Zelt steht auf einem Tisch das mit Flammenbändern durchzogene vierspeichige Sonnenrad, das von zwei männlichen Figuren an der Front des Zeltdaches mittelst Stricken festgehalten wird. Vor dem Sonnenrad ein Priester mit einem Adoranten und einem dritten (wahrscheinlich der Schutzgott des letzteren); vgl. oben S. 81. Drei kleine Inschriften aus späterer Zeit lassen über die Bedeutung des Bildes keinen Zweifel.

(links):
ṣa-lam Šamši beli rabi
a-šib E-babbar-ra [1]
ša ki-rib Sippar ki
= Bildnis des Šamaš, des großen Herrn,
(der da) bewohnt Ebabbar [1],
welches ist in Sippar.

(rechts oben):
il Sin, Šamaš u Ištar ina pu-ut apsi [2]
ina bi-rit ili muš-ti-mi nadu-u [3]
= Sin, Šamaš und Ištar gegenüber dem Ozean [2]
beim Erblicken (? oder: im Throngemach ?) des göttlichen Entscheiders werden (sind) aufgestellt [3]

(rechts innerhalb des Zeltes):
pāš (MIR) Šamši
ṣir ŠI II [4]
= Rad (? Lichtscheibe) des Šamaš,
der Glanz seines Auges (Antlitzes) [4].

[1] ‚Weißes Haus‘.

[2]) Die Babylonier unterschieden einen unterirdischen Süßwasserozean (apsū) und einen himmlischen; ersterem entsprangen die Quellen,

letzterem der Regen. Auch die Heiligtümer der einzelnen Gottheiten hatten — und zwar schon in altbabylonischer Zeit (vgl. THUREAU-DANGIN, Sumer. und akkad. Königsinschriften, Index sub voce ‚abzu‘) — ihren apsū, der wohl den kosmischen repräsentieren sollte. Um einen solchen handelt es sich in unserem Text und Bild.

[3] Die Stelle bereitet nicht geringe Schwierigkeiten. JOH. JEREMIAS (Beitr. z. Ass. I, 269) transkribiert und übersetzt: *ina bi-rit ili muš-ti-mi innadu-u* = in das Gefängnis (??) des Entscheiders sind sie geworfen“; der Entscheider (*muštimu*, Part. I, 2 von שים) sei „vielleicht Ea, der Lenker der Schicksale“. — PEISER (KB III, 1, 175): *ina bi-rit AN (= šamí?) muš-ti-mi inadu-u* = „sind zwischen Himmel und . . . gestellt worden. Die Deutung von J. JEREMIAS ist jedenfalls unzulässig; denn das Verbum bezieht sich doch — wie schon PEISER einsah — ohne Zweifel auf die unmittelbar darunter befindlichen Göttersymbole Sonne, Mond, Venusstern, die man natürlich nicht ins ‚Gefängnis (?)‘ wirft. PEISER wagt keine weitere Erklärung. Ob inzwischen eine solche erschienen ist, vermag ich nicht zu sagen. Nicht unwahrscheinlich ist die Fassung: ‚beim Erblicken des göttlichen Entscheiders‘, d. h. beim Erscheinen des aufgehenden Šamaš (vgl. oben S. 80 ff.). Es wären aber auch noch andere Deutungen möglich, zunächst: *ina bi-rit ilāti ṣir-ti mūši* = ‚beim Erblicken der erhabenen Göttin der Nacht‘, d. h. der Venus als Abendstern und *ina bi-rit an ṣir-ti mūši* = ‚innerhalb des Zeltes [oder Zeltdaches] (?) der Nacht‘ (nämlich dem Zelt, in [unter] dem Šamaš des Nachts ruht). Die erste der beiden Deutungen wird durch die Tatsache gestützt, daß die eigentlichen Rüstungen für die Adoratio des Šamaš schon am vorausgehenden Abend oder in der Morgendämmerung getroffen wurden. Dagegen spricht aber, daß die Venusgöttin hierbei sonst keine Rolle spielt. Die zweite Deutung setzt voraus, daß hier möglicherweise *AN* umschlossener Raum (Gewölbe?) wie in *an ṣilli* = Raum des Schattens = Gefängnis; vgl. DELITZSCH, HW 94, a) einen Raum und *ṣirtu* = Zelt bedeutet, innerhalb dessen auf dem Bilde (Fig. VII) ja auch wirklich die drei Embleme sich finden. Für ‚Zelt‘ kenne ich aber nur das Wort *zarātu (ṣarātu?)*, und ein *ṣirtu* ist mir nur in der Bedeutung ‚pectus mulieris‘ bekannt. — Am einfachsten, weil der bildlichen Darstellung am besten entsprechend, wäre die Annahme, daß *bīrtu* den Raum bedeutete, in dem Šamaš seinen Thron aufgeschlagen hat. Und dies ist in der Tat gar nicht unwahrscheinlich; *bīrtu* in der Bedeutung ‚Burg‘ ist ja bekannt; vgl. בִּירָה ‚Schloß, Burg, Palast‘. Es könnte daher leicht sein, daß auch das Throngemach *bīrtu* hieß (pars principalis pro toto).

[1] Auch diese Stelle ist schwierig. JOH. JEREMIAS (l. c.): *agū ili Šamaš muš-ši* 𒀀 = Gemach des Šamaš, Gerät (??) ebendesselben. PEISER: *agū Šamaš ṣir pan Šamši* = Mondscheibe, Sonne, Aufleuchten (?) vor Šamaš (d. i. Ištar). Damit ist aber nichts anzufangen. *MIR* ist

zweifellos die radförmige Sonnenscheibe, die vor dem Bilde des Šamaš steht und ist wahrscheinlich *pāšu* zu lesen. Der Rest scheint mir: *ṣir ēni* [oder *pāni*] do. (sc. *Šamši*) = ‚Glanz des Auges [oder des Antlitzes] des Šamaš‘ gedeutet werden zu dürfen, wo *ṣir* st. c. von *ṣirru*, einem aus dem bekannten Verb. *ṣarāru* = ‚aufglänzen‘ regelmäßig abgeleiteten Nomen ist (vgl. *ṣalalu*, *ṣillu* (Schatten); *dabābu*, *dibbu* (Rede) usw.); dieses *ṣir* wird außerdem in den astronomischen Tafeln der Arsacidenzeit in der gleichen Bedeutung (vom Leuchten der Sonnen- und Mondscheibe über dem Horizont) gebraucht. Die Stelle bedeutete also: die von radialen Lichtstreifen durchzogene Scheibe ist das Symbol des leuchtenden Auges [oder des Antlitzes] des Šamaš. (Das Zeichenpaar *ŠI . II* kann natürlich an sich auch das Auge einfachhin bedeuten (insofern es ein paarweise vorkommendes Glied ist); aber dann müßte das Suffix *šu* folgen; letzteres wird nun hier durch das auf Šamaš sich beziehende Wiederholungszeichen *II* ersetzt). Die Deutung: *ṣīr ēni* ‚erhabenen Auges‘ (analog *pit uzni* ‚offensinnig‘) als Epitheton des Gottes Šamaš scheint mir nicht wohl zulässig, da die Schreibung *ṣir* f. d. stat. constr. *ṣīr* auffallend wäre. Man hätte dann *ṣi-ir* oder das Ideogr. *MAḪ* geschrieben. Absolut unmöglich wäre jene Schreibung im Hinblick auf die Schreibungen *bit* für *bīt (E)* ‚Haus‘, *šár* für *šār (IM)* ‚Wind‘ (in astronom.-meteorol. Texten) allerdings nicht.

Inhaltsverzeichnis.[1]

---

[1] Mit Ausschluß von S. 127—146. Die kursiv gedruckten Stellen beziehen sich auf Irrtümer der Panbabylonisten und anderer. Ein * neben der Seitenzahl bedeutet: Anmerkung. L. = Land; G. = Gott.

Verbesserungen.

S. 3	Z. 1	lies:	auch in	statt:	auch
8	„ 2 v. u.	„	Förstemann	„	Förstermann
9[1]	„ 1	„	Förstemann	„	Förstermann
9[1]	„ 11	„	Analogon	„	Analogo
13	„ 3	„	jungen	„	jnugen
13	„ 12 v. u.	„	, auch	„	auch,
17	„ 12 „ „	„	Jahrtausende	„	Jahrhunderte
28	„ 5 „ „	„	Namen	„	Namens
28	„ 2 „ „	„	Ululai	„	Uluai
30	„ 3 „ „	„	bestimmtest	„	bestimmtes
31	„ 13	„	und diese sei	„	und
63	„ 11 v. u.	„	de Genouillac	„	de Genoulliac
86[1]	„ 1	„	de Genouillac	„	de Genoulliac
86	„ 4 v. u.	„	Erst	„	Est
139	„ 1 „ „	„	ils	„	il

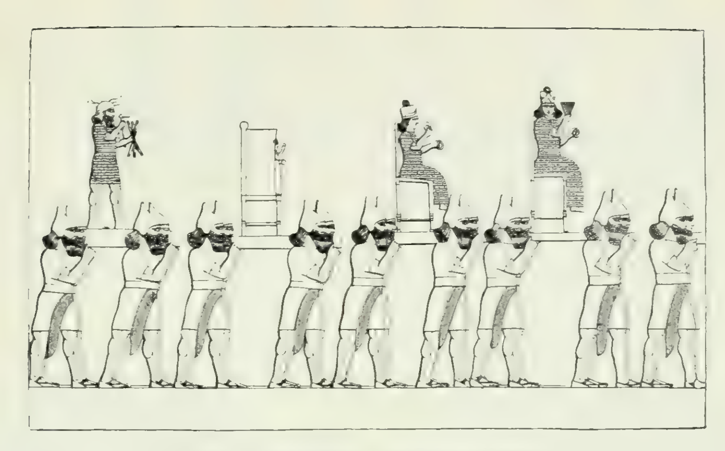


Fig. I. Assyrische Götterprozession.
Nach KAULEN, Assyrien und Babylon, S. 223.



Fig. II. Oberer Teil der Asarhaddon-Stele von Sendschirli
[nach: Ausgrabungen in Sendschirli 18 (von LUSCHAN); Berlin. Museum].

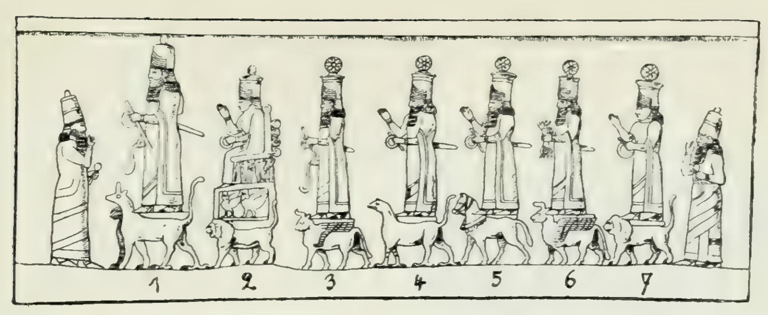


Fig. III. Babylonisch-assyrische Götter auf dem Felsrelief von Maltaja [nach: Ausgrabungen in Sendschirli 23 (von LUSCHAN)].



Fig. IV a.
Kudurru Nazi-Maruttaš's (Ende d. XIV. Jahrh. v. Chr.). Erste Bildseite [nach: Déleg. en Perse I, Pl. XIV; Louvre].



Fig. IV b.
Kudurru Nazi-Maruttaš's (Ende d. XIV. Jahrh. v. Chr.). Zweite Bildseite [nach: Déleg. en Perse I, Pl. XV, Louvre].



Fig. V. Kudurru Meli-Šipak's
(Ende d. XIII. Jahrh. v. Chr.).
[nach: Délég. en Perse I,
Pl. XVI; Louvre].

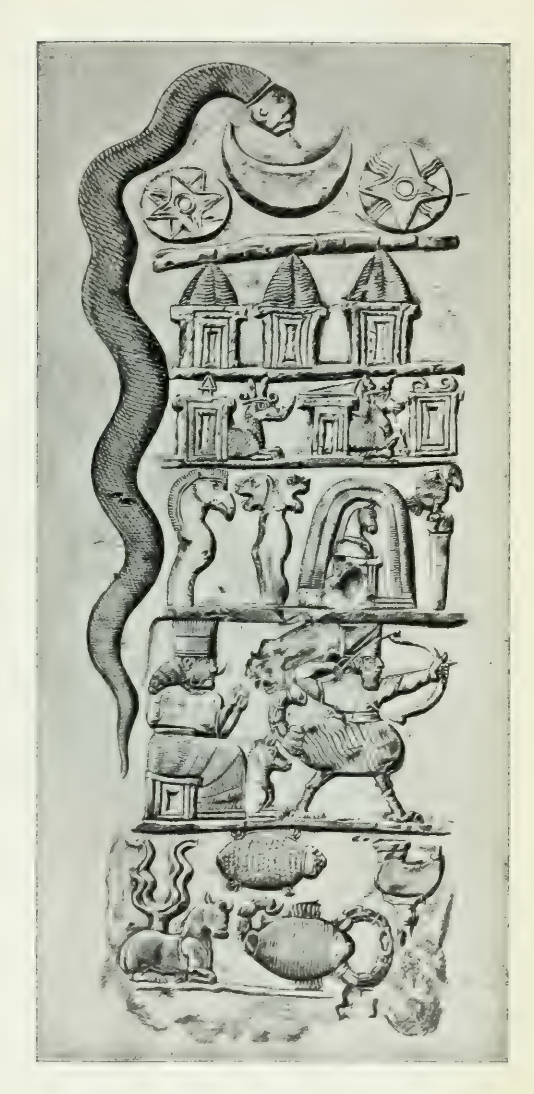


Fig. VI. Kudurru Nebukadnezars I.
(2. Hälfte d. XII. Jahrh. v. Chr.)
[nach: V R 57; Brit. Mus.].



Fig. VII. Adoration des Sonnengottes Šamaš (von Sippar)
[nach V R 60; Brit. Mus.]

Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung, Münster i. W.

Vom gleichen Verfasser erschienen in unserem Verlag:

Sternkunde und Sterndienst in Babel

Assyriologische, astronomische und astralmythologische Untersuchungen. **I. Buch:** Entwicklung der babylonischen Planetenkunde von ihren Anfängen bis auf Christus. 1907. XVI u. 292 S. in Lex. 8° nebst 24 keilinschriftl. Beil. Mk. 32.

Fachmännische Urteile.

(Die Hervorhebungen einzelner Stellen durch Sperrdruck rühren vom Verlag her.)

Astronomische Urteile:

Naturwissenschaftl. Rundschau. 1907. Nr. 40. **A. Berberich** (Prof. am astron. Recheninstitut zu Berlin): „Die Resultate, zu denen diese Forschungen geführt haben und noch weiterhin führen dürften, gehen den sehr weiten Kreis aller Gebildeten an ... Diese seien auf das hier besprochene Werk und seine in Aussicht gestellten Fortsetzungen hingewiesen, das in keiner öffentlichen Bibliothek, namentlich nicht in den Bibliotheken der höheren Schulen, fehlen sollte."

Vierteljahrschr. d. Astronom. Gesellsch. 42. Jahrg. 1907. Heft 4. **F. K. Ginzel** (Prof. am kgl. astron. Recheninstitut zu Berlin) schließt sein eingehendes Referat: „Über die große Bedeutung des Kuglerschen Werkes für die Geschichte der alten Astronomie und Chronologie brauche ich meinem Referate wohl keine Worte hinzuzufügen."

Rivista di Scienza „Scientia", vol. III, anno II (1908) N. VI und vol. IV, anno II (1908) N. VII. Hier legt der bedeutendste italienische Astronom der Gegenwart, Direttore Prof. **Giovanni Schiaparelli**, seiner Abhandlung ‚I progressi dell' astronomia presso i Babilonesi' hauptsächlich die Forschungsergebnisse Kuglers zu grunde, dessen ‚Sternkunde etc.' er in seinem ‚I primordi dell' astronomia presso i Babilonesi' folgendermaßen charakterisiert: „... un notevolissimo lavoro, in cui la chiarezza e la certezza dei risultati non lascia quasi più nulla a desiderare" ... „Qui tutto è nuovo; oro appena cavato dalla miniera, e già perfettamente lavorato e lucente."

Urteile von Kulturhistorikern und Assyriologen:

Journal des Savants, 1907, p. 564 suiv. **A. Bouché-Leclercq** (professeur d'histoire ancienne à la Sorbonne et Membre de l'Institut): „le P. Kugler, déjà connu dans le monde savant par de nombreux travaux sur le sujet embrasse aujourd'hui dans son ensemble" ... „Je ne crois pas être dupe de mon incompétence en disant, que le grand ouvrage du P. Kugler fera époque dans la science."

Bulletin critique, 1908, p. 91 suiv. **François Martin** (professeur d'assyriologie à l'Institut catholique): „... [le P. Kugler] a eu le courage de s'adonner à la fois à l'étude de l'assyriologie et à celle de l'astronomie ..." „Le succès n'a pas tardé à recompenser ses efforts. Son premier ouvrage (Die babylonische Mondrechnung) ... a reçu dans le monde savant un accueil des plus flatteurs. Aujourd'hui il aborde une entreprise plus considerable ..." „Ces textes (de la IIe partie) sont extrèmement ardus et ce n'est pas un des moindres mérites du P. Kugler que de les avoir si brillamment interpretés. Je pourrais en dire autant de ceux de la troisième partie ..." „... son ouvrage [sera] désormais le manuel indispensable pour l'étude de l'astrologie et de l'astronomie babyloniennes ..."

Historische Vierteljahrschrift, 1908, 3 (S. 360 ff.). **F. H. Weissbach** (Professor der Assyriologie a. d. Univ. Leipzig): „Wiederum ist es ihm (Kugler) gelungen, durch eindringende, höchst mühesame Forschungen in Texten und Textfragmenten, in denen der Uneingeweihte nichts als Zahlen, untermischt mit Monats- und Sternnamen und sonstigen Ideogrammen, erblickt, die Beziehungen, die zwischen diesen Angaben bestehen, zu erkennen."

Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung, Münster i. W.

In seinem bekannten Werke *‚Die Religion Babyloniens und Assyriens'* S. 427—547 verweist **M Jastrow** (Prof. d. semit. Sprachen a. d. Univ. von Pennsylvanien) mehr als fünfzigmal zustimmend auf K.'s ‚Sternkunde', die er S. 427 als „Standardwork" bezeichnet.

Theologische Revue, 1908, Sp. 300 ff. **Joh. Hehn** (Assyriologe u. Prof. d. Exegese a. d. Universität Würzburg): „Der Verf. hat sich bemüht, seine Berechnungen auch dem Laien in der Astronomie verständlich zu machen . . . Auch in der Assyriologie hat sich K. mit großer Energie eingearbeitet so daß er jetzt allein leistet, was Epping und Straßmaier nur mit vereinter Kraft unternehmen konnten . . . Es ist in der Tat eine Leistung."

Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten, 1908, Nr. 49. **Fritz Hommel** (Prof. d. Assyriologie a. d. Univ. München): „Der Verfasser dieses hochbedeutsamen und gelehrten, durchaus aus ersten Quellen schöpfenden Buches ist der schon durch seine ‚Babyl. Mondrechnung' vorteilhaft bekannte Jesuitenpater F. X. Kugler, der in seltener Weise die gründlichsten astronomischen und orientalischen (speziell assyriologischen) Kenntnisse in seiner Person vereinigt" . . . „auch gibt der vorliegende erste Band weit mehr, als der Titel andeutet."

Luzacs Oriental List, 1908, Januar-Februar p. 16. Der bekannte assyriologische Berichterstatter (Hofrat Professor **C. Bezold**) urteilt: „By far the most important work on Babylonian Astrology and Astronomy that has been written is Prof. Fr. X. Kuglers „Sternkunde und Sterndienst in Babel."

Sternkunde und Sterndienst in Babel

II. Buch: Natur, Mythus und Geschichte als Grundlagen Babylonischer Zeitordnung nebst eingehenden Untersuchungen der älteren Sternkunde und Meteorologie. Ende 1909. **Erste Hälfte** (XVI u. 200 S. in Lex. 8° mit 2 Figurentafeln) Mk. 16.

Fachmännische Urteile:

Anthropos, Intern. Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde, 1910, S. 276 f. P. P. S. V. D. **D. Kreichgauer** (Mathem. u. Naturf.) und **W. Schmidt** (Ethnologe): „Der eben erschienene Teil des großen und inhaltreichen Werkes schließt sich würdig den bisher veröffentlichten Arbeiten P. K.s über die Babylonier an . . . Der Abschnitt über die Platonische Zahl (10000) bietet . . eine große Überraschung. Dem Verfasser ist es nämlich geglückt, ihren Betrag durch scharfsinnige Interpretation festzustellen . . . Für die Mythologie und Religion Babylons fallen schon während der eigentlichen astronomischen Erörterungen eine Menge wertvoller Feststellungen ab . . . Wir wünschen dem Verfasser das volle Andauern seiner immensen Schaffenskraft . . ."

Histor.-polit. Blätter, München 1910, 784 ff. Prof. Dr. **S. Landersdorfer**. O. S. B. (Assyriologe), Ettal: „Es ist hier nicht beabsichtigt und auch nicht möglich, den überaus reichen Inhalt auch nur kurz zu skizzieren; eine ganze Reihe der interessantesten kulturhistorischen, sowie speziell mathemat.-astronom. Fragen findet hier nicht nur eine sachkundige, auf gründlicher Kenntnis des Materials gestützte Behandlung, sondern zumeist auch eine überzeugende Lösung. Kuglers neues Buch ist eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges."

Recherches de science religieuse, Paris 1910, 408 ff. **Alb. Condamin** (Prof. der Exegese und Orientalist, Hastings, England): „Bien que l'auteur ait souvent l'occasion de réfuter ou de corriger, en passant, les opinions de plusieurs assyriologues, son livre n'a rien de la forme d'un écrit de polémique; il garde toujours le ton calme et digne de la discussion scientifique; sa méthode sobre et sûre, sa marche ferme sont une vraie jouissance pour l'esprit . . . C'est un de ces rares ouvrages qui marquent un notable progrès dans la science et qui durent, destinés à être consultés longtemps par les savants."

(Die zweite Hälfte erscheint 1911.)

Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung, Münster i. W.

[illegible]

Sternkunde und Sterndienst in Babel

II. Buch: Natur, Mythus und Geschichte als Grundlagen [illegible]

[illegible]

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

